Elbing 1936

Heft 12/13

Elbinger Jahrbuch

Zum 70jährigen Bestehen des Städtischen Museums 1935

Ausschuß des Elbinger Jahrbuchs: Prof. Dr. Bruno Ehrlich
Bibliotheksdirektor Dr. Hanns Bauer
Prof. Dr. Traugott Müller

Zuschriften sind an den Herausgeber
Prof. Dr. Ehrlich, Elbing, Yorkstraße 8, zu richten

Für den Inhalt der veröffentlichten Abhandlungen usw.
sind die Verfasser derselben verantwortlich

Den Umschlag zeichnete nach einem Entwurf von
Regierungsbaurat Warnemünde-Marienwerder
Gebrauchsgraphiker Erich Senkowski-Elbing.

Druck von E. Wernichs Buchdruckerei, Elbing

Inhaltsverzeichnis.

I. Geleitwort:

II. Abhandlungen:

III. Kleine Beiträge:

IV. Berichte und Buchbesprechungen:

Zum 70jährigen Bestehen des Städtischen Museums zu Elbing.

Nach dreijähriger Pause erscheint, nachdem die wirtschaftlichen Hindernisse beseitigt sind, endlich wieder ein Heft des Elbinger Jahrbuchs, und zwar als Doppelheft 12/13 für die Jahre 1935 und 1936. War das im Jahre 1933 erschienene Heft 11 der Elbinger Altertumsgesellschaft zu ihrem 60jährigen Bestehen gewidmet, so soll das vorliegende Doppelheft eine Ehrengabe zum 70jährigen Bestehen des Städtischen Museums im Jahre 1935 sein. Diesem Zwecke entsprechend sind in diesem Hefte auch einige der wertvollsten Gegenstände aus dem Besitze des Museums und einige der bedeutendsten Ausgrabungen des Städtischen Museums in Abhandlungen veröffentlicht worden, und den Umschlag desselben ziert ein Bild des jetzt zum Jubiläum von der Stadt mit Beihilfen des Herrn Ministers und der Provinz wiederhergestellten baugeschichtlich wertvollsten Museumsgebäudes nach einem Entwurf des Herrn Regierungsbaurats Warnemünde von der Regierung in Marienwerder, dem für diese liebenswürdige Jubiläumsgabe herzlich gedankt sei.

Städtisches Museum und Elbinger Altertumsgesellschaft! Weit über ein halbes Jahrhundert haben sie in gemeinsamer Arbeit, die auch immer durch eine „Personalunion" in der Leitung zum Ausdruck gekommen ist, unentwegt dasselbe Ziel verfolgt: die Bevölkerung der alten Ordens- und Hansestadt Elbing und weitere Kreise in die Heimatkunde unseres engeren Heimatgebietes einzuführen und mit ihr vertraut zu machen. Je nach der Veranlagung und den besonderen Kenntnissen der jeweiligen Leiter und dem Vorhandensein von geeigneten und hilfsbereiten Freunden und Helfern sind dabei bald mehr, bald weniger vor allem die Vorgeschichte, die Geschichte, die Natur- und Volkskunde der Heimat berücksichtigt worden. Geschah dieses seitens der Altertumsgesellschaft besonders in Schrift und Wort durch Vorträge und wissenschaftliche Veröffentlichungen und bis 1929 auch anhaltend durch Sammlung kulturgeschichtlich wertvoller Gegenstände und durch vorgeschichtliche Ausgrabungen, die ihr einen wissenschaftlichen Ruf in ganz Deutschland und auch im Auslande verschafften, so hat das Museum seine Aufgabe vor allem darin gesehen, die Heimatkunde des Elbinger Gebietes möglichst vielseitig durch Ausstellung der gesammelten Gegenstände zur Anschauung zu bringen.

Die Verbundenheit des Städtischen Museums und der Elbinger Altertumsgesellschaft hat seit 1920 auch durch die Herausgabe des „Elbinger Jahrbuchs" ihren Ausdruck gefunden, das als wissenschaftliche Zeitschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft und der Städtischen Sammlungen in Elbing begründet wurde, um Beiträge zur Geschichte Elbings

und zur Landeskunde zu veröffentlichen, mit dem besonderen Zweck, damit zunächst auch Vorarbeiten für die zum 700=Jahr=Jubiläum der Stadt zu erwartende wissenschaftliche Geschichte Elbings zu leisten.

Anläßlich des 70jährigen Bestehens des Städtischen Museums ist es wohl angebracht, wenigstens kurz das Wichtigste aus seiner Geschichte zusammenzustellen. Eine umfassende Darstellung seiner Geschichte mag dann zu seinem 75jährigen Jubiläum geschrieben werden, das auch in der Oeffentlichkeit mehr Beachtung finden dürfte, als es 1935 leider möglich war.

Die Gründung einer städtischen Sammlung wurde von dem Magistrat der Stadt Elbing unter Bürgermeister Burscher am 8. November 1864 beschlossen. Am 13. und 14. März 1865 wurde, wie wir der Festschrift Dorrs zum 25jährigen Jubiläum der Altertumsgesellschaft entnehmen, „die Translokation von 128 Objekten aus der Stadtbibliothek bewerkstelligt“ und diese zunächst in dem großen Zimmer unter dem Turm, später in zur Aufbewahrung der „Kunstsammlung“ besonders bestimmten und von Baurat Giede renovierten Räumen des damaligen Rathauses untergebracht. Damit war die Gründung des Städtischen Museums vollzogen. Mit den Städtischen Sammlungen wurden dann bald auch die Gegenstände der Conventshalle vereinigt. Diese war schon am 26. November 1813 als Vermächtnis des bekannten Kaufmanns und Elbinger Geschichtsforschers Johann Jacob Convent (geb. 25. Mai 1779, gest. 29. Januar 1813) mit den von ihm gestifteten „unschätzbaren Elbingeschen Antiquitäten“ im Industriehause, dem heutigen mittleren Museumsgebäude Heilig Geiststraße 4, eröffnet worden, bildete also das erste Elbinger Museum. Die bedeutendste Erweiterung erfuhren dann die Städtischen Sammlungen seit dem Jahre 1878 durch die Zuführung der ganzen wertvollen Sammlungen der Elbinger Altertumsgesellschaft, die dann nach 50jährigem Zusammenwirken mit dem Städtischen Museum im Jahre 1929 ihre ganzen Sammlungen der Stadt Elbing für das Städtische Museum schenkte.

Die Aufsicht über die Sammlungen erhielt zunächst der Kastellan Seidlitz, der auch 1869 nach der Aufstellung vom Jahre 1867 den ersten „Katalog der Kunst= und Altertumssammlung im Rathause der Stadt Elbing“ herausgab. Im Jahre 1868 setzte der Magistrat eine besondere Kommission zur Beaufsichtigung und Verwaltung der Kunstsammlung ein. Seit 1878 waren die Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft immer auch zugleich die von der Stadt beauftragten Leiter des Städtischen Museums. Der erste Kustos war Dr. Siegfried Anger. Als Anger im Jahre 1883 als Gymnasialdirektor nach Graudenz versetzt wurde, verwaltete kurze Zeit der Buchhändler Meißner das Museum, bis im Jahre 1884 Dr. Robert Dorr zum Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft und zugleich auch vom Magistrat zum Kustos des Museums gewählt wurde. 32 Jahre lang hat Prof. Dorr diese beiden Ehrenämter mit größter Liebe und Hingabe seiner ganzen Persönlichkeit verwaltet. Die Aera Dorr bedeutet für das Städtische Museum wie für die Altertums=

gesellschaft eine Zeit glanzvoller Entwicklung und hoher Blüte. Er hat den wissenschaftlichen Ruf des Museums und der Altertumsgesellschaft begründet. 1901 gab er einen Führer durch die Sammlungen des Städt. Museums heraus. Ihm ist auch in erster Linie der wissenschaftliche Ausbau der Sammlungen zu verdanken. Wenn er auch vornehmlich Vorgeschichtsforscher war, so hat er doch auch den Sammlungen zur Stadtgeschichte stets das größte Interesse entgegengebracht. Insbesondere sind seiner Sammeltätigkeit die reichen Innungsschätze zu danken, die das Städtische Museum heute besitzt. Was Robert Dorr für das Städtische Museum trotz der bescheidenen Mittel, die die Stadt damals für ihr Museum hergab — jährlich 300 RM.! — dennoch geleistet hat, muß ihm für alle Zeiten gedankt werden. Die Elbinger Altertumsgesellschaft hat das Andenken ihres hochverdienten langjährigen Vorsitzenden und seit 1916 Ehrenvorsitzenden anläßlich seines 100. Geburtstages am 4. September 1935 durch einen Gedenkstein auf dem Burgwall bei Lenzen geehrt. Als Dorr als 81jähriger Greis im Jahre 1916 seine beiden Ehrenämter niederlegte, wurde sein Nachfolger der gegenwärtige Leiter des Städtischen Museums und der Altertumsgesellschaft Prof. Dr. Bruno Ehrlich.

Das Museum hat seine Aufgaben in den ersten sechs Jahrzehnten seines Bestehens nur unter den größten Schwierigkeiten und deshalb nur unvollkommen erfüllen können. Es fehlte am nötigsten, an genügenden und geeigneten Räumen, an Geld, leider bei den maßgebenden Stellen vielfach auch an dem nötigen Interesse und an Verständnis für die Bedeutung des Museums als einer Volksbildungsstätte. Sechs Jahrzehnte lang hat das Museum ein Wanderleben führen müssen. Dorr ist mit dem Museum zweimal umgezogen. 1893 leitete er den Umzug in die Erdgeschoß-Räume des neuen Museums, die an sich nicht übel, aber doch in keiner Weise hinreichend waren, und 1912 mußte er auch diese Räume verlassen, um die Städtischen Sammlungen in die Aula des ehemaligen Realgymnasiums in der Kalkscheunstraße zu überführen, die ebensowenig die Möglichkeit einer modernen Anforderungen genügenden Aufstellung boten. In turmhohen Schränken mußten hier die wertvollen Schätze, wenn auch geordnet, so doch im wesentlichen nur magaziniert lagern.

Mit dem Jahre 1924 setzte endlich unter dem Oberbürgermeister Dr. Merten und dem Dezernat des kunstverständigen Stadtrats Eduard Stach ein erfreulicher Umschwung ein. Das Museum erhielt sein erstes eigenes Haus, das alte Industriehaus in der Heilig Geiststraße, das einst die Conventhalle beherbergt hatte. Es erhielt aber endlich auch die erforderlichen Mittel. So konnte seitdem zum ersten Male die bis dahin notwendig gewesene Behelfsausstellung in eine den modernen Anforderungen entsprechende umgewandelt werden, so konnten auch die Sammelgebiete, die früher wegen des Mangels an Raum und Geld vernachlässigt werden mußten, endlich mehr berücksichtigt werden. Mit lebhaftem Interesse verfolgte die Elbinger Bürgerschaft die blühende Entwickelung ihres Museums. Ständig wuchs die Besucherzahl des Museums, das jetzt

nicht nur am ersten Sonntage jedes Monats, sondern jeden Tag geöffnet war. Auch die Zahl der Fremden, die das Museum besuchten, wurde von Jahr zu Jahr größer. Bald genügte das eine Haus nicht mehr; die Stadt kaufte das Nachbarhaus Heiliggeiststraße 3 an, und da auch dieses nicht hinreichend war, um die ständig wachsenden und auch durch zahlreiche Stiftungen vermehrten Sammlungen unterzubringen, so ist jetzt dank der Fürsorge des Herrn Oberbürgermeisters Woelk, der selbst das Dezernat des Museums übernommen hat, auch das andere Nachbarhaus des alten Industriehauses, das sich schon in städtischem Besitz befand, dem Museum zur Verfügung gestellt worden.

Ueber die Neuordnung des Städtischen Museums seit dem Jahre 1924 ist im Elbinger Jahrbuch wiederholt berichtet worden (vgl. Heft 9, 1931, S. 159 f., Heft 10, 1932, S. 133 ff. und den Bericht über die Jahre 1933 bis 1935 in diesem Hefte). Es erübrigt sich daher, auch an dieser Stelle noch einmal davon zu sprechen. Nur soviel sei auch hier hervorgehoben, daß die Museumsleitung stets bemüht gewesen ist, den Forderungen der Zeit gerecht zu werden. Das gilt besonders auch seit der Machtübernahme durch unsern Führer Adolf Hitler den Forderungen des Dritten Reiches gegenüber, wie sie vor allem durch den Führer selbst und durch Alfred Rosenberg vertreten werden.

Diese Forderungen gipfeln darin, daß die Museen als Volksbildungsstätten mehr als früher volksverbunden werden sollen. Durch zu starke einseitige Betonung der Wissenschaftlichkeit waren die Museen in früheren Zeiten vielfach dem Laien unverständlich geblieben und daher im heutigen Sinne volksfremd gewesen. Mehr als je verlangt das Volk heute nach klarer Anschaulichkeit, die es ihm ermöglicht, sich auf Grund der ausgestellten Gegenstände auch ein Bild von der Kultur der Ahnen, von ihren Sitten und Gebräuchen zu machen. Zumal für die Vorgeschichte, der der Laie naturgemäß fremd gegenüber steht, bedarf es daher neben der Ausstellung der Gegenstände selbst auch der Veranschaulichung durch Modelle, Bilder und Erläuterungen. Das gleiche gilt auch für die Volkskunde. So soll die Vorzeit dem Volke lebendig gemacht werden, wie es in vorbildlicher Weise in Ulm bei der 3. Reichstagung für Vorgeschichte durch die von Alfred Rosenberg eröffnete Ausstellung „Lebendige Vorzeit“ vorgeführt wurde.

Auf diesen neuen Bahnen wird auch das Städtische Museum seine Ziele zu verfolgen bemüht sein. Der Ausspruch des griechischen Weisen *πάντα ῥεῖ*, alles ist im Fluß, gilt, wie für alle Zeiterscheinungen, so auch für die Museen. Es gibt keinen Stillstand, es gibt auch kein Zurück — es gibt nur ein Vorwärts. Wir leben in der Gegenwart und für die Zukunft — auch im Museum. Wenn wir aber heute die an sich gleichen Hauptziele, wie einst die Gründer des Museums und die früheren Leiter desselben, auf neuen Wegen verfolgen, so darf das nicht zu einer Minderbewertung des einst auf andern Wegen Erreichten führen. Jene Männer haben aus ihrem Zeitgeist heraus und für ihre Zeitgenossen auch schon die Vorzeit für diese lebendig zu machen gesucht, und wir beugen uns in

Ehrfurcht und Dankbarkeit vor ihnen und vor ihren Erfolgen, die auch von ihren Zeitgenossen dankbar gewürdigt wurden. Sie haben erst die Möglichkeit geschaffen, daß das Städtische Museum heute an den hohen nationalen Aufgaben des nationalsozialistischen Staates auf den neuen Wegen mitwirken kann.

Möge das Städtische Museum auch im achten Jahrzehnt seines Bestehens und darüber hinaus der Elbinger Bevölkerung und weiteren Kreisen ein Führer zum Verständnis der Kultur ihrer germanischen, baltisch-preußischen und deutschen Ahnen und damit zum Gefühl der Ahnenverbundenheit und zur Heimatliebe sein! Möge es mit seiner Arbeit auch weiterhin eine starke Stütze des Deutschtums in der Ostmark bleiben, indem es in seinen Sammlungen zeigt, daß unsere Heimat Jahrtausende hindurch germanischer Siedlungsboden gewesen oder unter germanischem Kultureinfluß gestanden hat, und indem es weiter zeigt, was dann seit der Ordenszeit bis heute deutsche Kultur geschaffen hat!

Prof. Dr. Bruno Ehrlich.

Abhandlungen

Die Arbeiterschaft in der Elbinger Wirtschafts- und Partei-Geschichte des Vormärz

Von

Arthur Brunk

Inhalt:

1

Die Industrialisierung Elbings und der Liberalismus der Oberschicht.

Als sich im Jahre 1837 der dreiundzwanzigjährige Ingenieur Ferdinand Schichau in seiner Heimatstadt Elbing selbständig machte und in der Altstädtischen Wallstraße seine Maschinenbauanstalt eröffnete, die Keimzelle eines ständig wachsenden und schließlich weltbekannten Unternehmens, da begann sich die Wirtschaft Elbings eben erst aus einer langen auszehrenden Krise zu erheben. Der junge Schichau gesellte sich durch seine Gründung zu einer Anzahl Unternehmer, die, minder erfolgreich als er, seit einigen Jahren daran gingen, der Wirtschaft Elbings eine neue Richtung zu geben. Diese Männer betrieben, man darf es sagen, fast systematisch den Ausbau der Manufakturen und „Fabrik-Etablissements", die bisher an Bedeutung hinter dem „Hauptnahrungszweig" der Bürger der Königlich Preußischen See- und Handelstadt, eben dem Handel, zurückgestanden hatten. Von der „liberalen" Stadtverwaltung und der „liberalen" öffentlichen Meinung Elbings unterstützt, begann damit jene Industrialisierung in den Vordergrund zu treten, die in einem halben Jahrhundert die alte Hansestadt in „das altpreußische Essen" verwandelte: in eine Stadt der Schornsteine, der Werftanlagen und der Arbeiter.

Reichen die Anfänge der Elbinger Industrie auch weiter zurück, in die Zunftzeit und die freistaatliche Zeit der Stadt, ist der Aufschwung der Industrie auch nicht plötzlich und augenfällig, so bedeuten die Jahre um 1830 doch einen klar gewollten und erfolgreichen Einsatz. Es hatte sich gezeigt, daß die Krise der zwanziger Jahre, die ganz Europa heimsuchte, für Elbing gleichzeitig eine strukturelle Krise[1]) war. Sie hatte den alten Aschhandel, den Flachs- und Garnhandel und schließlich den überseeischen Getreidehandel — „einst das Hauptfundament des Wohlstandes und aller großen Vermögen unserer Stadt"[2]) — fast völlig vernichtet. Nach einer Reihe von Bankrotten, einer erheblichen Minderung der Einwohnerzahl, einem beträchtlichen Anwachsen der Stadtschuld, brach sich in der Oberschicht Elbings die neue Anschauung Bahn. Die Gründer des

---

[1]) Fritz Liedke, Die Elbinger Industrie von 1772 bis zur Gründung der Schichauwerft im Jahre 1837. Elbinger Jahrbuch, Heft 10. Elbing 1932.

[2]) Bruno Th. Satori-Neumann, Elbing im Biedermeier und Vormärz, Elbing 1933, S. 21.

Anfang 1828 entstandenen „Elbinger Gewerbevereins" waren entschlossen, sich auf den Boden der Tatsachen zu stellen: die Hoffnung, den Handel neu zu beleben, „schwand der überlegenen Concurrenz Danzigs gegenüber mehr und mehr"[3]). Die Gesellschaft hoffte, „durch Erweckung und Förderung industrieller Thätigkeit der Stadt eine neue Quelle des Wohlstandes zu erwecken." Der Gewerbeverein war es auch, der sich für den begabten Schlossergesellen Schichau beim König verwandte, so daß er eine Freistelle in dem kgl. Gewerbe-Institut in Berlin erhielt. Mehr und mehr zogen die Elbinger Kaufleute ihr Kapital aus dem Handel, um es in industrielle Gründungen zu stecken; meistens jedoch ohne ihre „Handlungen" aufzugeben.

Fast symbolischen Ausdruck erhielt die neue Regsamkeit im Jahre 1828: Aus England kam die erste Dampfmaschine nach Elbing, um in das am Ort hergestellte Dampfboot „Copernicus" eingebaut zu werden, das freilich nur kurze Zeit für eine Aktiengesellschaft Elbinger Kaufleute lief. Aber die Dampfkraft, die schon 1810 in England 5000 Maschinen in fieberhafte Tätigkeit setzte, Trägerin der „technischen Revolution" in ihrer ersten Phase, war nun für die Elbinger Industrie gewonnen und ermöglichte ihren Aufstieg. Ein Jahr später, im Oktober 1829, ließ Friedrich Baumgart, der begabte Sohn eines der betriebsamsten unter den Elbinger Kaufleuten und Fabrikanten, eine Dampfmaschine und zwei hydraulische Pressen für seine Seifen-, Licht- und Oelfabrik am Königsberger Tor aufstellen, die also „zur Verbesserung eines schon in vollem Gange befindlichen Gewerbes" angeschafft wurden. In bezeichnender Weise schrieben damals die Elbinger Anzeigen[4]): „Es ist dieses das erste Beispiel am hiesigen Ort, daß größere Maschinen von neuer Erfindung in unseren Gewerben angewendet werden, und wir hoffen, daß es dabei nicht bleiben werde." Im gleichen Jahre stattete „der bedeutendste Handels- und Fabrikherr Elbings in der Biedermeierzeit"[5]), Ignatz Grunau, mit dessen Kassen „für die arbeitende Volks-Klasse" wir uns später beschäftigen werden, seine Werke am Stadthofe gleichfalls mit Dampfmaschinen aus. Die Zahl der Dampfmaschinen vermehrte sich dann bis Ende 1861 auf 27, die mit 689 Pferdekräften arbeiteten[6]).

Freilich zeigten sich die Früchte dieser Umstellung der Elbinger Wirtschaft nur allmählich. Erst am Anfang der vierziger Jahre erreicht die Bevölkerungszahl die Höhe von 19 000, die sie bereits 1820, zu Beginn der Krise, besessen hatte. Von 1840 ab jedoch klettert sie dann von Jahr zu Jahr, nur durch die Krisen unterbrochen, merklich empor, um im Jahre 1900 die Zahl 52 510 zu erreichen. Es versteht sich auch, daß um das Jahr 1830 keiner der Elbinger an eine Großindustrie dachte. Ja, man warf „gewöhnlich ein, daß der Absatz

---

[3]) Geschichte des Elbinger Gewerbevereins, Festschrift zur Feier des 50jährigen Stiftungsfestes des Vereins, den 16. Februar 1878, S. 6.

[4]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1829 Nr. 87; nach Fritz Liedke, a. a. O.

[5]) Satori, a. a. O. S. 185.

[6]) C. E. Rhode, Der Elbinger Kreis in topographischer, historischer und statistischer Hinsicht, Danzig 1869, S. 259.

für Fabrikwaaren bei uns nicht immer sehr groß sein könnte, weil Polen uns verschlossen ist, und wir daher auf Ost- und Westpreußen beschränkt sind"[7]). Allein die Verfechter der Industrialisierung glaubten sich mit diesem Absatzgebiet, den in der Hand des Oberpräsidenten v. Schoen vereinigten Provinzen, die mit wohlhabenden Städten dicht besetzt seien, sehr wohl zufriedengeben zu dürfen, und sie meinten darauf bestimmt rechnen zu können, wenn es gelänge, „die Fremden", d. h. „die Magdeburger, Stettiner, Rheinländer" zu verdrängen. Und das sei sehr wohl möglich, denn „die fleißigen Bewohner Elbings" könnten „hier wohlfeiler" produzieren als die Fremden und auch die Danziger und Königsberger, die durch den Handel „am schnellsten große Summen gewinnen" und bei denen „das Feuerungsmaterial, dieser große Hebel fast aller Fabriken", teurer sei als in Elbing. Elbing habe seine „vielen und guten Land- und Wasserstraßen", die den Absatz und wohl auch das Herbeischaffen der „rohen Produkte" förderten. So sei nichts nötig als: „Sinn für Fabrikunternehmungen, Kenntnisse und Geld". Geld würde sich finden, „wenn die ersten beiden nur vorhanden sind". Der Sinn für Unternehmungen sei durch „die schlechten Handelsconjunkturen der letzten Jahre" wohl bereits geweckt. Praktische Kenntnisse allerdings gingen den Elbingern zunächst ab. Es sei bis jetzt noch sehr schwierig, sie zu erlangen, „da unsere ganze Gegend keine Gelegenheit dazu darbietet"[8]).

Es war also sehr konsequent gedacht, wenn der Gewerbeverein zwei Monate nach seiner Gründung, am 13. April 1828, eine „Lehranstalt des Elbinger Gewerbevereins" eröffnete, zu deren begabtesten Schülern der junge Schichau[9]) gehörte. Er besuchte nach dem Studium in Berlin Holland und das Industrieland England, von wo er reich an neuen Erfahrungen und voller Pläne heimkehrte. Wo anders als in England hätte man die praktischen Kenntnisse besser erlangen können? Wenn schon im ganzen die Einwirkung Englands als politisches und wirtschaftliches Vorbild auf das ärmere und territorial zerspaltene Deutschland jener Zeit ungewöhnlich groß war — es sei nur an den Freiherrn vom Stein und den Oberpräsidenten v. Schoen erinnert —, so bedeutete England für die deutschen Hafenstädte ungleich viel mehr. Zwischen England und Elbing hatte durch die Jahrhunderte ein fast ununterbrochener wirtschaftlicher Kontakt bestanden. Bereits im 14. Jahrhundert waren die Handelsbeziehungen „recht lebhaft"[10]). Dieser Kontakt verdichtete sich Ende des 16. Jahrhunderts zu der fast fünfzigjährigen Niederlassung der Eastland Company, wodurch die Stadt zwar aus der Hanse

---

[7]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1829. Nr. 87.

[8]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1829 (Elbings Gegenwart), Nr. 87.

[9]) Die Schichau-Werke in Elbing, Danzig, Pillau 1837—1912. Berlin-Schöneberg 1913. — Siehe weiter: Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure. 1896 Bd. XXX Nr. 8. — Biograph. Jahrb. u. Deutscher Nekrolog Bd. I. Berlin 1897. — Allgem. Deutsche Biographie, 54. Bd.

[10]) H. Kownatzki, Elbing als ehemaliger englischer Handelsplatz. Herausg. v. Magistrat d. Stadt Elbing. Elbing (1930), S. 4.

ausschied, dafür aber „der Hauptsitz des englischen Handels im Ostseegebiet“[11]) wurde. Viele der ansässig gewordenen Engländer verließen Elbing nicht mehr und gingen in den Ratsfamilien auf. Diese historische Reminiszenz blieb stets in der städtischen Tradition haften. Unter den Engländern, die späterhin die Handelsverbindung mit Elbing erneuten, sei besonders Cowle erwähnt, der sich „ein besonders dankbares Gedächtnis“ gesichert hat[12]). Cowle, der 1807 von Danzig, wegen der Besetzung dieser Stadt durch die Franzosen, nach Elbing kam, stiftete u. a. die Einrichtung einer Lehrstelle für englische und französische Sprache am Elbinger Gymnasium, die möglichst durch einen Nationalengländer besetzt werden sollte[13]). Sie leistete, neben der Lehrstelle für Polnisch, den Elbinger Kaufleuten große Dienste, und durch sie wurde 1832 der junge Volkswirt James Prince-Smith nach Elbing gezogen, der in England durch die Freihändlergruppe um Oberst Thompson — nach seinen eigenen Worten — „als Agitator geschult“[14]) worden war, und der erst 1846 direkt von Elbing nach Berlin ging, um dort im gleichen Jahre den „Deutschen Freihandelsverein“ zu gründen. Seine Elbinger Wirksamkeit war allerdings nicht derart, daß sie den dortigen Fabrikanten praktische, d. h. technische Kenntnisse vermittelte, aber sie brachte ihnen eine anschauliche Kenntnis der ökonomischen Theorie, die in England durch Adam Smith ihre klassische Fundierung erfahren hatte, um, durch den radikalen Utilitarismus Benthams gebrochen und verengt, zu dessen „geistigem Enkel“ Ricardo, dem Apologeten des industriellen Kapitalismus mit seinem „make money“, zu gelangen, von wo ab sie dann breit in die flache Argumentation der Manchesterschule mündete, mit ihrer Verherrlichung des Reichtums und seines Schöpfers, des Unternehmers[15]).

Die Jahre von 1832 bis 1846 waren sowohl für Elbing als auch für Prince-Smith von großer Bedeutsamkeit. Es sind die Jahre der lebendigsten geistigen und politischen Regsamkeit Elbings im 19. Jahrhundert. Eine gleiche Zahl interessanter und vielseitiger Köpfe, Naturen stiernackiger Opposition, aber auch der Anregung und der schöpferischen Initiative, hat Elbing später nicht mehr aufzuweisen. Später machte diese Buntheit der „Studentenjahre des Liberalismus“ größerer Nüchternheit und Einseitigkeit Platz. Ueberhaupt mußte die Provinz Preußen, die vor 1848 gemeinsam mit dem Rheinland die politische Entwicklung des Brandenburg-Preußischen Staates vorwärts trieb, Schritt für Schritt in den Hintergrund der politischen Bühne treten, als sich die Kämpfe der politischen Parteien verdichteten. In jenen zwanzig Jahren aber, von etwa 1828 bis 1848 und ein wenig darüber, nachdem die Schwächung durch die napoleonische Zeit, die Befreiungs-

---

[11]) H. Kownatzki, a. a. O., S. 4/5.

[12]) Ebenda, S. 33.

[13]) John Prince-Smith's Gesammelte Schriften, herausg. von Dr. Karl Braun, Berlin 1877—80, III. Bd., S. 211.

[14]) John Prince-Smith. Eine biographische Skizze von Wolfgang Eras (Altpreuß. Zeitung. Elbing. Jahrg. 1875, Nr. 250).

[15]) Georg Mayer, Die Freihandelslehre in Deutschland, Jena 1927, S. 1—28.

kriege und die große europäische Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre überwunden war, machte die alte Ordensstadt Elbing einen Verjüngungsprozeß durch, der sie in Auseinandersetzung mit dem Preußischen Staat zeigt, mit dem sie 1772 vereinigt wurde[16]). Die Städteordnung Steins von 1808, die sich in mancher Beziehung an das Vorbild der früheren Danziger Staatsverfassung anlehnt[17]), einem der früheren Elbinger verwandten Typus, gab den traditionellen Kräften der freistaatlichen Selbstverwaltung die Möglichkeit, durchzubrechen, nachdem sie durch die friderizianische und nachfriderizianische Beaufsichtigung und „Regulierung" über 30 Jahre gefesselt worden und fast zum Erliegen gekommen waren. Elbing rühmte sich denn auch, die erste Stadt Preußens gewesen zu sein, die jene Ordnung von 1808 bei sich eingeführt habe, und erwies sich als überaus betriebsam in seiner Selbstverwaltung. Darüber hinaus scheute sich der radikalere Flügel dieser Elbinger „Liberalen", die z. T. das Blut des freistaatlichen Patriziats in sich spürten und überdies ihr „altes Familienwappen" trugen, nicht, „die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab" ihrer „beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermute ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit desselben anzumaßen", wie 1838 der preußische Minister des Innern und der Polizei v. Rochow „mit unwilligem Befremden" rügen mußte[17a]). Das alte Ressentiment gegen die preußische Regierung wegen Fortnahme des Elbinger Territoriums wurde durch die böse finanzielle Lage der Stadt — sie wurde außer ihrer ohnehin krisenhaften Situation noch durch die Kontributionsschulden der napoleonischen Zeit und die freilich überhohe Ablösung der Brauereigerechtigkeiten gedrückt —, wieder geweckt und gab der Opposition eine besonders delikate Note. Kurz, die Auseinandersetzung mit der preußischen Regierung vollzog sich nicht ohne Zusammenstöße, bei denen Elbing schließlich das Nachsehen hatte. Es kam dazu, daß man „an uns Elbingern Geschichte machte und wir zum Gerede worden sind im Munde der Leute"[18]), daß Elbing in der zweiten preußischen Kammer durchgehechelt wurde usw.; sich verschiedene „Repressalien" gefallen lassen mußte: so die Einsetzung eines kgl. Polizeidirektors und die zweimalige Auflösung seiner Stadtverordnetenversammlung. Seine wirtschaftlichen Wünsche wurden geflissentlich übersehen, die Könige mieden es, Elbing zu besuchen, so daß es sich schließlich noch in den 70er Jahren, nach einem Wort des damaligen Bürgermeisters Thomale, als „Aschenbrödel" Preußens fühlte.

Wir eilen damit einer Entwicklung voraus, die wir noch bei der Besprechung der liberalen Gesellen- und Arbeitervereine streifen müssen.

---

16) Siehe hierzu: E. Carstenn, Elbings Verfassung zu Ausgang der polnischen Zeit. Königsb. Dissert. 1910.

17) H. Rothfels, Ost- und Westpreußen zur Zeit der Reform und der Erhebung, in: Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande, Königsberg 1931, S. 426.

17a) Or. des Rochowschen Schreibens an den Elbinger Kaufmann Jakob van Riesen in der Stadtbibl. Elbing.

18) Friedrich Kreyssig, West-Ostpreußische Skizzen. Ein Artikel aus den Grenzboten in seiner ursprünglichen Fassung (Stadtbibl. Elbing: L. 7. Misc. 4), S. 3.

In jenen dreißiger und dem Anfang der vierziger Jahre jedoch, in denen Prince-Smith unter den Elbingern weilte und mit ihnen u. a. über den „Pauperismus“ und die Arbeiterfrage diskutierte, stand die altpreußische Opposition noch unter dem Schutze des Oberpräsidenten v. Schoen, der unentwegt in den Ideen seines Lehrers Kant und des Reformzeitalters lebte. Sein Haß gegen Meinungsservilität und Muckertum, sein Rechtsfanatismus, sein Eintreten für die wirtschaftliche Gleichberechtigung der Bürgerlichen mit dem Adel, für die so heiß begehrte Volksvertretung, sein Konflikt mit dem Polizeiminister v. Rochow machten ihn zum „Abgott der Zeitungen“[19]) liberaler Prägung, die nur zu gern die Fehler des starren Theoretikers übersahen. Sein ausgesprochener Stolz auf seine Heimat Altpreußen, das Land Kants, das Experimentierfeld der Reformen, bei denen er eine so bedeutende Rolle spielen durfte, auf das Land der nationalen Erhebung von 1813, dieser Provinzialstolz Schoens war zum allgemeinen Gute der Altpreußen geworden. Anders als im Rheinland, war der Liberalismus Altpreußens jener Zeit wesentlich eine Bewegung aus Gründen der Doktrin und des Ideellen. Dies zeigte sich am deutlichsten im „akademischen“ Königsberg, das zunächst an die Spitze des altpreußischen Liberalismus trat[20]).

Eine gewisse Abweichung von dieser Formel ergibt sich jedoch, wenn man die Bestrebungen in Elbing betrachtet und in Danzig, das späterhin zu der eigentlichen liberalen Hochburg Altpreußens — es sei an Rickert erinnert — werden sollte. Lag — um den Nachweis der Uebereinstimmung zwischen dem Philosophen Kant und dem Wirtschaftstheoretiker Adam Smith zu benutzen, den August Oncken[21]) geführt hat — in Königsberg der Nachdruck auf Kant, so waren Danzig und Elbing in stärkerem Maße Adam Smith[22]) zugeneigt. Elbing, das, ohne Sitz einer höheren Verwaltungsbehörde oder einer akademischen Institution wie Königsberg zu sein, seiner Zusammensetzung nach wesentlich ein Gemeinwesen aus Kaufleuten, Fabrikanten, Stadtbeamten, Handwerkern, Gesellen und einer noch mäßigen, aber stets zunehmenden Zahl von Arbeitsleuten war, bewahrte innerhalb der liberalen Bewegung seinen „Kaufmannsgeist“[23]), der auch in seiner Stadtverordneten-Versammlung und seiner Stadtverwaltung herrschte. Nicht minder wichtig als die politischen Forderungen des Liberalismus, also die deutsche Einheit, Verfassung, Pressefreiheit, Geschworenengerichte usw., die in Königsberg die Diskussionen beherrschten, erschienen den Elbinger Bürgern die wirtschaftlichen Forderungen des Liberalismus. Wie bereits 1831 der Elbinger Deputierte Jacob van Riesen, der „erklärte Liebling der Fort-

---

[19]) H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1895. Fünftes Buch. S. 158.

[20]) Siehe: F. Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848). Breslau 1888.

[21]) August Oncken, Adam Smith und Immanuel Kant. 1877.

[22]) Siehe auch: C. W. Hasek, Introduction of Adam Smith's doctrines into Germany. Columbia. Univ. press. 1926.

[23]) Kreyssig, a.a.O., S. 4.

schrittspartei in der ganzen Provinz"[24]), vor dem Provinziallandtag auf huldreiche Gewährung „einer repräsentativen Verfassung nach solchen Grundsetzen, wie die jetzige Zeit sie erfordert", antrug, wie man 1837 den protestierenden „Göttinger Sieben" eine Zustimmungsadresse sandte, wie die Elbinger Deputierten auf den Provinziallandtagen weiterhin unentwegt die genannten politischen Wünsche des Liberalismus aussprachen und der Elbinger Bürgermeister Adolph Phillips, der Abgeordnete des Wahlkreises Elbing-Marienburg in der preußischen Nationalversammlung 1848, deren Vizepräsident er wurde, zu den Steuerverweigerern gehörte — sehr gegen den Willen der schon stärker hervortretenden Konservativen in Elbing —, so zeigte sich andererseits die Elbinger Oberschicht sehr aufgeschlossen für wirtschaftliche Fragen, Theorien und „unmittelbar zweckdienliche" und lokalpolitische Forderungen. Die bedrängte Lage und die kaufmännische Tradition der Stadt, das englische Vorbild lenkten sie denn auch geradewegs darauf hin. Eine Bestrebung dieser Art ist ja die Industrialisierung, von der wir ausgingen.

Wir dürfen hier die Einführung schließen, die nichts sein will als ein Hintergrund für unser Thema, die Elbinger Arbeiterschaft, deren beide Gruppen: die Fabrikarbeiter und die Gesellen des Handwerks, wir zu untersuchen haben. Aus den aufgegriffenen Fäden dürfen wir jetzt jene auswählen, die unmittelbar in unser Thema führen. Die beiden Hauptmotive unserer Einführung: die Industrialisierung der Stadt und der Liberalismus, die in der vormärzlichen Zeit Elbings das eigentlich Neue und Zukunftswirkende sind, leiten in unser nächstes und in das Schlußkapitel ein. Dazwischen schiebt sich das dritte Kapitel, das der alten traditionellen Produktionsweise, dem Handwerk Elbings und seinen Gesellen gewidmet ist.

2

Industrie und Fabrikarbeiterschaft.

Die Elbinger Industrie, die nun in den dreißiger Jahren gleichberechtigt neben den Elbinger Handel tritt, um ihn dann in den siebziger Jahren weit hinter sich zu lassen, sah bereits auf eine beachtliche Entwicklung zurück. Der Unternehmer moderner Prägung, der in Deutschland seit der Gewerbefreiheit entsteht und dessen englischer Vorgänger eben durch die Manchesterschule seine lärmende Rechtfertigung und praktische Propaganda erfuhr, besaß eine Ahnenreihe, die weit in die Zunftzeit zurückreicht[1]). Ebenso taucht auch die moderne Arbeiterschaft, das Korrelat des Unternehmertums, nicht urplötzlich auf[1]). — In der Zeit von der Besitznahme Elbings durch Friedrich den Großen, 1772, bis zum Tode dieses

[24]) Satori, a. a. O., S. 54.

[1]) H. Bechtel, Wirtschaftsstil des deutschen Spätmittelalters. Der Ausdruck der Lebensform in Wirtschaft, Gesellschaftsaufbau und Kunst von 1350 bis um 1500. München u. Leipzig 1930.

Monarchen, dem Westpreußen einen wesentlichen Aufschwung seiner wirtschaftlichen Verhältnisse verdankt, besaß allein die Elbinger Leinenindustrie größere Bedeutung, während alle anderen Industriezweige der Stadt „für den Export nicht in Frage“ kamen[2]). Diese, auch im 19. Jahrhundert blühende Industrie, die den ermländischen Flachs verarbeitete und deren Absatzgebiet überwiegend im Ausland lag, war wie fast alle anderen Gewerbe bis zur Gewerbefreiheit zunftmäßig geordnet. Aber innerhalb dieses Gewerkes der Züchner und Linnenweber setzten sich mehrere Meister durch, die zu „Verlegern ihrer Zunftgenossen“ wurden[3]).

Die beiden bedeutendsten waren die Gebrüder Gottfried und George Härtel. Von George Härtel (geb. 1701 zu Frauenstadt, gest. 1780 in Elbing) heißt es bezeichnend: „H. wanderte als armer Züchnergeselle in Elbing ein und brachte es durch Fleiß und Sparsamkeit in einem Garn- und Leinwandgeschäft in der Brückstraße zu einem bedeutenden Vermögen. Die ausgebreitete Zunft der Leineweber, welche ihre Webestühle besonders auf dem Vorberge, in Englisch Brunnen und in der Neustadt stehen hatte, wurde fast ganz durch ihn beschäftigt[4]).“ In der Leinenmanufaktur sind dann auch, wie in einer Reihe anderer Gewerke, neben den Meistern und Gesellen, „Hilfskräfte“ tätig. Bei diesen Hilfskräften handelt es sich um Familienmitglieder der Meister und Gesellen, deren Frauen und Kinder, aber auch um „Bettelweiber“ und andere Kategorien. Die Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder hatte, kurz nach der Uebernahme Elbings, in bezug auf die Elbinger Tuchindustrie, die sie ohne großen Erfolg zu fördern suchte, für die Spinnerei auf die ärmere Bevölkerung der Stadt hingewiesen, insbesondere sollten „die Bettelweiber zu dieser Arbeit anzuhalten sein“[5]). Und wir hören, daß dies schon vorher, also ohne staatliches Zutun, geschehen sei. — Im Gewerk der Züchner und Linnenweber arbeiteten 1780: 62 Meister mit 84 Gesellen und Hilfskräften, 1790: 63 Meister mit 172 Gesellen und Hilfskräften[6]). — Im Strumpfstrickergewerk, dessen Produktion nur ungefähr ein Zehntel des Wertes erzeugte, den die Leinenindustrie hervorbrachte, zeigt sich das Hervortreten der Hilfskräfte höchst augenscheinlich. Hier beschäftigten im Jahre 1784: 9 Meister 320 Gesellen und Hilfskräfte; 1808: 7 Meister 436 Gesellen und Hilfskräfte, wobei der Nachdruck auf Hilfskräfte zu legen sein wird. Es handelte sich hierbei offenbar um eine sogenannte „Weiberindustrie“, wie sie Elbing in großem Maßstabe im 19. und 20. Jahrhundert, als Supplementärindustrien[7]) zur Metallverarbeitung, in der Leinenindustrie, die dann 1904/05 erlischt, besaß und in der Tabakindustrie noch heute hat.

---

[2]) Liedke, a. a. O., S. 111.

[3]) Liedke, a. a. O., S. 63.

[4]) A. Boldt, Elbinger Geistesleben im 19. Jahrhundert, S. 84.

[5]) Elbg. Stadtarchiv: Rep. N. F. 17, Fasz. I, S. 56.

[6]) Liedke, a. a. O., S. 67—69.

[7]) W. Sombart, Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, München u. Leipzig 1927, I. Halbb., S. 403.

Die Bedeutung der Leinenmanufaktur trat in der Zeit vom Tode Friedrichs II. bis zur Erklärung der Gewerbefreiheit schon zurück gegenüber dem Anwachsen neuer Industriezweige. So den Waidaschfabriken[8]), die jene polnische Asche veredelten, die der Elbinger Handel an das Ausland weiterleitete; eine Industrie, die mit dem Aschhandel in der Krise der 20er Jahre vernichtet wurde. So besonders gegenüber der 1795 neu in Betrieb genommenen Seife- und Lichtfabrik und Oelmühle des vielseitigen Getreidekaufmanns Friedrich Philipp Baumgart, dessen Sohn dann die übernommenen Werke 1829 mit Dampfmaschinen ausstattete. Und der Zuckerraffinerie der Roßkampf, Jebens, Alsen, du Bois, die noch 1830 als eine der größten in ganz Preußen erwähnt wird[9]). Diese beiden neuen Unternehmen verkörperten „zu Beginn des 19. Jahrhunderts ⅔ der gesamten Elbinger industriellen Produktion" und setzten ihre Erzeugnisse auch außerhalb der Provinz ab. Im Jahre 1791 beginnt, auf Rechnung der Seehandelscompagnie, ein Kupferhammer seine Arbeit, gleichsam ein Auftakt der später so bedeutenden Elbinger Metallindustrie. Diese Gründungen zu Ende des Jahrhunderts erklären sich aus dem Aufblühen des Elbinger Handels, den Friedrich der Große gegen das ausländische Danzig begünstigt und forciert hatte[10]), sind eine Folge zunehmenden Reichtums und neu erwachter Unternehmungslust der Elbinger Kaufleute und der durch jene Konjunkturperiode herbeigelockten Spekulanten. Der z. T. korporativ betriebene Schiffbau, der „so alt wie die Stadt Elbing selbst" ist[11]), schwang sich wieder auf, und die Elbinger Schiffe führten den neuen Fabriken die „rohen Produkte", das Wachs und die Leinsaat Rußlands, den Garkupfer Schwedens und aus Hamburg den Rohzucker auf den billigen Wasserwegen zur Verarbeitung zu.

Diese erste Gründerzeit Elbings legte die Fundamente für den Ausbau der Elbinger Industrie in den dreißiger Jahren. Hier wirkten bereits die Väter der biedermeierlichen Elbinger Unternehmer: Handelsherren, die ihr Kapital durch Fabrikgründungen vergrößern, denen ihre weitreichenden Handelsverbindungen, ihre Schiffe für Rohstoffbezug und Absatz zugute kommen. Kapitalisten, die nicht aus dem Handwerk hervorgehen, wie die Härtels oder wie es noch später für Schichau gilt, den Sohn eines Schlossermeisters, oder für den Schlossergesellen Steckel, der sich, gleichzeitig mit Schichau, zum Fabrikanten aufschwang. Es sind damals viel mehr Männer, die in die althergebrachte, schon brüchig gewordene Ordnung des Handwerks von außen eine Bresche legten. Die Erklärung der Gewerbefreiheit, die Zerbrechung des Zunftzwanges bestätigten und ermutigten also auch in Elbing nur eine Entwicklung, die sich schon vorher angebahnt hatte.

Die Rechtsverhältnisse des Elbinger Handwerks waren zwei Jahre nach der Eingliederung Elbings in den preußischen Staatsverband durch die „General-Handwerksordnung für Westpreußen vom 24. Januar

---

8) Rhode, a. a. O., S. 101.
9) Liedke, a. a. O., S. 98.
10) Rhode, a. a. O., S. 265.
11) Liedke, a. a. O., S. 106.

1774"[12]), gleich den anderen Rechtsverhältnissen der Stadt, „auf preußischen Fuß"[13]) gesetzt worden. Die Elbinger Gewerke, wie die Industrie, wurden damit der Kontrolle der Kriegs- und Domänenkammer zu Marienwerder unterworfen. Deren Kriegs- und Steuerräte hatten nächst den Gewerksbeisitzern des ihnen unterstellten Magistrats auf Beachtung jener Maßregeln zu halten, die, seit der Reichszunftordnung von 1732 die Rechte der Zünfte und der in die Zünfte eingegliederten Gesellenverbindungen, zugunsten der absolutistischen Staatsgewalt und ihrer merkantilistischen Gewerbepolitik immer mehr beschnitten hatten. Der Durchbruch geschah, als schließlich die Regierung Hardenberg dem Handwerk alten Stils die Absage und dem freien Unternehmer das Vertrauen aussprach, indem der Zunftzwang gebrochen und durch das Edikt vom 2. 11. 1810 die Befugnis zur Ausübung eines Gewerbes allein von der Lösung eines steuerpflichtigen Gewerbescheins abhängig gemacht werden sollte. Dieser radikale Grundsatz erlitt freilich in der Restaurationszeit wieder Beschränkungen — so in den Allgemeinen Gewerbeordnungen von 1845 und besonders 1849 —, um erst, unter dem Beifall der liberalen Volkswirte, in der Gewerbeordnung von 1869 zum endgültigen Durchbruch zu gelangen.

Sehr im Gegensatz zu später wurden die Maßnahmen der „Revolution von oben" zuerst selbst von den Elbinger Fabrikanten wenig begrüßt, die sich neben der staatlichen Bevormundung des staatlichen Schutzes erfreut hatten. Die privilegierten Gewerbezweige gingen zunächst zurück, so die Brauereien und Brennereien. In Königsberg sprachen sich die Stadtverordneten sehr scharf gegen die Gewerbefreiheit aus[14]). Bis dann — auch in Elbing — von den Stärkeren und Reicheren der Vorteil der größeren Bewegungsfreiheit erkannt wurde und der liberale Gedanke einschlug. Die Auswirkung der Gewerbefreiheit auf das Elbinger Zunfthandwerk dürfen wir bei der späteren Behandlung der Gesellenbrüderschaften und der konservativen Handwerkeropposition gegen die liberale Stadtverwaltung noch streifen. Jedenfalls löste sich in den folgenden Jahrzehnten ein Teil der Gewerke auf[15]), und korporative Unternehmungen gingen in die Hände Einzelner über: So verkaufte 1825 die „Löbliche Zunft der Kahn- und Bordingsführer", in deren erbpachtlichen Besitz die größte Elbinger Werft, kurzweg als „der Schiffbauplatz" bezeichnet, sich befand, dieses Grundstück, auf dem sie ihre „Bordings und andere Fahrzeuge"[16]) hergestellt hatte, nebst Remise an den Schiffszimmermeister Michael Mitzlaff, der dann neben Daniel Fechter und dessen Sohn Gustav Fechter zu Ende des Biedermeier den Elbinger (Holz)schiffbau vertritt. Dieses kleine Beispiel zeigt gut, wie die Spreng-

[12]) Stadtarchiv Elb.: Acta Generalia des kgl. Polizei-Directorii zu Elbing, betr. „die Bestimmungen wegen der Zünfte, Innungen u. Gewerke ..." gen. P. 17 I, Bl. 9 ff. — Siehe auch: Kurt v. Rohrscheidt, Vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit, Berlin 1898, S. 169.

[13]) Rhode, S. 97.

[14]) Rohrscheidt, a. a. O., S. 458 f.

[15]) Elb. Stadtarch. P. D., gen. P. 17 I.

[16]) Satori, a. a. O., S. 199 ff.

kraft der liberalen Idee, die Hardenberg im Vertrauen auf ihre weckenden und entfesselnden Kräfte zur Aufrichtung des Vaterlandes angewendet hatte, auf die in Degeneration befindliche solidarische Ordnung des Zunfthandwerks wirkte.

Jene Gedankengänge, über die sich in Preußen um die Jahrhundertwende bereits „alle maßgebenden Factoren" einig waren: daß nämlich, „wie einmal ein Kammerbericht in Anlehnung an den bekannten Leitsatz des Adam Smith ausführte, der Zunftzwang einem vollkommenen Rechte der Menschen widerspreche, nämlich dem, von jedem anderen zu fordern, daß ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, seinen physischen Wohlstand zu vermehren", daß der Zunftzwang „gegen die Grundsätze einer geläuterten Staatswirtschaft" verstoße, „indem er die Preise der Fabrikate monopolistisch fixire und ein wesentliches Hinderniß für die Vervollkommnung der Künste bilde"[17]), kurz jene in England entstandenen Gedankengänge ergriffen auch in den folgenden Jahren die Elbinger Oberschicht und bildeten den Ausgangspunkt ihrer wirtschaftsliberalen Anschauungen und Bestrebungen. Andererseits boten sie einen Angriffspunkt für die unentwegt zünftlerisch gesinnten Handwerker Elbings, die in nicht geringem Maße aus ihrer Einstellung gegen den freien Unternehmer in den aufkommenden Parteikämpfen der Fahne des zunftfreundlichen preußischen Konservativismus folgten.

*

Jedenfalls wurden „erst jetzt" durch Einführung der Gewerbefreiheit in Elbing „die Wege zur Entwicklung einer Industrie im modernen Sinne geebnet"[18]). Und das nicht allein durch die Gewerbefreiheit, sondern auch durch die Aufhebung der Erbuntertänigkeit (Edikt vom 9. 10. 1807) und die Bauernregulierung (Edikt vom 14. 9. 1811 und Deklaration vom 29. 5. 1816), die den billigen Landarbeitskräften die Straße zur Stadt und zur Fabrik freigaben[19]). Die niedrige Entlöhnung der Arbeiter im agrarischen Osten, deren Gründe, nach Sombart, „historische" sind: — „alle diese Arbeitskräfte sind die unmittelbaren Nachkommen der alten Hörigen"[20]) —, machten Elbing später zu einer „Lohnoase" vom Standpunkt des Unternehmers. Sie ermöglichte nicht zu geringst den Aufstieg der Elbinger Metallgroßindustrie, deren Standort, schon außerhalb der von Sombart gezogenen Grenzlinie des westeuropäischen Kapitalismus liegend[21]), durch die Höhe der Eisenbahntransportkosten schwierig wurde[22]). Ganz im Gegensatz zu der ausgesprochen

[17]) Rohrscheidt, a. a. O., S. 181.

[18]) Liedke, a. a. O., S. 113.

[19]) Siehe R. Stein, Die Umwandlung der Agrarverfassung Ostpreußens durch die Reform des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. II u. III. Königsberg 1933/34.

[20]) W. Sombart, Hochkapitalismus, I. Halbb., S. 458 f.

[21]) Sombart, ebenda, S. XIV.

[22]) Siehe Walther Grosse, Elbing als Standort ostdeutscher Eisengroßindustrie (Dissertation in Maschinenschr.). Königsberg 1923. — Grosse gibt die Niedrigkeit der Elbinger Löhne zu, verteidigt sie aber im Hinblick auf die Höhe der Transportkosten. Dieses Argument mag für die Nachkriegszeit, die Grosse wesentlich im Auge hat, zutreffend sein, ist aber für die Schichau-Werke der Zeit v. 1890—1918 nicht stichhaltig, da andere Faktoren (Regierungsaufträge usw.) einen Ausgleich schaffen.

günstigen Lage, die Elbing für jene Mittelindustrie mit dem Absatzgebiet Ost- und Westpreußen besaß, wie sie von den Verfechtern der Industrialisierung um 1830 erfolgreich angestrebt wurde. Für unsere Zeit hier und eigentlich noch bis 1869 sind die „Landlinge", der Stamm der späteren angelernten und ungelernten Arbeiter, noch ziemlich bedeutungslos, schon wegen der „die Freiheit des Gewerbes zum größten Nachtheile desselben beschränkenden Bestimmungen der Gewerbeordnung (von 1849) über die Prüfungen, sowie die Gesetze über die Beschränkung der Freizügigkeit und über die ländlichen Arbeiter", wie sich die Aeltesten der Kaufmannschaft zu Elbing, darunter Schichau und andere Elbinger Fabrikanten und Liberale, 1865 beklagten[23]).

Für die Zeit dieses Ueberblicks bis 1848 kamen wohl in der Hauptsache ansässige Arbeiter in Frage, worauf das Stehenbleiben bzw. Abnehmen der Bevölkerungszahl seit der napoleonischen Invasion schließen läßt. Es handelte sich dabei einerseits, auch in der Industrie, um gelernte Arbeiter, d. h. also Gesellen, und andererseits um „Hilfskräfte", als die wir schon Frauen und „Bettelweiber" kennen lernten. Eine neue Art von Arbeitern fand dann in den Tabakfabriken Arbeit, die, nebst einigen Zichorienfabriken, in den Jahren nach der Gewerbefreiheit trotz der schon einsetzenden Krise aufblühten[24]) und die in den zwanziger Jahren, gemeinsam mit den schon früher genannten Fabriken, „die Hauptkategorie des Elbinger industriellen Lebens bildeten". Diese Arbeiter waren die Kinder.

Obwohl anzunehmen ist, daß Kinder bereits in der Leinenmanufaktur Beschäftigung fanden, werden sie jedoch erst jetzt bei den Tabakfabriken erwähnt, deren zwei älteste von Ludwig Alsen und dem Geh. Kommerzienrat Aug. Friedr. Jebens, als für Elbing neuer Industriezweig, kurz vor der Erklärung der Gewerbefreiheit gegründet wurden. Die Jebenssche Fabrik beschäftigte bald nach der Inbetriebsetzung von 1809 zwanzig Arbeiter, eine „für die damalige Zeit verhältnismäßig hohe Zahl"[25]). Für die Alsensche Tabakfabrik werden 1822: ein Werkmeister, 12 Arbeiter und 10 Kinder genannt. In den zwanziger und dreißiger Jahren wurden noch eine ganze Reihe von Tabakfabriken gegründet, in denen auch meistens Kinder eingestellt wurden. So arbeiteten im Jahre 1827 Kinder in den Tabakfabriken von Jebens, Alsen, Roy, Augustin, Welte und Stadtkowsky[26]). Weiter waren drei Kinder in der Gruhnschen Tuchfabrik tätig. Durch eine Anfrage der Danziger Regierung vom 6. Juni 1827 beim Elbinger Magistrat erfahren wir, daß die Annahme der Kinder in den Fabriken „nicht vor dem 10. bis 11. Jahre geschieht". Die Arbeitszeit für diese Kinder betrug in 7 Fällen 11 Stunden täglich (von 6 bis 12 und von 1 bis 6 Uhr), in sieben anderen

---

[23]) Stadtarchiv Elb.: Acta der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Elbing betr. die Coalitionsfrage.

[24]) Liedke, a. a. O., S. 113/114.

[25]) Liedke, a. a. O. S. 99/100.

[26]) Elb. Stadtarch. A. P.D. betr. die in den Fabriken arbeitenden schulpflichtigen Kinder, gen. F. 7 I, Bl. 1 u. 2.

Fällen sogar täglich 12 Stunden (von 6 bis 12 und von 1 bis 7 Uhr). Es handelt sich hierbei um Elf- bis Dreizehnjährige. Die Anfrage der Regierung, wie es um den Schulbesuch dieser Kinder stehe, beantwortete der Magistrat damit, daß sie ja bis zu ihrer Aufnahme in die Fabriken zum Besuch der „Schule gehalten worden sind". Die Eltern könnten diese Kinder „wegen Armuth nicht länger zu Hause behalten" und „bei der gänzlichen Verarmung der hiesigen Einwohner stehe leider zu befürchten, daß die Zahl der Kinder, welche Armuth halber schon sehr früh zu arbeiten angehalten werden müßten, sich eher vergrößern als vermindern wird"[27]).

Diese für die Arbeiterverhältnisse der damaligen Krisenzeit bezeichnende Auskunft veranlaßte die Danziger Regierung festzustellen, daß in Elbing gesetzwidrige Zustände herrschten. Da das erste Kinderschutzgesetz in Preußen ja erst 1839 erschien, bezog sich diese Feststellung lediglich auf die Versäumnisse des Schulbesuchs, der bis zum vollendeten 14. Jahre stattzufinden habe. Die Regierung verwies darauf, daß die Kommune für Unterhalt und Erziehung der Kinder zu sorgen habe, falls die Eltern dazu zu arm seien. Ausnahmen seien lediglich dann gestattet, wenn der Seelsorger die Kenntnisse des Kindes für genügend erachte. — Von dieser Ausnahmebewilligung machte denn auch die Kommune, deren Gewerbetreibende „kaum die nothwendigen Lebensbedürfnisse befriedigen" konnten und „ganz außer Stande" waren, „die zur Bestreitung des Stadthaushalts erforderlichen Steuern aufzubringen"[28]) reichlich Gebrauch. Wollten Seelsorger oder Lehrer nicht attestieren, daß das Kind die „jedem Menschen ihres Standes nothwendigen Kenntnisse bereits erworben" habe, so wurde dafür gesorgt, daß die Kinder „zu deren Erlangung neben den Fabrik Arbeiten noch die nöthige Zeit zum Besuch" einer Halbtagsschule oder Sonntagsschule erhielten. Es werde durch Atteste des Lehrers oder Pfarrers bewiesen werden, daß „diese Zeit wirklich dazu verwandt wird". Die Atteste des Pfarrers lauteten etwa: „p. p. besucht zwar den Religionsunterricht, aber nicht regelmäßig[29])." Nach dem Jahre 1830 sind dann, nach den Nachweisungen, die elf- und zwölfjährigen Kinder meist aus den Fabriken verschwunden, dagegen treffen wir dreizehn- bis fünfzehnjährige in größerer Zahl an. Daß man es mit den Attesten des Pfarrers oder Lehrers nicht so ernst nahm, beweist der Fall eines vierzehnjährigen, noch nicht konfirmierten Kindes, das in der Royschen Tabakfabrik arbeitete und über das der Pfarrer schreibt: „Friedr. Sch. ist nur ein einziges Mal zum Religions Unterricht gekommen, ohne geachtet ich ihn sowohl selbst, als durch andere Knaben habe auffordern lassen. Der dürfte deshalb eine Strafe verdient haben."

Im Jahre 1839 erscheint dann das erste sozialpolitische Gesetz in Preußen, das Regulativ vom 9. März 1839 über die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter in Fabriken. Die Bestimmung des Regulativs, das

[27]) Stadtarch. Elb. A. P.D. Gen. F. 7 I, Bl. 2.

[28]) Rhode, a. a. O., S. 122.

[29]) Stadtarch. Elb. A. P.D. Gen. F. 7 I, Bl. 6.

die Arbeit der Kinder unter neun Jahren verbot, fand ja in Elbing keine Handhabe mehr. Dagegen hielt man sich nicht an die Bestimmung des § 4, der für jugendliche Arbeiter genügend Zeit zur Erholung forderte; wie man ja auch vorher diesen Gesichtspunkt nicht beachtet hatte. Im Jahre 1845 ist zwar die Zahl der arbeitenden Knaben weiter gesunken, dafür hatte dieser Rest es aber um so schlimmer. Seine Arbeitszeit ging im Sommer von morgens 5 bis mittags 12 und von nachmittags 1 bis abends 8 Uhr. Sie betrug also für dreizehn- bis fünfzehnjährige Knaben im Sommer vierzehn Stunden, im Winter elf Stunden[30]). Man nahm es hier wie anderwärts offenbar nicht so genau mit dem Regulativ, das für Jugendliche unter 16 Jahren „den zehnstündigen Höchstarbeitstag neben Nacht- und Sonntagsarbeitsverbot brachte"[31]). — Von der Bildung einer „Lokal Commission", die aus dem Oberbürgermeister, einem Pfarrer, Arzt, Schulvorsteher, Fabrikunternehmer, „auch wohl einem Fabrikarbeiter bestehen"[32]) sollte, zur Sorge für das leibliche und geistige Wohl der arbeitenden Kinder und zur Aufsicht über die Einhaltung der Schutzvorschriften des Regulativs, wie sie durch den Ministerialerlaß von 1845 verlangt wurde, nahm man in Elbing Abstand „wegen den zufrieden stellenden Verhältnissen". Mit dem Regulativ von 1839 und dem Ministerialerlaß von 1845, der den Keim zu der fakultativen Fabrikinspektion von 1853 und der obligatorischen von 1878 enthält, ist die sozialpolitische Gesetzgebung des vormärzlichen Preußen erschöpft. Größere Bedeutung erhielten die Maßnahmen des Kinderschutzes für Elbing, als die Industrie, nach 1848, zu stärkerer Entwicklung kommt und die Kinderarbeit damit größeren Umfang erhält.

Schon in den Berichten von 1827 über die Kinderarbeit wurde „die gänzliche Verarmung der hiesigen Einwohner" hervorgehoben. Diese „Krisis, in welcher sich Elbing befunden"[33]), wirkte noch bis in die vierziger Jahre nach. Erst im August 1839 bemerkte der Landrath von Tettau, der als kgl. Commissarius die Elbinger Finanzen kontrollierte — im September 1841 hob endlich der Oberpräsident v. Schoen eine über den Elbinger Stadthaushalt angeordnete Curatel auf —, daß die Krise zu Ende zu gehen scheine und „in Folge der gestiegenen Preise des Landbesitzes und der Pachtungen, sowie in Folge der Zunahme des gewerblichen Verkehrs sich die Stadt wieder hebe"[34]). Bezeichnend für die Lage des Volkes in der vorhergehenden Krisenzeit sind die Drohungen, die im Dezember 1830 gegen die Stadtverwaltung ausgestreut wurden[35]). Es entstand das Gerücht, daß die mit den schlechten wirtschaftlichen Verhältnissen „unzufriedene arbeitende Volksklasse" von Pangritz-Kolonie und aus den Dörfern Neukirch-Niederung und Fichthorst die Stadt zu plün-

[30]) Stadtarch. Elb. A. P.D. Gen. F. 7 I, Bl. 31 ff.

[31]) Ludwig Heyde, Abriß der Sozialpolitik, Leipzig 1922, S. 30.

[32]) Elb. Gen. F. 7 I, Bl. 30.

[33]) Rhode, a. a. O., S. 127.

[34]) Rhode, ebenda.

[35]) Elb.: Rep. H, Nr. 50, Fasz. 1—21: Carl Ferd. Ramsay, Chronik der Stadt Elbing (handschriftl.) 1796—1851, IV, S. 22.

dern gedenke und das Rathaus stürmen wolle. Ein anonymer Brief an den Oberbürgermeister Haase kündigte den Aufstand für den 24. Dezember 1830 an. Bezeichnender noch ist es, daß dies Gerücht durchaus ernst genommen wurde, so daß sich zur Abwehr ein „Sicherheitsverein“ bildete, der in fünf Abteilungen unter Führung von Elbinger Stadträten, Kaufleuten und Handwerkern 474 Verteidiger des Eigentums und der Ordnung auf die Beine brachte. Es mag sein, daß bei dieser mysteriösen Geschichte die Aufregungen der französischen Julirevolution nachwirkten; jedenfalls verlief alles im Sande und die Revolte wurde ein Wintermärchen. Da alle Untersuchungen ergebnislos blieben, lassen sich schwer Schlüsse ziehen, was und wer dahinter steckte. Immerhin bestätigten die nicht unblutigen Ereignisse des Jahres 1848 in Elbing, mit den „Drohungen und Beschimpfungen“, „die am lautesten von rohen ungebildeten Leuten ausgingen“, mit den „furchtbaren Excessen“ am 15. Oktober 1848 und „der entfesselten Gewalt des rohen Haufens“[36]), bestätigte die Bildung des „Sicherheitsvereins“ 1830, eines Vorläufers der „Elbinger Bürgergarde“ von 1848[37]), daß die „arbeitende Volksklasse“ Elbings im Vormärz keine gerade freundliche Haltung gegen die „wohlgekleideten Personen der gebildeten Stände“[38]) annahm. Und daß dies „die sonst so ehrenwerthe Klasse der Gewerke“, „theilweise wenigstens“ auch nicht tat, werden wir später sehen. Dagegen besteht auch nicht der geringste Grund, bereits 1830 auf eine beginnende Agitation unter der Elbinger Arbeiterschaft zu schließen. Vor 1848 bildete die deutsche Arbeiterschaft überhaupt „noch eine zusammenhanglose, chaotische Masse, die jeglichen Einflusses auf die politische Entwicklung entbehrte[39])“. Im vierten Kapitel sei dieser Gedankengang wieder aufgenommen.

Vielleicht dürfen wir aber in dieser unaufgeklärten Elbinger Weihnachts„revolte“ eine noch verhaltene Andeutung jener elementaren Volksausbrüche sehen, die sich, hervorgerufen durch die steigende Krisenkurve und ohne Verbindung mit politischen Ideen, in den vierziger Jahren an vielen Stellen Deutschlands ereigneten und zu denen der schlesische Weberaufstand von 1844 den Auftakt bildete. Vor 1844 waren solche Ausbrüche in Deutschland noch „etwas Unerhörtes[40]“). Frankreich kannte sie allerdings schon früher, wie die Emeute der Seidenweber von Lyon 1831 zeigt, während England bereits 1834 den Zusammenschluß der Trade Unions erlebte und seit 1835 im Chartismus eine politische Arbeiterbewegung. Selbst spontane Streiks ereigneten sich vor der Mitte der vierziger Jahre in Deutschland äußerst selten. Wir treffen sie in Elbing vor 1869 bei der Fabrikarbeiterschaft überhaupt nicht an, dagegen

[36]) Der 15. October 1848 in Elbing. Ein Wort zur Verständigung und Versöhnung an die Bewohner Elbings gerichtet vom Magistrat. [Von Wegnern.] Elbing 1848. S. 5 f.

[37]) Statut der Elbinger Bürgergarde. Elbing 1848.

[38]) Der 15. October . . . S. 11. — [38a]) Ebenda, S. 4.

[39]) L. Heyde, a. a. O., S. 31.

[40]) G. Adler, a. a. O., S. 136.

in zwei nachweisbaren Fällen, trotz der Streikverbote, bei den Gesellen des Handwerks und den Sackträgern des Handels, zwei ganz bestimmten Gruppen, die in ihren traditionellen Korporationen eine Art von Organisation besaßen oder jedenfalls besessen hatten.

Kann also in Deutschland in den dreißiger Jahren, schon wegen der geringen Entwicklung seiner Industrie, von einer Bewegung der Fabrikarbeiterschaft im wirtschaftlichen oder politischen Sinne nicht die Rede sein, so beginnen doch „Arbeiterfrage" und „Pauperismus" das deutsche Bürgertum zu interessieren und es kann, bei der Anteilnahme seiner damaligen Bewohner an allen Zeitfragen, nicht wundernehmen, daß sie auch in Elbing diskutiert werden. Damit nehmen wir einen Faden unserer Einführung wieder auf. Und in der Tat dürfen wir uns nun in die früheren Ausführungen über die wirtschaftlichen Bestrebungen jener Jahre einschalten und noch einmal an den „Gewerbeverein" von 1828 erinnern, an das Programm der Industrialisierung, das eine Mittelindustrie Elbings mit dem Absatzgebiet Ost- und Westpreußens erstrebte, an die Einführung der ersten Dampfmaschinen 1828/29 in die Werke der Elbinger Industrie, schließlich an die Wirtschaftstheorien des Prince-Smith.

Es würde den Rahmen dieses Kapitels sprengen, wenn wir die Theorien des Prince-Smith hier abhandeln wollten. Seine Einstellung zur „sogenannten Arbeiterfrage" ist durch einen einzigen seiner Sätze charakterisiert, der behauptet, daß „die Annahme widersinnig sei, es gebe überhaupt eine soziale Frage und noch widersinniger, daß sie, sollte man annehmen, es gäbe wirklich eine solche Frage, durch irgendetwas Anderes, als den natürlichen Lauf der Dinge, gelöst werden könne[41])". Das ist schließlich der ganze Prince-Smith, der als ‚volkswirthschaftlicher Darwinist"[42]) argumentiert. Diese Einstellung besitzt schon der junge Prince-Smith, der in den „Elbinger Anzeigen" im Sommer 1835 „die Kleinstädtereien, die Absonderlichkeiten einzelner Persönlichkeiten, und namentlich den Ton der Elbinger Privatgesellschaften"[43]) schilderte und persiflierte und sich in volkswirtschaftlichen Betrachtungen erging. Er behandelte in einem Artikel der „Elbinger Anzeigen" vom 5. September 1835 zum ersten Male die Arbeiterfrage. Dieser Artikel ist für uns sehr interessant, weil Prince-Smith dazu ganz offenbar durch Elbinger Verhältnisse angeregt ist und darin gleichsam die Tauglichkeit der Elbinger Arbeiterschaft für die Industrialisierung untersucht. Es heißt da: „Die Abneigung gegen Arbeit, und die Roheit unserer niedrigsten Arbeiterklasse sind wegen des daraus entstehenden Elends höchst bedauernswerth; betrachtet aber als Haupthindernisse bei Erweiterung des industriellen Betriebes und Beförderung des Wohlstandes werden sie für Alle zum Gegenstande banger Besorgniß." Und nun fährt er fort, das zu entwickeln, was er

---

[41]) Zitiert nach: Charles Gide u. Charles Rist, Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen, Jena 1921 (2. deutsche Aufl.), S. 412.

[42]) Wolfg. Eras, John Prince-Smith ..., Altpr. Ztg., Elbing, Jahrg. 1875, Nr. 250.

[43]) Prince-Smith's Ges. Schr. Bd. III S. 212/13.

später als sein „goldenes Gesetz" dem „ehernen Lohngesetz" des Lassalle entgegenstellte: „Der Maßstab, nach welchem die arbeitende Klasse mit den Lebensbedürfnissen versorgt wird, richtet sich nach dem Verhältnis der Arbeiterzahl zur Menge der zu verrichtenden Arbeit. Dieses Verhältniß aber wird stets auf die Dauer von den Arbeitern selber bestimmt." Denn, habe der Arbeiter einen hohen Begriff „der Behaglichkeit" und reiche der Lohn nicht aus, Frau und Kinder mit zu ernähren, so verheirate er sich nicht „und verzehrt seinen Lohn allein". Dadurch sinke dann die Bevölkerungsvermehrung und steige eo ipso der Lohn. „Der bestimmende Umstand also ist immer der bei der arbeitenden Klasse herrschende Begriff von dem, was zur Existenz nothwendig ist, mit einem Wort: der Grad ihrer geistigen Bildung." Und dann spricht es Prince-Smith wieder aus, daß er Elbing im Auge habe: „Nun stehen die Begriffe unseres hiesigen Volkes mit Bezug auf das, was zum Leben nothwendig erforderlich ist, leider auf einer sehr niedrigen Stufe. . . Gesunken wie unser niederes Volk ist, fehlt ihm die Anregung zur angestrengten Thätigkeit."

Das dürfte auch wohl die Meinung der Elbinger Fabrikanten gewesen sein über das Arbeitermaterial, das sie in Elbing vorfanden. Man bemühte sich denn auch, die Elbinger Arbeiterschaft auf eine höhere Stufe der „geistigen Bildung" zu bringen. Diesen Zweck hatten ja die „Lehranstalt des Elbinger Gewerbevereins" und die Ausstellungen der Elbinger Industrieerzeugnisse[44]), zu denen der Gewerbeverein auch die Gesellen, Arbeiter und Lehrlinge einlud. Diesen Nebensinn hatte auch die Gründung des „Gesellenvereins" im Jahre 1845, eines der wenigen Arbeiterbildungsvereine des Liberalismus, die das Jahr 1848 überdauerten.

Von größerer Bedeutung als die Gründungen der Lehranstalt und des Gesellenvereins war für die Arbeiterschaft des Vormärz die Errichtung einer Krankenkasse, die der bedeutendste Elbinger Unternehmer des Biedermeier Ignatz Grunau 1836 für seine Arbeiterschaft schuf. Sie zahlte im Krankheitsfall bei 2 Sgr. Wochenbeitrag 5 Sgr. für jeden Krankheitstag aus. Bei Gelegenheit dieser Kasse erhalten wir auch eine Angabe über die Arbeitslöhne, die im Biedermeier gezahlt wurden. „Ein Arbeiter verdiente damals 6, 7, 8 bis 12 Sgr. Tageslohn[45])." Leider erfahren wir nichts über die Zahl der Arbeitsleute, die Grunau gewöhnlich beschäftigte; wie denn überhaupt statistische Angaben über die Arbeiterzahl der einzelnen Fabriken erst seit 1861 vorliegen. Grunau besaß eine Holzschneidemühle, eine Oelschlägerei, deren Produkte bis nach Amerika versandt wurden, den Herkules-Speicher, „die große Amtsmühle an der Passarge" in Braunsberg, er war Mitinhaber der beiden ersten Dampfschiffe, die nach der verunglückten Probe von 1829, seit 1840 in Elbing erworben wurden, er besaß zwei weitere Dampfschiffe im Alleinbesitz und „der Getreidehandel seines Elbinger Hauses erstreckte sich bis nach

[44]) Rhode, a. a. O., S. 246.

[45]) Satori, a. a. O., S. 185.

Polen und England[46])". Acht Jahre nach der Gründung der Krankenkasse für die Arbeiter seiner ausgedehnten Betriebe verwandelte Ignatz Grunau im Jahre 1844 diese soziale Einrichtung, die bisher auf die Arbeiter seiner Betriebe beschränkt geblieben war, in eine „Kranken- und Sterbekasse für die arbeitende Volks-Klasse und die Gewerbetreibenden der Stadt Elbing[47])". Ueber die Leistungen dieser Kasse berichtet im Jahre 1849 „Ein Arbeitsmann", der in einem Inserat in den „Neuen Elbinger Anzeigen" seinen Kollegen den Rat gibt, „bei Zeiten einzutreten". Es heißt da, daß die Kasse jedem Teilnehmer „für den geringen Betrag von wöchentlich 2 Sgr., wenn er krank ist, die Woche 1 Thlr. nebst freiem Arzte und freier Medizin, und im Falle des Todes den Hinterbliebenen 10 Thlr." gewähre[48]). Bei der Reorganisation, die die Stadtverwaltung seit 1849 mit dem Kassenwesen der Elbinger Gesellen-Brüderschaften vornahm, bildete die „von dem Kommerzienrath Grunau gestiftete Kranken- und Sterbekasse"[49]) das Sammelbecken für alle die Arbeiterkategorien, die keine besonderen Kasseneinrichtungen besaßen.

Im Verlauf der dreißiger und vierziger Jahre nimmt die Elbinger Industrie bereits größeren Umfang an. Einerseits handelt es sich dabei, wie schon hervorgehoben, um einen Ausbau der uns bereits aus den früheren Perioden bekannten Industriezweige — und hierzu gehören auch die Grunauschen Werke —, andererseits treten jetzt einige Anstalten der metallverarbeitenden Industrie hervor, auf die sich die spätere Elbinger Großindustrie gründet. Im Jahre 1828 entstehen zwei Eisenhämmer in der Nähe der Stadt, im Jahre 1837 eröffnet Schichau seine Maschinenbauanstalt, und ebenfalls in den dreißiger Jahren läßt sich der Schmiedegeselle Carl Ferdinand Steckel, aus Buchlau im Oberland, in Elbing nieder, dessen Eisengießerei noch 1844 ebensoviel Eisen verarbeitete wie die Schichausche Gießerei. Erst einige Jahre nach 1848 überflügelt Schichau alle übrigen Elbinger Fabrikanten. Die erste Entwicklung Schichaus, der zu dem Kreise der Elbinger Fortschrittsleute gehörte und ja aus der Schule des Gewerbevereins hervorging, bis 1848 vollzog sich ganz im Rahmen des Programms, das die Verfechter der Industrialisierung aufgestellt hatten. Im Jahre 1840 baute er seine erste Dampfmaschine für ein Dorf in der Provinz, 1841 eine zweite für einen Elbinger Dampfbagger, verfertigte dann Betriebsmaschinen für Getreide- und Oelmühlen, für Brennereien und Sägewerke. Die Schichausche Maschinenfabrik versieht allmählich die ganze Nogat- und Weichselniederung mit Entwässerungs-Dampfmühlen. Von acht Arbeitern, die Schichau im Jahre 1837 beschäftigte, steigt seine Arbeiterzahl schon 1844 auf 80, um 1861 bereits 305 zu betragen.

Während noch 1829 „die Wortführer des Schlendrians" hohnlachten, als „die überspannten Elbinger" es „auf preußischen Gewässern den Eng-

46) Ebenda, S. 184.
47) Ebenda, S. 185.
48) Neue Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1849, Nr. 67.
49) Deren Statuten siehe: Elbinger Stadtbibliothek: L. 7 Misc. 27.

ländern gleichthun wollten“[50]) und dabei mit ihrem selbstgebauten Dampfboot „Copernicus“, dessen Maschine sie noch aus England beziehen mußten, auf den Strand liefen, begann Michael Mitzlaff 1842 von neuem mit dem Bau von Dampfschiffen, für die nun Schichau Maschinen lieferte. Bei Mitzlaff, so heißt es 1849, sind „zeitweise über 200 Arbeiter beschäftigt worden“[51]). 1852 wendet sich dann auch Schichau dem Dampfschiffbau zu.

3

Handwerk und Gesellen.

Das vormärzliche Elbing kannte neben den neu aufkommenden bedeutenderen Industriezweigen das ehrsame Handwerk und neben der „arbeitenden Volksklasse“ jene ältere Kategorie des Arbeiters, den Gesellen. Dieser Gruppe ging es indessen jetzt mehr und mehr an den Kragen. Auch der Zunftmeister, soweit er nicht stark genug ist, zum freien Unternehmer zu werden, sinkt an Bedeutung. Er wird Kleingewerbetreibender oder findet in den Fabriken als Werkmeister oder Arbeiter Beschäftigung. Schon in der Zeit vor der Gewerbefreiheit sahen wir eine ganze Elbinger Zunft, die Leineweber, in Abhängigkeit von ein paar Verlegern arbeiten. Es handelte sich um einen Zweig der Textilindustrie, die ja überhaupt „das hervorragendste Gebiet der Verlagsindustrie“[1]) war. Schon vor 1820 hat sich dann der freie Unternehmer in der Elbinger Leinenindustrie durchgesetzt. Das Jahr 1820 zählt in Elbing vier „Drillich- und Leinenfabriken“[2]). Um diese Zeit muß sich die Auflösung der Zunft der Leinenweber vollzogen haben, denn 1825 wird sie nicht mehr erwähnt[3]). Dagegen existierte damals noch das Gewerk der Züchner, das sich jedoch noch vor 1850 auflöste[4]). Im Jahre 1850 bestehen in der Textilbranche Elbings — ausgenommen die Schuhfabrikation — noch die Flachsbinder-Zunft mit 18 Flachsbindern, das Färbergewerk mit 3 Meistern und ca. 12 Gesellen — 1850 arbeiten allerdings schon sechs Färber in Elbing außerhalb des Gewerks — und das Tuchmachergewerk mit zwei Meistern, Gruhn und Hintz, die sich Tuchfabrikanten nennen lassen. Die Elbinger Textilindustrie nimmt, um etwas vorzugreifen, den typischen Weg dieser Industrie überhaupt. Während sie ursprünglich reine, gewerksmäßige Hausindustrie war, über die sich Mitte des 18. Jahrhunderts das Verlagssystem legte, setzte sich in den Jahrzehnten nach der Gewerbefreiheit der Fabrikant durch, der eine geringe Anzahl von männlichen und weiblichen Arbeitern „in dem Fabrik-Etablissement“, eine weit größere jedoch

---

[50]) F. A. Th. Kreyssig, Unsere Nordostmark, Danzig 1872, S. 140.

[51]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1849, Nr. 4.

[1]) Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Zur jünstgen Vergangenheit, Berlin 1901, II. Bd. I. Hälfte, S. 300.

[2]) Handlungs-Adreß-Buch der Stadt Elbing, 1820, S. 21—24.

[3]) Elb. A. P.D. Gen. P. 17 I, Bl. 43.

[4]) Elbinger Adreß-Buch für das Jahr 1850.

„außerhalb desselben“[5]) beschäftigte, wie wir das sehr deutlich noch 1861 an den beiden größten der Elbinger Webereien, den von Haarbrücker und von Goltz, sehen. Um 1860 dann ist der Meister in der Fabrik schon eine häufige Erscheinung. Wir hatten einen Werkmeister ja schon 1822 in der Alsenschen Tabakfabrik angetroffen. Nach der Reichsgründung setzt sich dann die „geschlossene fabriksmäßige Produktionsweise“[6]) auch in der Elbinger Textilindustrie durchaus durch, so in der „Elbinger A. G. für Leinenindustrie“, die in ihrer Fabrik Anfang der neunziger Jahre „über 600 Personen“ beschäftigte[7]). Dies sei vorweg genommen, um einen Zielpunkt für die industrielle Entwicklung überhaupt zu gewinnen.

Was nun die Auflösung der Zünfte angeht, so vollzog sie sich in vielen Gewerbezweigen ziemlich rasch, während sie einige ganz verschonte. Noch um das Jahr 1817 bestehen in Elbing 48 Gewerke und Zünfte[8]). Sie vermindern sich bis 1822 auf 22, um dann bis 1828 auf 19 zu sinken, eine Zahl, die bezeichnenderweise bis 1850 wieder auf 25 steigt[9]). In dieser vorübergehenden Aufwärtsbewegung äußert sich nämlich, neben der Einwirkung der Gewerbeordnungen von 1845 und 1849, die protestierende Haltung des Handwerks gegen „die moderne Willkür der Konkurrenz“[10]). Bei vielen der neuen Fabrikanten, die Elbing nach der Gewerbefreiheit bekam — schon 1820 werden in Elbing 30 „Fabrik-Inhaber“[11]) gezählt, eine Zahl, die bis 1865 auf 108 wächst[12]) —, sieht man den alten Handwerksmeister noch deutlich durchschimmern. Sie gehören eben zu jenen Meistern, denen der scharfe Wind der freien Konkurrenz gut bekam. Sie emanzipieren sich mehr oder minder rasch von den Gewerken, eine Emanzipation, die durch den herrschenden Liberalismus nicht unbeeinflußt geblieben ist. Davon wird noch zu sprechen sein. Aus dem Jahre 1850 besitzen wir, wie schon erwähnt, Angaben[13]) über die Zahl der Gewerke, und was ebenso wichtig ist, über die Zahl der Meister und Gesellen bei deren Mehrzahl. Vergleicht man die Zahl dieser Zunftmeister mit der Zahl der Gewerbetreibenden[14]), die dasselbe Gewerbe gleichzeitig in Elbing betrieben, so ergibt sich folgendes Bild:

Im Bäckergewerbe führt das „Verzeichniß der bürgerlichen Geschäftszweige“ 31 Bäcker auf; davon sind 24 Gewerksmeister: also 7 unzünftig. Es gab weiter in den einzelnen Gewerben, die noch Gewerke besaßen:

28 Böttcher,	davon	7	Gewerksmeister:	also	21 unzünftig
24 Drechsler,	„	8	„	„	16 „

[5]) Tabellen bei Rhode, a. a. O., S. 258, S. 252.

[6]) Lamprecht, a. a. O., S. 300.

[7]) Edw. Carstenn, Wirtschaftliche Entwicklung Elbings im 19. Jahrhundert. Altpreuß. Monatsschrift Bd. 50, Königsberg 1913, S. 479.

[8]) Elb. A. P. D. Gen. P. 17 I, Bl. 1, Bl. 43, Bl. 51 f.

[9]) Elbinger Adreß-Buch für das Jahr 1850, S. 85/86.

[10]) Lamprecht, a. a. O., S. 307.

[11]) Handels-Adreß-Buch 1820, S. 21—24.

[12]) Olschinka, Elbing als Industriestadt, im Daribuch Elbing, 1927, S. 134.

[13]) Elbinger Adreß-Buch für das Jahr 1850: Gewerks-Innungen, S. 84/85.

[14]) Ebenda, Verzeichnis der bürgerlichen Geschäftszweige.

9	Färber,	davon	3	Gewerksmeister:	also	6 unzünftig
15	Glaser,	„	6	„	„	9 „
3	Hutfabrikanten,	„	3	„	„	alle zünftig
6	Korbmacher,	„	1	„	„	5 unzünftig
4	Maurer,	„	4	„	„	alle zünftig
11	Nagelschmiede,	davon	1	G.=Mstr. u. 3 Wittw.:	also	mind. 7 unzünft.
5	Reifschläger,	davon	3	Gewerksmeister:	also	2 unzünftig
20	Sattler,	„	12	„	„	14 „
20	Schlosser,	„	7	„	„	13 „
18	Schmiede,	„	7	„	„	11 „
129	Schneider[15]),	„	29	„	„	100 „
243	Schuhmacher,	„	80	„	„	163 „
78	Tischler,	„	15	„	„	63 „
11	Töpfer,	„	2	„	„	9 „
2	Tuchfabrikanten,	„	2	„	„	alle zünftig
7	Haus=Zimmerer,	„	6	„	„	1 unzünftig
2	Schiffs=Zimmerer,	„	2	„	„	alle zünftig

Außer diesen 20 Gewerben, die 1850 noch Gewerke besaßen, führt die Uebersicht über die „Gewerks=Innungen“ weitere fünf Zünfte und Gewerke auf, die sich jedoch zum Vergleich nicht eignen. Es sind die Flachsbinder=Zunft, die Kornmesser=Zunft, das Kupferschmiede=Gewerk, welch letzteres wahrscheinlich nur noch eine Gesellen=Brüderschaft besaß. Das gleiche scheint auch beim Nadler= und beim Müller=Gewerk der Fall gewesen zu sein.

Dieser Vergleich läßt jedenfalls erkennen, wie stark in einzelnen Handwerkszweigen der Einfluß der Gewerke seit Brechung des Zunftzwanges und trotz den Gewerbeordnungen von 1845 und 1849 zurückgegangen, wie stark er andererseits noch vorhanden war. Einerseits setzt sich nun die Tendenz der Emanzipation in den folgenden Jahrzehnten auch in Elbing fort, während andererseits die Tendenz innerhalb des Handwerks, das Gewerksprinzip zu erhalten, zu Genossenschaftsbildungen („Handwerkerverbrüderung“) führt. Jedenfalls zeigt die Uebersicht einigermaßen deutlich, daß die Elbinger Zunftorganisation im Jahre 1850 fast überall durchbrochen ist. Und hierüber wird denn auch wesentlich um 1848 geklagt. Weniger also über die Fabriken, die — abgesehen die Metallfabriken — in Elbing nach ihrer Produktion: Seife, Licht, Oel, Zucker, Asche, Tabak, Cichorie, zu dieser Zeit den noch bestehenden Gewerken Elbings keine Konkurrenz boten, als über das übermäßige Andrängen von z. T. schlecht ausgebildeten Handwerkern und „Bönhasen“. Ein Prozeß, der zur Verarmung mancher Handwerkszweige führen mußte.

Besonders schlimm sah es in dieser Beziehung schon 1850 bei den Schuhmachern aus. Das Verzeichnis führt in diesem Jahre

[15]) Im Verzeichnis der bürgerl. Geschäftszw. sind angegeben: 109 Kleidermacher für Herren und 20 für Damen.

243 selbständige Gewerbetreibende dieses Handwerks auf, von denen 163 unzünftig waren. Durchsucht man das alphabetische Namensverzeichnis, so ergibt sich diese Verarmung ziemlich deutlich. Da werden zwei Schuhmacher im Nebenberuf zugleich als Nachtwächter aufgeführt, ein Schuhmacher verrichtet Botendienste, ein Schuhmachermeister hält nebenbei eine „Mangel", die Frau eines Schuhmachers ist Waschfrau, mehrere Schuhmacher sind nebenbei Totengräber, Küster usw. Ein Schuhmacher bezeichnet sich selbst als Altflicker. — Keiner der 163 unzünftigen selbständigen Schuhmacher führte den Meistertitel. Um bei diesem Gewerbe, dem Schuhfabriken damals noch keine Konkurrenz boten, zugleich die Gewerksgesellen mit in die Betrachtung einzubeziehen, so umfaßte das Schuhmachergewerk neben seinen 80 Meistern 350 Gesellen, von denen 150 bereits verheiratet waren und eine von der der unverheirateten Gesellen geschiedene Gesellenkrankenkasse besaßen. Das Bild ist also ziemlich klar: Neben einer Anzahl kümmerlich vegetierender selbständiger Schuhmacher, denen das Gewerk nicht den Meistertitel zugestand, gruppierten sich die doppelte Anzahl von Gewerksgesellen, ohne Aussicht selbständig zu werden, um eine geschlossene Zahl von Gewerksmeistern, die sie hausindustriell beschäftigten. Die Tendenz zur Hausindustrie hin nahm dann in die achtziger Jahre hinein zu, wo wir eine Gruppe größerer Hausmanufakturen in der Elbinger Altstadt beobachten können; bis eben die Schuhfabriken auch diesen Manufakturen ein Ende setzten.

Aehnlich, obwohl nicht so schroff, liegt die Situation um 1850 beim Schneidergewerbe. Auch hier 109 unzünftige „Kleidermacher" neben 29 Meistern, die 85 Gesellen Arbeit geben. Im Maurergewerbe beschäftigten vier Gewerksmeister — die einzigen, die in Elbing 1850 dies Gewerbe selbständig betrieben — 250 Gesellen, die also, auch im engeren Begriff dieses Wortes, durchaus als „Arbeiter" zu bezeichnen waren. Genau so bei den Hauszimmerern (6 Meister mit 200 Gesellen) und den Schiffszimmerern (2 Meister mit 60 Gesellen). Etwas anders lag es bei den Tischlern, wo 15 Meister 60 Gesellen beschäftigten; daneben aber 63 unzünftige selbständige Tischler ihr Brot suchten[16]). — Natürlich müssen wir uns davor hüten, die eben aufgezeigten Verhältnisse lediglich als Auswirkung der, dazumal vielfach eingeschränkten, Gewerbefreiheit anzusehen. Vielmehr handelt es sich hierbei um eine Entwicklung, die bereits „spätestens gegen Ende des 14. Jahrhunderts"[17]) mit dem Hervortreten des Kapitaleinflusses beginnt. Diese Entwicklung für Elbing abzuleiten, ist nicht unsere Aufgabe.

Wird ein Abstieg des Elbinger Handwerks und die Auflösung seiner Gewerke auch in der Periode von 1810 bis 1848 ff. offenbar, so dürfen wir zweierlei nicht übersehen. Einmal lösen sich eben eine Anzahl der Handwerksmeister heraus, die sich nun an dem Aufstieg der Industrie beteiligen; und in dieser Entwicklung des Handwerksmeisters zum freien industriellen Unternehmer haben wir die zweite Wurzel zu sehen, aus der

---

[16]) Siehe hierzu: Elbinger Adreß-Buch für das Jahr 1850.

[17]) Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte. Zur jüngsten Vergangenheit, Berlin 1901, II. Bd. I. Hälfte, S. 307 f.

der Elbinger Industrialisierung — als deren Vertreter wir früher größtenteils Kaufleute, so Stadträte und „geh. preuß. Commerzienräthe", kennengelernt hatten — Mehrung zuwächst. Andererseits zeigte gerade unsere Uebersicht, daß die Gewerke Elbings keineswegs bedeutungslos geworden waren. Und obwohl die allgemeine Gewerbeordnung von 1845 das Prinzip der Gewerbefreiheit wieder aussprach und den Innungszwang erneut verbot, so brachte sie doch für 42 Gewerbe die Bestimmung, daß nur derjenige Lehrlinge annehmen dürfe, der eine Befähigung nachwies oder einer Innung angehörte; was einem „indirekten Beitrittszwange"[18]) fast gleichkam. Diese Bestimmung fand entsprechend auch auf die Prüfung der Gesellen Anwendung.

Diese Einschränkungen der Gewerbefreiheit wurden denn auch immer wieder benutzt, um die Gewerke zu konservieren und um gegen die Emanzipation anzukämpfen. Gewerksgesellen wie Meister waren in gleicher Weise darum bemüht. Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Inseratenmanöver, die in den Elbinger Zeitungen entfesselt wurden und in denen die Gewerksmeister unzünftigen Handwerkern die Führung des Meistertitels[19]) und Gewerksgesellen ihren unzünftigen Arbeitskollegen die Führung des Gesellenranges streitig machten. Wir werden später sehen, daß der Standesstolz der Gesellen noch in den Gewerkvereinen (H.-D.) und selbst in den freien Gewerkschaften zu einer Art Exklusivität führt; wie denn überhaupt die Handwerkstradition in diesen Vereinigungen eine stärkere Rolle spielte, als gemeinhin angenommen wird. Ein typisches Beispiel für das früher Gesagte bietet der Inseralenkrieg, den die Schiffszimmergesellen-Brüderschaft 1852 gegen einen Schiffszimmermann der Mitzlaffschen Werft führte[20]), der im Neuen Elbinger Anzeiger, dem Blatte der Elbinger Fortschrittspartei, in einer Gerichtsnotiz als Schiffszimmergesell bezeichnet wurde. Die Schiffszimmergesellen-Brüderschaft erklärte sogleich in der übernächsten Nummer derselben Zeitung, daß weder ein S c h i f f s z i m m e r g e s e l l genannten Namens in der Brüderschaft existiere noch überhaupt in Elbing bekannt sei. Und obwohl jener Schiffszimmermann erbötig war, „der sogenannten Brüderschaft der Schiffszimmergesellen" das Zeugnis seines Lehrmeisters nachzuweisen und schließlich sogar sowohl sein Zeugnis wie die Rechnung seiner Freisprechung abdruckte, blieb die Brüderschaft bei ihrer Erklärung. Es ergab sich endlich, daß das Zeugnis des Lehrmeisters Mitzlaff vom Juli 1851 ungültig sei, weil Mitzlaff im April 1851 aus der Schiffsbauer-Innung ausgetreten wäre. Der tiefere Zweck des Manövers, Mitzlaff zur Innung zurückzuholen, liegt auf der Hand; ohne daß indes ein Erfolg erzielt wurde. Bis zu ihrer Auflösung bestand die ganze Schiffsbauer-Innung lediglich aus dem zweiten der Elbinger Schiffsbaumeister, Gustav Fechter, der Kassenmeister der Brüderschaft blieb und dem Freisprechen der Gesellen beiwohnte.

---

[18]) H. d. St. 1911, VIII. Bd., Art. Zunftwesen, S. 1106 f.

[19]) Z. B. Neuer Elbinger Anzeiger, Jahrg. 1852, Nr. 321.

[20]) Neuer Elbinger Anzeiger, Jahrg. 1852, Nr. 318, 320, 322, 329.

Besondere Unzuträglichkeiten ergaben sich aus diesen gemischten Verhältnissen für die Gesellenkranken- und Sterbekassen, die, als eine Einrichtung der Brüderschaften, den unzünftigen „Gesellen“ versperrt blieben. Allerdings hatten sich in der Periode von 1806 bis 1850 diese Kassen in noch höherem Maße vermindert als die Gewerke. Im Jahre 1850 besaßen nur noch 16 der 25 Gewerke Gesellenkranken- bzw. Kranken- und Sterbekassen[21]). Da die Kommune, mit Rücksicht auf ihren Armenetat, an der Mitgliedschaft aller Gesellen und Gehilfen, „gleichviel ob sie bei einem Innungsgenossen oder bei anderen Gewerbetreibenden“[22]) arbeiteten, in den genannten Kranken- und Sterbekassen interessiert war, sah sie sich gezwungen, die Gesellenkassen zu reorganisieren und die Verpflichtung zum Beitritt ebenso wie das Verbot, die Aufnahme eines zum Beitritt Verpflichteten zu versagen, in den neuen Statuten festzulegen[23]). Diese Reorganisation des Gesellenkassenwesens gründete sich auf die „Bestimmungen des Orts-Statuts für Elbing vom $\frac{\text{2ten August}}{\text{14ten October}}$ 1849“, die im Sinne des § 169 der Gewerbe-Ordnung vom 17. Januar 1845 lagen und die „höhern Orts“ genehmigt worden waren[24]). Seit 1849 wurde in Elbing nach und nach das Kassenwesen der Gesellen und Arbeiter, das bis dahin sehr im Argen gelegen hatte, straff und wohl lückenlos organisiert. Der Magistrat regte die Gründung einer „Allgemeinen Gesellen Kranken Kasse“ an, der jene handwerklichen Arbeitnehmer beitreten mußten, deren Gewerke keine speziellen Brüderschaftskassen mehr besaßen[25]).

Während die erste Fabrikarbeiterkasse Elbings im Jahre 1836 entstand, ein Drittel Jahrhundert also nach den viel weitergehenden Bemühungen des Robert Owen in England, für Deutschland jedoch eine recht frühe Einrichtung dieser Art, waren die Gesellenkassen sehr viel älteren Ursprungs, und es darf wohl außer Zweifel sein, daß sie die Schöpfung der Fabrikarbeiterkasse anregten oder nahelegten. Wir hoben soeben das Interesse der Kommune an den Kranken- und Sterbekassen der Gesellenbrüderschaften hervor, das sich aus der Rücksicht auf den Armenetat ergab. Wesentlich ihrem Kassenwesen verdankten denn auch die Brüderschaften ihr Fortbestehen. Weder der absolutistische Staat des 18. Jahrhunderts noch die Reformer mochten den Gesellen ihre Kassen nehmen, „ohne zu bedenken, daß an letzterer Vereinigung sich der ganze Gesellenverband wieder aufrichtete und festhielt“[26]). Wir sagten bereits, daß kurz nach der Eingliederung der Stadt Elbing in den preußischen Staatsverband

[21]) Elb. A. P.D. betr. Die hiesige Gesellen-Kranken-Kasse, gen. P. 37 I, Bl. 3.

[22]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1849, Nr. 10.

[23]) Siehe z. B. „Statut für die Kranken- und Sterbekasse der Schiffszimmergesellen zu Elbing“, vom 26. September 1852, § 1: in Stadtarch. Elb. A. P.D. betr. Die hiesige Gesellen-Kranken-Kasse gen. P. 37 I, Bl. 5 ff., oder: „Statut für die Kranken- und Sterbekasse der Tischlergesellen-Brüderschaft zu Elbing“, vom 9. Juli 1850, § 1 (Stadtarch. Elb. 3159) usw.

[24]) Elb. A. P.D. gen. P. 37 I, Bl. 1 ff.

[25]) Elbinger Anzeigen, Jahrg. 1849, Nr. 10.

[26]) Rohrscheidt, a. a. O., S. 602.

die Elbinger Gewerke und Gesellenverbindungen, deren Entstehung weit in das Mittelalter zurückreicht[27]), durch die „General-Handwerks-Ordnung für Westpreußen vom 24. Januar 1774“ „regulirt“ worden waren. Sie wurden weiterhin den Bestimungen unterworfen, die das 1794 fertiggestellte Allgemeine Landrecht im Theil II. Tit. 8 § 179—400 gab[28]). Die für die Gesellen wesentlichsten Maßnahmen waren das Verbot der Koalition und der Arbeitseinstellung. Dabei blieb es bis 1869. Weiterhin waren die Gesellenladen, die Gesellensiegel und -briefe einzuziehen. Der „blaue Montag“ wurde energisch verboten. Den Gesellen verblieben ihr Kassenwesen, ihre Herbergen und ihre Stellenvermittlung; immer unter strenger Kontrolle. Für die Wanderschaft der Gesellen wurden sogenannte Kundschaften als Legitimation eingeführt, eine Art von Arbeitsbüchern, in denen die Innungen über die Dauer der Arbeit und über die Führung der wandernden Gesellen quittieren mußten.

Wir müssen es uns versagen, auf die Brüderschaften zur Zeit ihrer Blüte einzugehen, in der sie den Gewerken häufig genug über den Kopf gewachsen waren, in „immer wachsendem Uebermuthe“ Streiks und sogar „offene Rebellion“ betrieben, eigene Laden, Siegel und „Artikel“ besaßen usw. Im städtischen Museum Elbings finden sich eine ganze Reihe dieser Gesellenladen und -siegel, die z. T. erst im Laufe des 19. Jahrhunderts abgeliefert worden sind. Das Elbinger Stadtarchiv bewahrt ferner eine Anzahl von Gesellenbüchern, in die sich die zuwandernden Gesellen einschrieben, Bücher, die bis in die achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts und noch weiter reichen und die besonders für die Wanderbewegung der Gesellen von den kleinen Städtchen „Preußisch Litauens“ und Masurens bis nach dem Süden und Westen Deutschlands und zurück, interessant sind. Elbing ist bei diesen Wanderungen, die aus einer obligatorischen Einrichtung des Zunftwesens seit Brechung des Zunftzwanges zur „freiwilligen Vagabondage“ wurden, Durchgangsstation nach dem Westen, wie es nun im Laufe des 19. Jahrhunderts durch seine Industrie Schulungsstation für den östlichen Arbeiter auf seiner Abwanderung „nach Essen“[29]) wird.

Die Konsequenzen, die sich aus der „Vagabondage“ der Gesellen für ihre Politisierung ergaben, dürfen wir zunächst noch übergehen. Das Wandern der Gesellen wurde schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts eine sehr umstrittene Frage. Selbst bei den unentwegten Zunftmeistern fand es, offenbar wegen der die Gewerke belastenden Unkosten, nicht mehr rückhaltlos Anklang. Das zeigte sich dann in den Diskussionen, die in den liberalen Gesellschaften Elbings in den vierziger Jahren über diese Frage geführt wurden. Aber auch schon vorher ist die Meinung geteilt. So erklärt sich das Elbinger Tischlergewerk, das offenbar früher zu den „geschenkten“ Gewerken gehört hatte, 1825 gegen Geschenke an wandernde Gesellen. Die „Elterleute“ des Kürschnergewerks Nogge und Haarbrücker

---

[27]) A. Matz, Die Zünfte der Stadt Elbing bis zum Einzug der Schweden 1626 (Elbinger Jahrbuch, Heft 1). Elbing 1920.

[28]) Elb. A. P.D. gen. P. 17 I, Bl. 9 ff.

[29]) Max Weber, Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. Leipzig 1892 (Schr. d. Ver. f. Sozialpolitik, 55), S. 195.

wurden 1825 von der Polizei befragt, wie sie ihre reisenden und nicht Arbeit erhaltenden Gesellen zu unterstützen „gedenkten" und „für die Wiederherstellung der Erkrankten gemeint sind"[30]). Die Befragten sagten aus, daß sie „eine solche Feststellung für ganz zweckmäßig" hielten und setzten nun fest, daß ein jeder am hiesigen Ort nicht Arbeit erhaltende Kürschnergeselle mit vier Silbergroschen zu unterstützen sei. Dies Geschenk dürfe er sich von Rogge abholen, „was ihn bald gezahlt würde". Es sei aber durch Anschlagezettel an die Herberge den Fremden zu eröffnen, daß sie nur immer in einem Zeitraum von vier Wochen auf ein Geschenk Anspruch machen könnten, „um dadurch den Andrang von Nichtsthuern abzuwenden". In diesem Falle sehen wir also die alte Unterstützungseinrichtung der Gewerke bereits vernachlässigt, während die Polizei sich um ihre Aufrechterhaltung bemüht. Was „die Wiederherstellung der erkrankten Gesellen" anging, so erklärten sich Aelterleute der Kürschner gewillt, eine Gesellenkrankenkasse zu stiften, wozu jeder in Arbeit stehende Geselle zwei Silbergroschen monatlich beitragen solle. Also auch hier der merkwürdige Zustand, daß die Polizei die Wiedererrichtung bereits verfallenen Gesellenkassen anregen muß, ohne einen Befehl aussprechen zu können. Diese Anregungen der Polizei ergingen auch an die anderen Gewerke, bei deren Mehrzahl das Kassen- und Unterstützungswesen allerdings noch erhalten war.

Diese Zeit nach dem Frieden von 1815 war überhaupt eine Periode, in der eine gewisse „Verlegenheit" „in der Behandlung gewerklicher Verhältnisse"[31]) herrschte, eine Verlegenheit der Regierung, die sich gerade auch gegenüber dem Gesellenwesen zeigt. Rohrscheidt sagt sicher mit Recht, daß es einen „der größten Vorwürfe" für die Gesetzgebung der Reformzeit bedeute, es unterlassen zu haben, das Gesellenwesen der „gründlichen, der Gewerbefreiheit angepaßten Reorganisation"[32]) zu unterziehen, deren es notwendig bedurft hätte. Statt dessen sehen wir nun in der Restaurationsperiode lahme, am Vorgestrigen orientierte Gesten der Regierung, eben jene „Anregungen", die wir in Elbing beobachten können. Ganz zu schweigen von sozialpolitischem Instinkt für die Lage der wirtschaftlich Schwachen, den ja auch die Männer der Reform nicht besessen hatten, beschränkt man sich jetzt meist auf polizeiliche „Vigilanz" und läßt die Verkümmerung und Wucherung des Gesellenwesens vorwärtsschreiten, deren Begleiterscheinungen Proletarisierung und politische Radikalisierung waren.

Sehr bezeichnend für den „zuwartenden" Standpunkt, den man einnahm, ist eine Denkschrift der Danziger Regierung aus dem Jahre 1820, die bei der Elbinger Polizei einlief[33]). Da werden die Danziger Gewerks- und Gesellenverhältnisse mit der Romantik des sparsamen Hausvaters geschildert: In Danzig seien die Gesellen in sogenannten Gesellenbrüderschaften vereinigt, die für jedes Gewerk eine Herberge hätten, wo

[30]) Elb. A. P. D. gen. P. 17 I, Bl. 37—40.
[31]) H. d. Staatsw., Art. Zunftwesen, S. 1106 ff.
[32]) Rohrscheidt, a. a. O., S. 546.
[33]) Elb. A. P. D. gen. P. 17 I, Bl. 18.

alle fremden Gesellen vom Gewerk aufwandernd, frei Logis, auch wohl den ersten Tag Verpflegung und — bei den sogenannten geschenkten Handwerken — von jedem Meister oder aus der Gewerkskasse noch ein kleines Geschenk erhielten. Die Miete für die Stube und die Verzehrung trügen die hier in Arbeit stehenden Gesellen durch eine wöchentliche Abgabe an den Altgesellen, so auch die Kur- und Verpflegungskosten für kranke hier in Arbeit gestandene Gesellen und für die Beerdigung der Verstorbenen. Diese Sorge der Gesellen füreinander sei durchaus positiv. Sonst würden ihre Krankheitskosten, Begräbniskosten etc. den Kommunen zur Last fallen. Auch legten Gesellen und Meister sehr großen Wert auf ihre „Congregationen". Deshalb ließen Regierung, Magistrat und Polizei „die gedachten Congregationen" vielfach weiterbestehen und suchten sie nur zur Aufnahme auch unzünftiger Gesellen und Meister durch neue Statuten zu bewegen.

Diese Denkschrift gibt sehr gut die rückläufige Haltung der Regierung seit 1806 wieder, die Milde, die gegenüber den Zünften statt der drohenden Sprache des 18. Jahrhunderts nun ratsam erscheint. Weiter ist sie jedoch im besonderen für die Danziger und in etwas geringerem Maße für die Elbinger Verhältnisse bezeichnend; für Westpreußen also, das, erst durch die polnischen Teilungen zu Preußen gekommen, seine Zünfte und Gesellenverbindungen nicht mehr jener scharfen polizeilichen Knebelung und Kontrolle ausgesetzt sah, die im übrigen Preußen sofort nach dem Reichstagsbeschluß von 1732 Platz gegriffen hatten. Wir hören z. B., daß im „Danziger Reg.-Departement" noch um 1825 „das schon durch den 29ten Art. der Handwerks-Ordnung für Westpreußen vom Jahr 1774 untersagte Handwerks-Grüßen noch hie und da Statt findet"[34]). Die Magistrate werden deshalb aufgefordert, „durch die Gewerks-Aßeßoren mit Ernst und Strenge auf die gänzliche Abschaffung nicht allein dieses Mißbrauchs, sondern auch aller andern dabei üblichen läppischen Redensarten" zu „halten, sowie die Uebertreter nachdrücklich bestrafen zu laßen". Der Elbinger Magistrat ließ darauf die sämtlichen „Herbergierer" Elbings kommen und machte sie mit der Verpflichtung bekannt, „ihrerseits mit dafür zu sorgen".

Sonst jedoch nahm der Magistrat die Untersuchungen in Gesellensachen nicht allzu ernst und eher die Gesellen in Schutz. Als zum Beispiel der Danziger Regierung angezeigt worden war, daß die Elbinger Drechslergesellen noch immer ihre Lade „in eigener Gewahrsam" hätten und der Magistrat im Januar 1827 aufgefordert wurde, „dies zu Unordnungen Veranlassung gebende unerlaubte Zurückbehalten der Lade . . abzustellen" und ebenso „die Gesellen-Laden aller übrigen Gewerke nach und nach auf dem Rathhaus den Gewerks-Privilegien und der General-Handwerks-Ordnung gemäß" abliefern zu lassen, stritt der Magistrat zunächst die Existenz der Drechsler-Gesellen-Lade ab, so daß „demselben . . die unrichtige Anzeige verwiesen" werden mußte[35]).

[33]) Elb. A. P.D. gen. 17 I, Bl. 46—48.

[34]) Elb. A. P.D. gen. 17 I, Bl. 44.

Gesellen-Laden erhielten sich also in Elbing noch 33 Jahre nach ihrem ausdrücklichen Verbot; und wohl noch darüber hinaus. — Obwohl ausdrücklich untersagt, ließ sich auch „der blaue Montag" der Gesellen nicht ausrotten. So schreibt im Dezember 1823 der Elbinger Polizei-Direktor an den Elbinger Magistrat: „Der pp. und insbesondere die Herrn Mitglieder, welche Gewerkspatrone sind, werden gewiß längst den Mißbrauch bemerkt haben . ., daß noch immer des Montags öfters auch an andern Wochentagen die Gesellen die Arbeit der Meister verlassen, sich auf den Herbergen und in Schankhäusern umhertreiben, durch übermäßigen Genuß starker Getränke oder andere Ausschweifung sich Krankheit zuziehen und dann den Gewerks-Caßen oder Armenfonds zur Last fallen. ."[36]). Das gleiche hören wir, wie noch häufiger, z. B. auch am 26. Januar 1832: Die Schneidergesellen haben „am Montage Versammlungen abgehalten und nicht gearbeitet"[37]). Die Strafbestimmungen des Allg. Landrechts Thl. II. Tit. 8 § 363 u. 364 scheinen also in Elbing wenig „Nachachtung" gefunden zu haben.

Auch der § 184 der Allg. Gewerbeordnung von 1845, der das Verbot des „blauen Montags" erneut aussprach, vermochte keine nachhaltige Wirkung auszuüben. Die Beliebtheit dieses Tages und des Alkohols bildet eine Konstante durch die Zeit der politischen Stürme hindurch. Der zur Ueberwachung der rebellischen Stadt eingesetzte kgl. Polizei-Direktor stellt im Mai 1854 fest, daß er „mehrfach Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, daß die Gesellen wiederum häufiger den sogen. „blauen Montag" halten und in den Herbergen Trinkgelage veranstalten"[38]). Auch seien mehrfach Klagen der betroffenen Meister über das Fortbleiben der Gesellen aus ihrer Arbeit am Montag zu vernehmen gewesen. Der Polizei-Direktor v. Seltzer ließ deshalb die Strafbestimmungen „durch wörtlichen Abdruck der Gesetzesstellen" in Erinnerung bringen. Die Herbergen und Wirtshäuser der sogen. „Krugväter" wurden kontrolliert und Rapport erstattet.

Die Freiheiten und Gesetzesüberschreitungen, die sich die Gesellen gelegentlich herausnahmen, die Milderung der polizeilichen Methoden gegenüber den Gesellenverbindungen im Vergleich zu denen des 18. Jahrhunderts, bedeuten nur eine sehr geringfügige Lockerung der patriarchalischen Bevormundung bis zum Jahre 1869, die dem Eigenwillen der Gesellen den Atem abschnürte und deren Ziel, nach Schmoller, in „ihrer Unterordnung unter Polizei, Meister und ruhigen Gang der Geschäfte" lag.

Aus den Akten ergibt sich immer wieder eine bewundernswerte Vielseitigkeit des Programms und eine erstaunliche Leistungskraft der Polizeibehörde, die sie gleichsam zum Hans Dampf in allen Gassen machte. Als sich öfters Ausfälle in den Gesellenkrankenkassen zeigten, die darauf zurückzuführen waren, daß die abreisenden Gesellen „ihre Auflagen an die Gesellen-Caßen" nicht berichtigt hatten, ließ sich die Polizei

---

[36]) Elb. A. P.D. gen. P. 17 I, Bl. 26.

[37]) Ebenda, Bl. 56.

[38]) Ebenda, Bl. 63/63.

vor Ausgabe der Pässe an die Fortwandernden einen Schein des Altgesellen über die Erledigung ihrer Verpflichtungen vorlegen[39]). Häufig genug hielten Gesellen ihre gesetzlichen Kündigungsfristen nicht ein und nahmen bei einem anderen Meister Arbeit. Dann wurde die Polizei um „Zurückführung des Gesellen . . in sein früheres Arbeitsverhältnis gefälligst“ ersucht. So heißt es noch 1855 im Rapport eines Polizei Sergeanten: „Den Bäckergesell L. habe ich am 11ten d. Mts. dem Bäckermeister R. zurückgebracht[40]).“ — Wir wiesen schon darauf hin, daß das Allgemeine Landrecht, die westpreußische Handwerks-Ordnung und ebenso die Gewerbeordnung von 1845 Arbeitseinstellungen der Gesellen verboten. Ebenso verboten sie die Koalition und die eigenmächtigen Versammlungen. Andererseits war man ja an der Aufrechterhaltung des Kassenwesens, der Herbergen usw. interessiert, die naturgemäß eine gewisse Verbindung der Gesellen untereinander voraussetzten. Das Allgemeine Landrecht (Thl. II. Tit. 8 § 396—398 sprach wohl von Gesellenvereinen (Gesellenbrüderschaften) der Handwerkerzünfte, behauptete andererseits aber, daß „sie unter sich keine Corporationen bilden“. Versammlungen dieser Vereine ohne Korporationsrecht waren nur ausnahmsweise mit Genehmigung des Gewerksältesten und in Anwesenheit des Altmeisters sowie des Gewerks-Aßeßors abzuhalten. Natürlich wurde diese Bestimmung nicht immer eingehalten. Wir erwähnten schon einen solchen Fall[41]). Wie es bisweilen auf den genehmigten Versammlungen herging, zeigt ein „Tumult der Zimmergesellen“, den der Elbinger Chronist Ramsay, übrigens ein Nachkomme der englischen Siedler um 1600, überliefert hat: „Am 12. Juny 1821 hatten die Zimmergesellen, 100 an der Zahl, in ihrer Herberge ein sogenanntes Pfingstquartalfest unter Vorsitz des Zimmermeister Müller. Es entstand dabei ein solcher Tumult, daß Müller, der von den Gesellen angegriffen wurde, durch ein Fenster zu flüchten genöthigt war. Der herbeigekommene Polizeychef mit den Polizeycomissarien und Gendarmen vermochte nicht Ruhe herzustellen, bis dies durch den Commandeur der Garnison mit einem Militaircommando möglich gemacht und dem Unwesen gesteuert wurde. Die Rädelsführer wurden arretirt und demnächst dem Stadtgericht übergeben[42]).“

Diese Tumulte aus den verschiedensten Anlässen waren im vormärzlichen Elbing nicht gerade selten. Sie traten häufiger zu Beginn der zwanziger Jahre, also mit Einsetzen der Krise, auf, ebbten dann ab, um schließlich um das Jahr 1848 einen bedrohlichen Umfang anzunehmen[43]). Aus der Zeit kurz nach 1820 seien noch zwei Fälle mitgeteilt, die in mehrfacher Hinsicht interessant sind. Bei beiden dürfte die Krise eine gewisse Rolle gespielt haben, die auch die Elbinger Maurergesellen

---

[39]) Elb. A. P.D. gen. P. 17 I, Bl. 48—54.

[40]) Elb. A. P.D. gen. P. 17 I, Bl. 69.

[41]) Ebenda, Bl. 56.

[42]) Elb. Ramsay, III, S. 145.

[43]) Siehe die Stellen bei Ramsay, die Tumulte und Emeuten um 1848 betreffen: VIII, S. 66, 104, 112, 123, 143 u. 171.

im Jahre 1825 veranlaßte, „wegen Nahrlosigkeit statt wie bisher 6 Sgr. (Silbergroschen) nur noch 4 Sgr. an jeden hier nicht Arbeit erhaltenen Maurergesell als Unterstützung“[44]) zu zahlen. In beiden Fällen äußert sich noch lebhaft der Geist der Zunftzeit.

Aus dem Jahre 1822 wird über einen „Sackträger Tumult“ berichtet. Wir ziehen es vor, den Chronisten selber sprechen zu lassen: „Im April 1822 erlaubten sich die Sackträger eines Tages, obwohl ihre Zunftverbindung seit mehreren Jahren aufgelöset war und es seitdem einem jedem Sackträger oder Kaufmann freystand, sein Getreide durch eigene Leute tragen zu laßen, groben Unfug und Widersetzlichkeit, indem sie den Landleuten nicht gestatten wollten, ihre Getreide von den Wassergefäßen abzutragen. Es war nur schwer möglich, die sich in Masse versammelten Sackträger zur Ruhe zu bringen. Am andern Morgen, da die Redeführer von der Polizey vorgeladen waren, rotteten sich daselbst gegen 100 ehemalige Sackträger und Arbeitsleute zusammen und widersetzten sich jeder Zwangsmaßregel. Die Arretirung in Masse war der Polizey nicht möglich, da die Garnison eben ausgerückt war. Endlich wurden 14 Individuen festgenommen und in das Polizeygefängniß gebracht, demnächst aber dem Stadtgericht übergeben[45]).“ Die Sackträger und Speicherarbeiter nahmen ja eine gewisse Zwischenstellung zwischen den Gesellen und der sonstigen Arbeiterschaft ein. Als ein traditioneller Stand mit, wie wir hörten, bislang eigener Korporation, bewahrten sie ihr Standesgefühl noch lange über die Zunftzeit hinaus. Das wird weniger in Elbing deutlich, da hier der Ueberseehandel ständig zurückging, um so mehr jedoch in Danzig, wo die Sackträger bei öffentlichen Aufzügen und allgemeinen Anlässen nie verfehlten, in ihrer eigenen Tracht Aufstellung zu nehmen. In Elbing erhielten die Sackträger später und für kurze Zeit ihre Korporation wieder[46]). Natürlich war es trotzdem mit der Privilegierung vorbei, die sie 1822 glaubten verteidigen zu können. Kurz nach 1848 hören wir noch einmal von einer „Speicher Arbeiter Renitenz“[47]); um 1860 von einem Streik der Sackträger.

Von einem Streik berichtet nun der zweite Fall, den wir als ebenso bezeichnend für die Gesellenverhältnisse der zwanziger Jahre anführen wollen. Wie folgt schreibt der Chronist über einen „Schuhmacher Tumult“: „Am 21. May 1824 hatten sich nachmittags etwa 100 Schuhmachergesellen auf der Herberge in der Fischerstraße versammelt. Da ein Lehrbursche es verabsäumt hatte, einen Gesellen zu grüßen, (entstand) ein großer Tumult und Schlägerei, auch wollten die Gesellen nicht für den bisherigen Wochenlohn arbeiten. Die Polizey mußte zutreten und die Ruhe herstellen. Es wurden demnächst gegen 50 Gesellen arretirt und mehrere bestraft, worauf die Gesellen

---

[44]) Elb. A. P.D. gen. P. 17 I, Bl. 36.

[45]) Elb. Ramsay, a.a.O., III, S. 167.

[46]) Siehe: Regulativ für die Corporation der Korn-Sackträger. [Elbinger Stadtbibliothek: I. I. 1. Misc. 6, Nr. 23.]

[47]) Elb. Ramsay, a.a.O., VIII, S. 219.

wieder zur Arbeit gingen[48]).“ Dieser Ausstand, der einen so merkwürdigen Anlaß zum Ausbruch nahm und dessen Ende sehr typisch für diese Periode ist, gehört zu den wenigen Streikfällen, die sich in Elbing in der Zeit von 1815 bis 1869 feststellen lassen. Die Behörden verfehlten nirgends, energisch einzugreifen, wo sich auch nur eine Agitation für höhere Löhne bemerken ließ. Im Jahre 1846 wurde mit dem Bau der Trasse Marienburg—Königsberg der geplanten Ostbahn begonnen[49]). Die „Königliche Eisenbahn-Kommission“ setzte eine Anzahl Conducteurs und Feldmesser nach Elbing und stellte etwa 100 Arbeiter aus Elbing und Schlesien für die Erdarbeiten ein. Als sich noch im gleichen Jahre unter diesen Eisenbahnbauarbeitern eine Agitation zugunsten höherer Löhne zeigte, sperrte die Verwaltung die bisherigen Arbeiter sofort aus[50]). Adler hebt diese Elbinger Aussperrung gemeinsam mit einer ähnlichen Agitation unter den Eisenbahnarbeitern bei Brandenburg im gleichen Jahre hervor und konstatiert ausdrücklich, daß diese Agitationen in keinem Zusammenhang mit den Sozialisten gestanden hätten. Die neu eingestellten Eisenbahnbauarbeiter Elbings wurden dann schon am 1. August 1847 wieder entlassen, infolge der bekannten Anleiheverweigerung durch den Vereinigten Landtag[51]).

Schon erwähnt wurde ein Streikfall um 1860, den wir nicht genauer datieren können und über den der Oberbürgermeister Burscher, vom Handelsministerium zur Aeußerung über die geplante Aufhebung des Koalitionsverbots veranlaßt, im Jahre 1865 berichtet. „Vor mehreren Jahren“ — heißt es da — „haben hier nur die Sackträger, welche freilich nicht einmal zu den oben bezeichneten Arbeiterklassen gehören, denen mehrere Arbeitgeber nicht einen so hohen Lohn als sie forderten, bewilligen wollten, für einige Tage ihre Arbeit eingestellt, doch nahmen sie dieselbe bald von selbst wieder auf, indem sie sich mit den Arbeitgebern einigten[52]).“ Daß sich hier die polizeiliche Praxis in der Auslegung des Streikparagraphen schon erheblich gewandelt haben muß, ergeht aus diesem Bericht mit Evidenz: von einer Bestrafung der Streikenden ist nicht mehr die Rede. Das Streikverbot fiel dann auch bei der großen Aufräumung 1869. Doch erst in der Gründerzeit beginnen die Elbinger Gesellen und Arbeiter von der Aufhebung des Streikverbots zögernd Gebrauch zu machen; bis plötzlich in den letzten Jahren der Geltung des Sozialistengesetzes, wesentlich unter dem Einfluß der nun aufkommenden freigewerkschaftlichen Fachvereine, ein wildes Streikfieber einsetzt; das endlich einer Periode Platz macht, in der der Kampf um die Höhe des Arbeitslohnes in einzelnen wohlgeplanten Streiks kulminiert.

---

[48]) Ebenda, III, S. 213.

[49]) Elb. Ramsay, a. a. O., VII, S. 168 ff.

[50]) Georg Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland, Breslau 1885, S. 135.

[51]) Elb. Ramsay, a. a. O., VIII, S. 20 f.

[52]) Elb. A. P. D. gen. P. 17 I, Bl. 87.

4

Die politischen Strömungen und die Arbeiterschaft.

Wie Adler, angesichts der Lohnagitation unter den Elbinger Eisenbahnbauarbeitern im Jahre 1846, urteilt: Diese Agitation wie alle Streiks und die zahlreichen Arbeiterunruhen kurz vor 1848 in Deutschland „stehen in gar keiner erkennbaren Beziehung zu den Sozialisten. Nirgends ward hierüber auch nur ein Jota einer Thatsache konstatiert, nirgends ward — was noch mehr beweist — auch nur der Verdacht der Polizei rege“[1])! So läßt sich überhaupt in Elbing, weder bei Gesellen noch Arbeitern, vor 1848 irgendeine Verbindung zu den sozialistischen Strömungen der Zeit feststellen.

Obwohl sich die Elbinger Polizei, bald nach den Bundesratsbeschlüssen und der Einsetzung der Zentral-Untersuchungskommission in Mainz, im Januar 1823 ein immer voluminöser werdendes Aktenstück „betr. Aufsicht auf geheime Verbindungen“[2]) anlegte und von der Danziger Regierung mit Material versehen wurde, das die politischen Spitzel und die Gerichte dem Bundestage und den Regierungen lieferten, von der höchst romantisch beschriebenen Affaire Follen bis zu Karl Marx in London, über alle in- und ausländischen Aeußerungen des geheimen Wühlens der „Umsturzparthey“, so vermochte sie immer nur zu versichern, daß dergleichen in Elbing nicht geschehe und daß das Recherchieren bei den Herbergierern und Krugvätern der Handwerksgesellen stets fruchtlos geblieben sei.

Erst bei dem 1845 von den Elbinger Liberalen gegründeten „Gesellenverein“ lassen sich durch seine Beziehungen zum Königsberger Arbeiterverein, der zweifellos zum Sozialismus tendierte, und über den Königsberger Verein zu der Arbeiterverbrüderung des Stephan Born[3]), sozialistische Einschläge um 1848 mit einer gewissen Sicherheit vermuten. Natürlich bleibt auch für die vorhergehende Zeit bei den Elbinger Gesellen eine Kenntnis sozialistischer Ideen nicht ausgeschlossen, da die Wanderschaft sie weit genug herumbrachte. Wir wissen z. B., daß ein

---

[1]) Adler, a. a. O., S. 135.

[2]) Elb. A. d. P. betr. Aufsicht auf geheime Verbindungen (Sozialdemokratie) gen. L 5 I.

[3]) W. Friedensburg, Stephan Born und die Organisationsbestrebungen der Berliner Arbeiterschaft bis zum Berliner Arbeiterkongeß (1846 bis April 1848). Leipzig 1923. — Vgl. auch M. Quarck, Die erste deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte der Arbeiterverbrüderung. Leipzig 1924. — Siehe dort ab S. 348: Anlage III: Beschlüsse des Arbeiter-Kongresses zu Berlin. Vom 23. August bis 3. September 1848. Berlin 1848. Druck von J. G. Fuchs. — Die Anlage führt 27 beim Kongreß durch Deputierte vertretene Städte auf; darunter für Ost- und Westpreußen Elbing, Königsberg und Tilsit. Der Elbinger Gesellenverein, dort Arbeiter-Verein genannt, sollte zunächst durch Friedr. Crüger-Königsberg vertreten werden, „von dem die Aufforderung zum Kongreß mit ausgegangen war“ (S. 367). Als Crüger durch Krankheit an der Teilnahme der Sitzungen verhindert wurde, übernahm der, in dieser Frühzeit der Arbeiterbewegung sehr tätige, Breslauer Professor Nees v. Esenbeck „das Mandat für Königsberg“. Elbing wird danach nicht weiter erwähnt.

Danziger Schuhmacher Austen, der wahrscheinlich dem Kommunistenbunde der Gerechten angehörte, an dem versuchten Aufstand der Societé des Saisons, die von den Babouvisten Blanqui und Barbès geführt wurde, am 12. Mai 1839 in Paris teilnahm und dort „mit den Waffen in der Hand" verhaftet wurde[4]). Selbstverständlich beweist dieser Fall nichts für ein Eindringen kommunistischer Gedankengänge, wie sie damals von deutschen Handwerksburschen in Anlehnung an den westeuropäischen Sozialismus in Deutschland kolportiert wurden, in den Osten. Dieser deutsche Handwerksburschenkommunismus[5]), dessen originellste Erscheinung der Schneidergeselle Wilhelm Weitling ist, mit seinen verschiedenen Geheimbünden, dem Bund der Geächteten von 1834, dem Bund der Gerechten von 1836 usw., hatte seinen Schwerpunkt durchaus im Ausland, in der Schweiz, in Paris, Brüssel und London, konnte aber in Deutschland nirgends, infolge der Wachsamkeit der Polizei, festen Fuß fassen und war hier eine mehr esoterische Angelegenheit. Abgesehen von der Unterdrückung durch die Polizei und der geringen Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse Deutschlands, verglichen mit dem Westen, fehlte ihm hier, wo, nach einem Wort von Friedrich List, „die Entwicklung der materiellen Produktivkräfte hauptsächlich aus der ihr vorangegangenen Geistesbildung erwachsen", die zündende und schlagkräftige Theorie, die durch Importware nicht zu ersetzen und auch durch Weitlings utopische „Garantien der Harmonie und der Freiheit" von 1842 nicht geschaffen worden war. Im Februar 1848 erschien dann „Das kommunistische Manifest" im Druck. Nicht die Handwerksgesellen, sondern die radikale Intelligenz hatte die einschlägige Formel gefunden und übernahm die geistige Führung. Das Manifest befahl die erste Marschroute: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgoisie gegen die absolute Monarchie." Auch hier ist die Doktrin lange schon da, „ehe man zu praktischen Uebungen schritt". Marx und Engels müssen an der Peripherie auf ihre Stunde warten, und „die kommunistische Partei" Deutschlands hat damals, um wieder Friedrich List zu zitieren, ihre Domäne noch wesentlich „im Reich der Spekulation".

Immerhin finden wir, um 1848, alle, die unter Gesellen und Arbeitern politisch radikal dachten, zunächst im Lager der liberal demokratischen „Bourgoisie", wie wir sie auch in Elbing dort finden. Es ist in Elbing der „Gesellenverein", der von der Führung der Elbinger Liberalen dazu bestimmt war, den Gesellen und Arbeitern eine „Erziehung zur staatsbürgerlichen Gesinnung"[6]) zu geben. Der Verein war im Jahre 1845 „unter den Auspicien des Syndikus Flottwell, der Oberlehrer Carl und Büttner und mehrerer der extremsten demokratischen Richtung angehörender Handwerker"[7]) ge-

[4]) Adler, a. a. O., S. 16.

[5]) Franz Mehring, Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie, Berlin und Stuttgart 1922 (12. Aufl.), Erster Teil, Bd. 1, S. 96—115.

[6]) Satori, a. a. O., S. 58.

[7]) Elb. A. P. O. betr. Die Stiftung des hiesigen Gesellenvereins, gen. L 13 I.

gründet worden, wie sich der konservative kgl. Polizeidirektor v. Seltzer, der allerdings den Elbinger Liberalismus durch die röteste Brille zu sehen pflegte, 1853 ausdrückte. Der Zweck des Vereins war nach den Statuten „durch regelmäßige Zusammenkünfte, öffentliche Vorträge, Gesang und häusliche Lectüre ebensowohl die Gelegenheit zu einer frohen und anständigen Geselligkeit, wie andererseits die Mittel zu geistiger und sittlicher Fortbildung darzubieten“. (§ 1.) Die Entstehung des Vereins ging auf die sogenannten „Bürger-Versammlungen“ zurück, die sich seit Januar 1845 gebildet hatten, eine Veranstaltung, die, wie anderwärts so auch hier, den Zweck verfolgten, die liberalen Anschauungen der seit langen Jahren bestehenden kleinen liberalen Zirkel unter die Masse zu tragen. Erinnern wir uns daran, daß Jacob van Riesen, der langjährige Stadtverordnetenvorsteher Elbings, eine der Führergestalten des vormärzlichen altpreußischen Liberalismus, bereits 1831 vor dem Provinziallandtag auf Gewährung einer Verfassung antrug. In den Bürger-Versammlungen nun, zu denen alle selbständigen Männer, „auch ohne Bürger zu sein“, eingeladen wurden, sprachen erklärte Liberale vor einer vielköpfigen Menge. Bereits die vierte dieser Versammlungen beschäftigte sich mit einer Frage, die unser Thema angeht. Der Oberlehrer Dr. Büttner, im Nebenberuf ein recht begabter liberaler Journalist, erging sich am 11. März 1845 über den „Pauperismus“. Und auch die fünfte und sechste Versammlung schnitt Themen an, die geeignet waren, die breite Masse zu interessieren. Ignatz Grunau, der vielseitige Unternehmer, sprach über die Mahl- und Schlachtsteuer, für deren Abschaffung und Ersetzung durch die direkte oder Klassensteuer er sich erklärte. Die sechste Versammlung ging unmittelbar auf die Gesellen ein und brachte eine Offensive auf die alten zünftlerischen Anschauungen. Der Schlossermeister Kühnapfel junior[8]) richtete sich am 8. April 1845 gegen das Wandern der Gesellen und gegen die Haltung von Herbergen, die nachteilig auf die Moral der Gesellen wirke. Dieser Angriff auf zwei Grundfesten der alten Zunftgesinnung blieb selbstverständlich nicht unbeantwortet. Andere Meister behaupteten natürlich das Gegenteil. Jedenfalls wurde dies einmal angeschnittene Thema nicht fallen gelassen. Die Monate April, Mai und Juni waren durch eine Reihe von Diskussionsabenden über das Gesellenwesen ausgefüllt, bei denen es nicht ohne Prügeleien abging. Das Resultat war schließlich die Gründung des „Gesellenvereins“. Seine Oberaufsicht übernahm der Stadtsyndikus Flottwell, der später wegen seiner radikalen Gesinnung von der Regierung seines Amtes entsetzt wurde. Der Verein bestand zunächst nur aus 20 Mitgliedern, deren Zahl stieg jedoch bis April 1852 auf 432[9]).

Die Zunftgenossen der jungen Handwerker und Gesellen sahen in ihren Arbeitskollegen Ueberläufer und verfolgten sie mit Beschimpfungen, die in Handgemenge ausarteten. Zumal die Maurer und Zimmerleute hielten sich gänzlich von dem liberalen Verein fern. Diese großen Ge-

---

[8]) Satori, a. a. O., S. 58.

[9]) Elb. A. P.D., gen. L 13 I.

werke bildeten später die Masse der konservativen „Preußenvereinler“, die der liberalen Stadtverwaltung hart entgegentraten. Schon seit 1846 bildeten sich in Reaktion auf die liberalen Versammlungen Gegenströmungen, die, allmählich wachsend, in einigen ausgedienten Offizieren ihre Führung fanden. Handwerker, Gesellen und Fabrikarbeiter bildeten ihre massivste Gefolgschaft. Die allmählich ansteigende Krisenkurve, die im Jahre 1847 einen ersten Höhepunkt erreichte, mußte die politische Spannung, die auch im Vereinigten Landtag von 1847 kein Ventil fand, nur vermehren. Zwar standen die Tumulte der „arbeitenden Volksklasse“, die seit 1844 an vielen Stellen Deutschlands ausbrachen[10]), in keinem Zusammenhang mit politischen Strömungen, aber sie wirkten sich auf die nun folgenden politischen Ereignisse des Jahres 1848 aus.

Die Unzufriedenheit der unteren Schichten begünstigte einerseits die liberale Opposition gegen die Krone und gab ihr die Wucht der Massenbewegung, andererseits richtete sie sich gegen den Liberalismus, wie es in Elbing geschieht. Dort gelingt es der liberalen Propaganda, sie gegen die Staatsregierung zu lenken, in Elbing der konservativen, das liberale Stadtregiment zum Schuldigen zu stempeln. Erst am 22. März 1848 trifft in Elbing die Nachricht ein, daß am 18. März in Berlin eine Revolution ausgebrochen sei[11]). Aber schon eine Woche vorher, am 15. und 16. März, war es in Elbing zu einer „Emeute“ der „unteren Volksklassen“ gekommen, die sich „gegen das Lager, aus dem ihr Leiden floß“[12]), wandte, gegen „Silbers Kaffeehaus“, wo die liberalen Bürger zu politisieren pflegten. Es war dies der Auftakt zu einer Reihe weiterer Unruhen, die dem Elbinger Revolutionsjahr ihr eigenes Gepräge gaben.

---

10) Adler, a. a. O., S. 107 ff.
11) Elb. Ramsay, a. a. O., VIII, S. 64 ff
12) Kreyssig, a. a. O., S. 12—13.

Literatur und Quellen:

Allgemeine Literatur:

G. Adler, Geschichte der ersten sozialpolitischen Arbeiterbewegung in Deutschland, Breslau 1885.
H. Bechtel, Wirtschaftsstil des Spätmittelalters, München und Leipzig 1930.
L. Bergsträßer, Geschichte der politischen Parteien, Mannheim, Berlin, Leipzig 1928.
E. Bernstein, Der Streik, Frankfurt a. M. 1906.
C. Brinkmann, Die preußische Handelspolitik vor dem Zollverein und der Wiederaufbau vor hundert Jahren, Berlin und Leipzig 1922.
H. Christern, Friedrich List. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Klassiker der Politik Bd. XVI.
Die deutsche Ostmark, herausgegeben vom Ostmarkenverein, Lissa i. P. 1913.
F. Falkson, Die liberale Bewegung in Königsberg (1840—1848), Breslau 1888.
W. Friedensburg, Stephan Born und die Organisationsbestrebungen der Berliner Arbeiterschaft bis zum Berliner Arbeiterkongreß (1846 bis April 1848), Leipzig 1923.
Ch. Gide & Ch. Rist, Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen (2. deutsche Aufl.), Jena 1921.
C. W. Hasek, Introduction of Adam Smith's doctrines into Germany. Columbia. Univ. press. 1926.
H. Herkner, Die Arbeiterfrage, Berlin 1921.
L. Heyde, Abriß der Sozialpolitik, Leipzig 1922.
F. A. Th. Kreyßig, Unsere Nordostmark, Danzig 1872.
F. A. Th. Kreyßig, West-Ostpreußische Skizzen. Ein Artikel aus den Grenzboten in seiner ursprüngl. Fassung, o. J. (Elbinger Stadtbibliothek).
K. Lamprecht, Deutsche Geschichte. Zur jüngsten Vergangenheit, Berlin 1901.
F. List, Schriften, Reden, Briefe. Berlin 1927—33.
G. Mayer, Die Freihandelslehre in Deutschland, Jena 1927.
R. Meyer, Der Emanzipationskampf des vierten Standes in Deutschland, Berlin 1874.
F. Mehring, Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie, Berlin & Leipzig 1922.
Mombert, Diehl, Ausgewählte Lesestücke zum Studium der politischen Oekonomie. Bd. XVII: Das Eigentum, 1924.
P. Mombert, Aus der Literatur über die soziale Frage und die Arbeiterbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Archiv f. Geschichte des Sozialismus. Bd. 9. Heft 2/3. 1921/22.
A. Oncken, Adam Smith und Immanuel Kant, 1877.
M. Philippson, Max v. Forckenbeck. Ein Lebensbild. Dresden & Leipzig 1898.
John Prince-Smith's Gesammelte Schriften, herausg. von O. Michaëlis u. K. Braun. 3 Bde, Berlin 1877—1880.
M. Quarck, Die erste deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte der deutschen Arbeiterverbrüderung, Leipzig 1924.
K. v. Rohrscheidt, Vom Zunftzwange zur Gewerbefreiheit, Berlin 1898.
H. Rothfels, Ost- und Westpreußen zur Zeit der Reform und der Erhebung, in Deutsche Staatenbildung und deutsche Kultur im Preußenlande, Königsberg 1921.
M. Sering, Die Verteilung des Grundbesitzes und die Abwanderung vom Lande. Rede geh. im Pr. Landes-Oekonomie-Kollegium am 11. II. 1910.
G. Schmoller, Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im 19. Jahrhundert, Halle 1870.
G. Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1900, 1904.
W. Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung, Jena 1908.

W. Sombart, Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, München & Leipzig 1927.
R. Stein, Die Umwandlung der Agrarverfassung Ostpreußens durch die Reform des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. I. Jena 1918. Bd. II u. III, Königsberg 1933/34.
R. Stiebel, Der „Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen" im vormärzlichen Preußen. Ein Beitrag zur Geschichte der sozialreformerischen Bewegung. Heidelberg 1922. Phil. Diss. (Maschinenschr.)
F. Tönnies, Die Entwicklung der sozialen Frage bis zum Weltkriege, Leipzig 1926.
H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Leipzig 1895.
V. Valentin, Geschichte der deutschen Revolution von 1848—49, Berlin 1930.
A. Sartorius v. Waltershausen, Deutsche Wirtschaftsgeschichte 1815 bis 1914, Jena 1920.
M. Weber, Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland, Leipzig 1892 (Schr. d. V. f. Soz., 55).
L. v. Wiese, Einführung in die Sozialpolitik, Leipzig 1921.

Elbinger Literatur:

A. Boldt, Elbinger Geistesleben im 19. Jahrhundert. Elbing o. J.
E. Carstenn, Carl Ferdinand Ramsay, ein Fortsetzer der Rupton-Dewitz-Amelungschen Annalen der Stadt Elbing. Mitteilungen des Coppernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. 20. Heft. Thorn 1912.
E. Carstenn, Wirtschaftliche Entwicklung Elbings im 19. Jahrhundert. Altpreuß. Monatsschrift. Bd. 50, Königsberg 1913.
E. Carstenn, Elbings Verfassung zu Ausgang der polnischen Zeit. Königsb. Diss. 1910.
Der 15. October 1848 in Elbing. Ein Wort zur Verständigung und Versöhnung an die Bewohner Elbings gerichtet vom Magistrat. (Von Wegnern.) Elbing 1848.
Eine Elbinger Denkschrift. Zur Charakteristik des gegenwärtigen Preuß. Ministeriums und seiner Organe, Zürich 1858.
Elbinger Arbeiterverein. Elbing o. J. (Stadtbibliothek Elbing.)
Geschichte des Elbinger Gewerbevereins, Festschrift zur Feier des 50jährigen Stiftungsfestes des Vereins, den 16. Febr. 1878.
W. Grosse, Elbing als Standort ostdeutscher Eisengroßindustrie, Königsberg 1923. (Dissertation in Maschinenschr.)
H. Kownatzki, Elbing als ehemaliger englischer Handelsplatz, Elbing 1930.
F. Liedtke, Die Elbinger Industrie von 1772 bis zur Gründung der Schichauwerft. Elbinger Jahrbuch, Heft 10, Elbing 1932.
A. Matz, Die Zünfte der Stadt Elbing bis zum Einzug der Schweden 1626. Elbinger Jahrbuch, Heft 1, Elbing 1920.
E. Olschinka, Elbing als Industriestadt, im Daribuch, Elbing 1927.
Regulativ für die Corporation der Korn-Sackträger. (Stadtbibliothek Elbing: I. I. 1 Misc. 6 Nr. 23.)
C. E. Rhode, Der Elbinger Kreis in topographischer, historischer und statistischer Hinsicht, Danzig 1869.
Bruno Th. Satori-Neumann, Elbing im Biedermeier und Vormärz, Elbing 1933.
Die Schichau-Werke in Elbing, Danzig, Pillau 1837—1912, Berlin-Schöneberg 1913.
Statut der Elbinger Bürgergarde, Elbing 1848.
Statut des Gesellenvereins zu Elbing (vom 4. Juli 1845), Elbing o. J. (Elbinger Stadtbücherei.)
Adreßbücher der Stadt Elbing.
Handelsadreßbücher der Stadt Elbing.
Altpreußische Zeitung, Elbing.
Elbinger Anzeigen, Elbing.
Neuer Elbinger Anzeiger, Elbing.

Akten:

I. Stadtarchiv Elbing:

Elbinger Polizei-Direktion bzw. Polizei-Verwaltung:

gen. F. 7 I betr. Die in den Fabriken arbeitenden schulpflichtigen Kinder. 6. VII. 1827—6. III. 1901.
gen. L. 5 I betr. Aufsicht auf geheime Verbindungen /: Socialdemokratie :/ I. 1823—30. III. 1906.
gen. L. 13 I betr. Die Stiftung des hiesigen Gesellenvereins. 5. VII. 1845.
gen. P. 17 I betr. Die Bestimmungen wegen der Zünfte, Innungen u. Gewerke, sowie die Rechte u. Pflichten der Meister, Gesellen u. Lehrlinge. 1. IX. 1820—28. I. 1919.
gen. P. 37 I betr. Die hiesige Gesellen-Kranken-Kasse. 5. VI. 1850—6. XI. 1858.
sp. L. 277 I betr. Den Ortsverband und Sängerchor der deutschen Gewerkvereine (Hirsch-D.). 17. VII. 1894—29. IX. 1918.

*

Rep. H. Nr. 50, Faſz. 1—21 Carl Ferd. Ramsay, Chronik der Stadt Elbing (Handschrift) 1796—1851.
Rep. R. Nr. F 17. Faſz. I Fabriken 1772—1780.
Acta der Aeltesten der Kaufmannschaft zu Elbing betr. Die Coalitionsfrage. Coalitionsrecht der Arbeiter. 10. IV. 1860.
Statut für die Kranken- und Sterbekasse der Tischlergesellen-Brüderschaft zu Elbing (vom 9. VII. 1850).

II. Geheimes Preußisches Staatsarchiv, Berlin-Dahlem:

Rep. 77. Tit. 648 Nr. 3. Ministerium des Innern II. Abteilung. Acta betr. Die in Elbing unter dem Titel: „Neuer Elbinger Anzeiger" erscheinende Zeitschrift. 24. VII. 1852—10. VIII. 1855.

Succase

Eine Siedlung der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker im Kreise Elbing

Von

Bruno Ehrlich

Während der südliche Teil Ostdeutschlands, insbesondere Schlesien, wie in neuerer Zeit nachgewiesen werden konnte, schon während des jüngeren Abschnitts des Altsteinzeitalters (Paläolithikum) von Menschen bewohnt war, und während sich Siedlungsplätze aus der mittleren Steinzeit (Mesolithikum), d. h. bis etwa 3500 v. Chr., mit ihren Feuersteinkleingeräten (Mikrolithen) im mittleren Gürtel der Provinz Ostpreußen und der ehemaligen Provinz Westpreußen auch schon immer mehr nachweisen lassen, ist eine Besiedlung der Küstengebiete der beiden Provinzen, abgesehen von vereinzelten Funden aus der mittleren Steinzeit, erst für die jüngere Steinzeit (etwa 3500 bis 1800 v. Chr.), und zwar auch nur aus dem jüngeren Abschnitt derselben, nachweisbar.

In der jüngeren Steinzeit überschneiden sich in unserem weiteren Heimatgebiete fünf Kulturkreise.

1. Der nordeurasische Kulturkreis, dessen Träger die Vorfahren der finnougrischen Völker sind und der sich über große Teile Skandinaviens, Ostdeutschlands, des nordöstlichen Europas, ja auch noch Sibiriens erstreckt.
2. Der Kulturkreis der Trichterbecher- oder Großsteingräberleute (Megalithkultur), die zum nordischen Kulturkreise gehören.
3. Der bandkeramische Kulturkreis, dessen Ursprungsgebiet in Süddeutschland an der Donau liegt.
4. Der Kugelflaschen-Kulturkreis, dessen Ausstrahlungsgebiet in Mitteldeutschland liegt.
5. Der Kulturkreis der Schnurkeramiker, deren Heimatgebiete in Mitteldeutschland (Sachsen—Thüringen) und Jütland liegen.

Von diesen fünf Kulturkreisen sind der bandkeramische und der Kugelflaschenkulturkreis nur im Süden der Provinzen West- und Ostpreußen nachzuweisen. Im Küstengebiet sind, abgesehen von geringen Einflüssen der Kugelflaschenkultur, nur die drei anderen Kulturkreise vertreten und von diesen besonders die der Trichterbecherleute und der Schnurkeramiker, während der nordeurasische nur in geringen Spuren nachweisbar ist. Wegen des Ueberwiegens der schnurkeramischen Formen und Verzierungsmuster ist diese Mischkultur von jeher als die Kultur der Schnurkeramiker bezeichnet worden, wie man ja auch in Sachsen—Thüringen, dem Heimatgebiet der Schnurkeramik, und ebenso in dem Gebiet der Oderschnurkeramik die Schnurverzierung mit anderen Verzierungselementen vermischt findet.

Im Nordosten von Deutschland ist die Schnurkeramik zuerst im Jahre 1873 durch Funde bei Tolkemit bekannt geworden, das dadurch in vorgeschichtlich-wissenschaftlichen Kreisen eine gewisse Berühmtheit erlangt hat. Hier entdeckte der Geologe G. Berendt in der Nähe des sogenannten „Schweinelagers" an der Steilküste des Frischen Haffes mächtige Kulturschichten, die sich mehrere hundert Meter weit hinzogen und in denen in reicher Menge Siedlungsreste aus der jüngeren Steinzeit, besonders Gefäß- und Speisereste enthalten waren. Diese erste Fundstelle ist bis in die Gegenwart hinein immer wieder von ost- und westpreußischen Forschern aufgesucht und — ausgebeutet worden. Allmählich tauchten aber auch an anderen Stellen der Haffküste ähnliche Kulturschichten derselben vorgeschichtlichen Frühzeit auf, wodurch der Nachweis erbracht wurde, daß die ganze Küste des Frischen Haffs und weiter auch die angrenzenden Küstengebiete einerseits bis zur Putziger, andererseits bis zur Memeler Gegend in der jüngeren Steinzeit dicht besiedelt gewesen sind. Leider beschränkten sich die früheren wissenschaftlichen Untersuchungen auf ein Absuchen der freiliegenden oder freigewehten Kulturschichten, der Scherbenstellen oder Abfallhaufen, wie man sie nannte. Man erkannte wohl das Vorhandensein von gewissen Gruben oder von Herdstellen, aber man rechnete noch nicht mit der Möglichkeit, auch regelrechte Häuser an den Fundstellen nachweisen zu können.

Schon frühzeitig haben die ost- und westpreußischen Vorgeschichtsforscher die Verwandtschaft der jungsteinzeitlichen Haffküstenkultur mit den entsprechenden schnurkeramischen Kulturgebieten in Mitteldeutschland und an der unteren Oder erkannt. In diesen Gebieten war die Kultur der Schnurkeramiker aber im Gegensatz zu den entsprechenden Kulturgebieten in Ost- und Westpreußen fast nur durch Grabfunde bekannt geworden. So fanden sich wohl für die ost- und westpreußischen jungsteinzeitlichen Skelettgräber, die sogenannten „Hockergräber", in jenen Gebieten Vergleichsmöglichkeiten, aber für das Rätsel der schnurkeramischen Siedlungen im Nordosten von Deutschland boten jene Heimatgebiete der Schnurkeramiker keine Lösung.

Das war um so auffallender, als die Verfeinerung und Vervollkommnung der Ausgrabungsmethoden und der Ausgrabungstechnik überall in Deutschland den Anlaß zu planmäßigen Siedlungsgrabungen bot und auch zu glänzenden Erfolgen führte, die auf die Siedlungsverhältnisse der verschiedensten vorgeschichtlichen Zeitstufen und Kulturen hellstes Licht werfen, während es nicht glückte, auch für die Kultur der Schnurkeramiker zu gleichen Ergebnissen zu kommen. Man fand für die jüngere Steinzeit bandkeramische Hausanlagen, man fand auch in den Siedlungsgebieten der nordischen Trichterbecherleute Pfostenhäuser mit klaren Grundrissen, man konnte das steinzeitliche Urbild des Vorhallenhauses in Deutschland nachweisen, — aber hinsichtlich des Hausbaues der Schnurkeramiker herrschte nach wie vor Unklarheit.

So konnte sogar die Vermutung ausgesprochen werden, daß die Schnurkeramiker feste Häuser noch nicht gehabt hätten, daß sie im

wesentlichen noch als Sammler und Jäger im Nomadenzustand gelebt und sich höchstens Zelte oder leichtere Hütten gebaut hätten, und manche Forscher, u. a. Ernst Wahle[1]), suchten ihre Annahme, daß die Urheimat der Schnurkeramiker bzw. der Indogermanen in den südrussischen Steppen oder, wie früher allgemein angenommen wurde, in Asien zu suchen seien, gerade auch damit zu stützen.

Mit der Zeit wurden aber doch Häuser bekannt, die mit den Schnurkeramikern in Verbindung gebracht werden konnten. So hat Hans Reinerth nachgewiesen, daß die Rechteckhäuser der älteren Aichbühler Kultur des Federseemoores den schnurkeramischen Einwanderern Mitteldeutschlands zuzuschreiben sind, und in den Totenhäusern von Sarmenstorf (Aargau, Schweiz) hat er gleichfalls einen Anhalt dafür gefunden, daß die Schnurkeramiker in soliden Pfostenhäusern wohnten[2]). Zur Kultur der Schnurkeramiker gehört auch ein freilich nur unklarer Hausgrundriß von Jordansmühl in Schlesien[3]). Aus Mitteldeutschland selbst aber, dem Heimatgebiet der Schnurkeramiker, sind immer noch nur unbedeutende Siedlungen bekannt, so die pfostenumstellte Wohngrube von Scheldiß, Kr. Altenburg, die Prof. Amende in Altenburg untersucht hat[4]), und die noch nicht veröffentlichten schnurkeramischen Siedlungen von Gr. Lehna, Kreis Merseburg, und Bottendorf, Kreis Querfurt. Immerhin ist durch diese Ausgrabungen der Wohnbau der Schnurkeramiker jetzt auch für Mitteldeutschland erwiesen.

Auch die schnurkeramischen Siedlungsplätze an der ost- und westpreußischen Küste ließen zunächst, wie schon erwähnt, keine Schlüsse auf eine in festen Häusern wohnende Bevölkerung zu, wenngleich die Ausdehnung und vor allem die Mächtigkeit der bekanntgewordenen Kulturschichten doch schon als Beweis für eine längere Seßhaftigkeit der schnurkeramischen Bevölkerung gelten mußte. Handelte es sich doch an der Küste des Frischen Haffs um Kulturschichten bis über 2 m Mächtigkeit.

Die Ausgrabungen des Verfassers in W i e c k - L o u i s e n t h a l in den Jahren 1921, 1922 und 1924, an denen sich zeitweise auch Max Ebert mit einigen seiner Königsberger Studenten beteiligte, führten zwar zur Aufdeckung dorfartiger Siedlungen mit dicht nebeneinander liegenden Herdstellen; doch konnten keine Spuren fester Häuser ermittelt werden, die zu diesen Herden gehört hätten[5]). Einen Schritt weiter brachten die planmäßigen Untersuchungen, die Prof. Kostrzewski-Posen

---

[1]) Ernst Wahle, Deutsche Vorzeit, 1932, S. 68 und Anm. III, 61. Vgl. dagegen Walther Schulz, Ein wichtiger schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland, Seger-Festschrift (Altschlesien V) S. 41, Anm. 19 und 20.

[2]) Hans Reinerth, Chronologie der jüngeren Steinzeit, 1923. — Derselbe, Die schnurkeramischen Totenhäuser von Sarmenstorf. Mannus, Erg.-Bd. VI, 1928. — Derselbe, Das Federseemoor als Siedlungsland der Vorzeitmenschen. 4. Aufl. 1929.

[3]) Werner Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Mannus-Bibl. Nr. 43, 1930. S. 123.

[4]) E. Amende, Jahresschr. f. d. Vorgesch. der sächsisch-thür. Länder. Bd. 14, 1926, S. 29—35.

[5]) B. Ehrlich, Sitzungsberichte der Prussia, XXIV, 1923, S. 115 ff., und Elbinger Jahrbuch IV, 1924, S. 113 ff

in Rutzau, ehemals Kreis Putzig, jetzt Polen, im Jahre 1929 durchführte[6]) und über die er im 2. Kongreß baltischer Archäologen in Riga 1930 berichtete. Kostrzewski stellte wenigstens den Pfostenbau für die Häuser der dort ansässigen schnurkeramischen Bevölkerung fest, aber bei der verwirrenden Menge der Pfosten gelang es ihm nicht, Grundrisse der Häuser zu ermitteln, so daß auch diese Ausgrabungen über die Bauart der nachweislich vorhandenen Pfostenhäuser keine Aufschlüsse gaben.

Erst die einem glücklichen Zufall zu verdankende Entdeckung der schnurkeramischen Siedlung bei Succase, Kreis Elbing, brachte endlich die lange ersehnte Klarheit. Im Herbst 1933 meldete der Erbhofbauer und Gastwirt August Kuck in Succase, daß auf seinem Grundstück bei Erdarbeiten, die vom Arbeitslager Succase ausgeführt wurden, zwei Gefäße gefunden seien. Die Besichtigung durch den Verfasser zeigte, daß es sich um schnurverzierte Gefäße handelte. Die Erdarbeiten, bei denen diese Gefäße zutage getreten waren, hatten den Zweck, größere Teile der in der Nähe des Bahnhofs Succase—Haffschlößchen gelegenen bis zu 20 m hohen Steilküste abzutragen, um mit dem dadurch gewonnenen Erdreich die benachbarten Haffwiesen aufzuhöhen und dadurch ertragreicher zu machen. Dabei waren durch den Absturz der Erdmassen auf größere Strecken mächtige Kulturschichten freigelegt worden, die 1 bis 2 m unter der Oberfläche lagen und denen die beiden Gefäße und weiteres Scherbenmaterial entstammten. Bei der sofort vorgenommenen ersten Untersuchung wurden noch weitere schnurkeramische Gefäße und Scherben gefunden und ein Steinherd derselben Form wie in Wieck-Luisental freigelegt.

Wegen der dringenden Gefahr der weiteren Zerstörung dieser wichtigen Kulturschichten mußten gleich im Herbst 1933 die ersten Ausgrabungen vorgenommen werden. Im ganzen liegen bis jetzt drei große Ausgrabungsperioden vor: 1. 19. Oktober bis 16. November 1933, 2. 1. März bis 17. April 1934, 3. 19. August bis 10. Oktober 1935. Während der Drucklegung dieser Abhandlung hat inzwischen schon wieder eine neue Ausgrabung begonnen! Die beiden ersten Ausgrabungen waren Bergungsgrabungen. Da die vom Arbeitslager Succase auszuführenden Erdarbeiten keine größeren Unterbrechungen erleiden durften, so war große Eile bei den vorgeschichtlichen Untersuchungen geboten. Dem verständnisvollen Entgegenkommen des Lagerführers Herrn Roske ist es aber zu danken, daß diese Bergungsgrabungen trotzdem noch sorgfältig durchgeführt werden konnten, indem die Feldbahnen zeitweise nach Bedarf verlegt wurden. Die Grabung im Jahre 1935 konnte aber in aller Ruhe ausgeführt werden. An den Ausgrabungen nahmen helfend teil im Jahre 1933 Herr Direktor i. R. Voigtmann, 1934 cand. praehist. Hans Urbanek, einige Tage auch Dr. Nowothnig und vom 4. April ab auch Museumsassistent

---

[6]) J. Kostrzewski, Ueber die jungsteinzeitliche Besiedlung der polnischen Ostseeküste, Congressus secundus Archaeologorum Balticorum, Riga 1931. S. 55 ff. — Vgl. auch Kostrzewski, Bulletin de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres, Krakau 1930.

Dr. Neugebauer, 1935 Dr. Neugebauer, Prof. Dr. La Baume, Mittelschullehrer i. R. Eduard Lemke und vom Königsberger Seminar für Vor- und Frühgeschichte die Studenten Lothar Kilian und Gert von zur Mühlen. Herr Prof. Dr. Traugott Müller hat in allen drei Jahren gleichfalls von Zeit zu Zeit freundlichst geholfen. Die Zeichnungen sind besonders von Herrn Voigtmann, der Museumsgehilfin Fräulein Kristel Ehlers und Herrn Lemke angefertigt worden. Herr Lemke hat auch bei der Festlegung der Hausgrundrisse nach den Zeichnungen und Lichtbildern eifrig mitgewirkt. Wertvolle Hilfe hat uns dann auch noch Herr Regierungsbaurat i. R. Bielefeldt in Elbing geleistet, der uns bei allen bautechnischen Fragen in liebenswürdigster Weise beraten, viele Gefäße und Scherben gezeichnet und sich auch durch Entwürfe für Wiederherstellungen verdienstvoll betätigt hat. Die photographischen Aufnahmen sind zum größten Teil von dem Verfasser hergestellt.

Die Ausgrabungen wurden vom Städtischen Museum zu Elbing unter der ständigen Oberleitung des Verfassers ausgeführt. Das ganze Fundmaterial und die Akten befinden sich im Städtischen Museum. Die Kosten der Ausgrabungen wurden aus Mitteln der Stadt Elbing mit erheblichen Beihilfen des Landkreises Elbing, der Provinz, des Herrn Ministers und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft) bestritten. Allen den genannten behördlichen Stellen und den oben einzeln aufgeführten und auch den nicht besonders genannten Helfern sei auch an dieser Stelle herzlichster Dank ausgesprochen. Aufrichtiger Dank gebührt auch Herrn Erbhofbauern und Gastwirt August Kuck in Succase, dessen sofortiger Meldung die Entdeckung dieser bedeutenden Siedlung zu verdanken ist, der die Ausgrabungen auf seinem Grund und Boden gestattet, das ganze Fundmaterial dem Städtischen Museum in Elbing in hochherziger Weise überlassen und auch sonst persönliche Opfer für die Durchführung der Grabungen geduldig auf sich genommen hat, ebenso aber auch seiner liebenswürdigen Gattin, die mit vorzüglicher Verpflegung für das leibliche Wohl der Ausgrabenden sorgte.

Allgemeine Bemerkungen über den Gang der Untersuchungen.

Bei den Ausgrabungen handelte es sich um die Untersuchung von Kulturschichten, die sich in einer Mächtigkeit bis durchschnittlich 2 m am ganzen Abhang, soweit derselbe von den Abtragungsarbeiten berührt war, hinzogen. Die durch die Erdarbeiten schon entstandenen Profile ließen erkennen, daß in der horizontalen Lagerung der Kulturschichten Unterbrechungen vorhanden waren, die die Abgrenzung der einzelnen zu untersuchenden Siedlungsstellen von vornherein ermöglichten. Die Grabungsflächen konnten also auch in der Regel gleich entsprechend den in den Böschungsprofilen erkennbaren Grenzen abgesteckt werden. Wie tief sich die einzelnen Siedlungsflächen landeinwärts hineinzogen, konnte immer erst durch die weitere Grabung ermittelt werden. In den ersten beiden Jahren mußte sich die Untersuchung lediglich auf die gefährdeten Böschungen beschränken. Die hier liegenden Häuser waren aber zu großen

Teilen schon abgestürzt, so daß nur in wenigen Fällen noch die ganze Anlage zu erkennen war. Auch war bei allem Entgegenkommen des Lagerführers doch Eile geboten, um die Erdarbeiten des Arbeitslagers nicht allzu sehr zu stören. Immerhin waren die Ergebnisse auch in diesen ersten beiden Jahren schon derart, daß sich aus den Einzelbeobachtungen an den verschiedenen Häusern im allgemeinen schon ein klares Bild von der Anlage und Bauart der Gebäude entwerfen ließ. So konnte der Grabungsleiter 1934 schon zwei Berichte über diese ersten beiden Ausgrabungsperioden veröffentlichen[7]). Weit aufschlußreicher aber waren die Ausgrabungen im Jahre 1935, die vom 19. August bis 10. Oktober in aller Ruhe und daher auch mit aller Gründlichkeit durchgeführt werden konnten.

Die Untersuchung erfolgte nach Abtragung der über der steinzeitlichen Kulturschicht lagernden zum Teil 1—2 m mächtigen Schichten zunächst in Flächen. Sobald sich der Umriß der Häuser von dem hellen Sand- oder Lehmboden deutlich genug abhob, wurde diese Fläche als erstes Planum vermessen, gezeichnet und photographiert. In gleicher Weise wurde dann, immer in Tiefenabständen von 10—20 cm, weitere Plana mit der Wasserwaage eingeebnet und untersucht. Die Abtragung der Horizontalschichten erfolgte so lange, bis die Grundrisse der Häuser mit den Pfosten und Herden schon ziemlich klar erkennbar waren. Dann setzte die weitere Untersuchung in Vertikalschnitten ein. Durch diese wurden die ganzen Hausflächen bis zu den untersten Fundamenten erfaßt. Ja, es zeigte sich mit der Zeit auch mehr und mehr, daß gerade die in den Vertikalschnitten zutage tretenden Profile ganz besonders geeignet waren, die Anlage der Häuser zu erkennen. Denn die horizontalen Flächen, die Plana, boten oft trügerische Bilder, da die Kulturschichten selbst nicht immer horizontal verliefen und da so manche anfänglich als Pfosten gedeutete in dunkler Färbung sich abhebende Stellen sich bei der Tiefenuntersuchung als flache Mulden des unebenen Bodens erwiesen, in denen Kulturerde abgelagert war.

Die Untersuchung in Horizontal- und Vertikalschnitten erforderte freilich sehr viel Zeit. So wurde sie bei dem Hause XII., das wegen der Ueberschneidung mehrerer Häuser besondere Schwierigkeiten verursachte und das bei einer Flächenausdehnung von etwa 100 qm in 8 Plana und etwa 50 Vertikalschnitte zerlegt wurde, erst in mehr als drei Wochen durchgeführt. Dafür waren aber die Ergebnisse um so erfreulicher.

Das überaus reiche Fundmaterial aus dieser Siedlung wurde streng nach den Schichten, in denen es zutage trat, gesondert. Denn wegen der Mächtigkeit der Kulturschichten und wegen der Ueberschneidung und Ueberlagerung mehrerer Häuser an derselben Stelle mußte von vornherein angenommen werden, daß die Siedlung längere Zeit, vielleicht

---

[7]) B. Ehrlich, Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit 1934, Februarheft. — Derselbe, Ein jungsteinzeitliches Dorf der Schnurkeramiker in Succase, Kr. Elbing. Altschlesien V (Seger-Festschrift) 1934, S. 60 ff.

sogar mehrere Jahrhunderte bestanden hat und daß infolgedessen auch die Funde in den oberen Schichten sich gegenüber denen in den unteren als zeitlich wesentlich jünger erweisen konnten.

Da die Grabungen bei großen Flächenabmessungen oft bis zu 3½ m unter der Oberfläche durchgeführt werden mußten, um zu den untersten Fundamenten zu gelangen, so waren gewaltige Erdbewegungen erforderlich. In den ersten beiden Jahren lagen die Verhältnisse insofern günstig, als die abgeschachteten Erdmassen gleich den Abhang hinabgeworfen werden konnten. Im letzten Jahre jedoch war, da die Grabung auf unter Ackerkultur stehende Flächen ausgedehnt wurde und eine Zuschüttung derselben erfolgen mußte, eine Feldbahn unentbehrlich. Die Loren wurden vom Städtischen Tiefbauamt Elbing, die Schienen von der Direktion der Haffuferbahn unentgeltlich hergegeben, wofür beiden Stellen auch an dieser Stelle bestens gedankt sei.

Die Siedlungsstelle.

Succase liegt am Steilufer des Frischen Haffs und am Westrand der Elbinger Höhe, die ihre Entstehung der Eiszeit verdankt. Am Ausgang eines von einem Bache durchströmten reich bewaldeten Schluchtengebietes gelegen, das nach dem Dorfe Lenzen und nach dem Forsthaus Panklau zu fast bis zu 150 m Höhe emporsteigt, ist es mit seinem modern eingerichteten Fremdenheim „Haffschlößchen" und dem Gasthause Kuck einer der beliebtesten Ausflugsorte der Elbinger Bevölkerung, die es mit der Haffuferbahn in knapp einer halben Stunde erreichen kann. Der Name Succase wird von dem altpreußischen Worte suckis=Fisch abgeleitet. Es gab anfangs nur einen Krug Succase, der schon in der Ordenszeit erwähnt wird. Das Dorf ist erst später entstanden[8]). Die schnurkeramische Siedlung Succase liegt etwa 5 Minuten vom Bahnhof Haffschlößchen entfernt hart am Rande der sich hier bis zu 20 m über dem Haff erhebenden Steilküste. (Abb. Taf. I, 1.) Eine wundervolle Aussicht erschließt sich von dieser vorgeschichtlich bedeutsamen Siedlungsstelle. Zu Füßen sieht man die Häuser des freundlichen Dorfes Succase und den Bahnhof Haffschlößchen. Weiter schweift dann der Blick nach Westen und Norden über die gewaltige Fläche des fast täglich in anderer Färbung erscheinenden Haffs. Zahllose Fischerboote beleben die Wasserfläche. Rot leuchten ihre Segel in der strahlenden Sonne. Scharen von Möwen wiegen sich in der Luft. Nach Westen und Norden bilden das Alluvialgebiet des Weichsel=Nogat=Deltas und der schmale Saum der bewaldeten Frischen Nehrung die Grenze. Freundlich winken die weißen Häuser des Seebades Kahlberg herüber und weiter der bewaldete Doppelrücken des „Kamels" und die in der Sonne hell aufleuchtende Wanderdüne von Narmeln. An der Haffküste selbst aber grüßt von Nordosten her über sanft abfallende Waldhöhen hinweg der Turm der im Ordensstil erbauten Kirche von Cadinen, dem Landsitz Kaiser Wilhelms II. In

[8]) E. G. Kerstan, Die Geschichte des Landkreises Elbing. Elbinger Heimatbücher, Band 1, 1925, S. 347 ff.

dieser herrlichen Landschaft durften wir während mehrerer Jahre monatelang ausgraben!

Wie mag diese Landschaft vor 4000 Jahren gewirkt haben, als noch der Zauber unberührter Schönheit, aber auch größerer Wildheit, auf ihr ruhte? Als die Schluchten noch von keinen wohlgepflegten Wegen durchzogen waren, als die Fluten der Weichsel sich noch mit ungehemmter Kraft in das damals noch viel größere und tiefere Haff und durch dieses in das Meer ergossen, als das Haff noch bis an den Fuß der Steilküste brandete und sich bei West- und Nordstürmen in sie hineinfraß, als die Nehrung noch öde und von mehreren Tiefen zerrissen war! Sicherlich muß der Eindruck damals noch großartiger gewesen sein als heute. Als damals die thüringischen Einwanderer ins Land kamen und sich Plätze zur festen Siedlung suchten, war das Klima milder und trockner als heute, so daß für den Anfang auch die leichten Hütten genügen mochten, wie wir sie für die Siedlungen bei Wiek-Luisenthal voraussetzen müssen. Das Haff bot ihnen reichlich Fische zur Nahrung und die Waldschluchten waren ergiebige Jagdgründe für sie. Aber zum Anbau von Getreide mußte der Boden erst urbar gemacht werden. Der Untergrund, auf den sie ihre Häuser bauten, war Sand und Lehm. Nur der Waldboden war schon vom Laub der Eichen, Buchen und der Haselsträucher gedüngt, und so rodeten sie Lichtungen, nutzten das Holz zum Bau ihrer Häuser und schufen sich Ackerland.

So bot das Land ihnen die Möglichkeit, wenn auch in harter Arbeit, sich erträgliche, bald auch angenehmere Lebensverhältnisse zu schaffen.

Das steinzeitliche Dorf Succase.

Wenn auch die ganze Anlage des von den Schnurkeramikern erbauten Dorfes noch nicht ganz erfaßt ist, wenn es auch noch nicht erwiesen ist, ob die bisher ausgegrabenen bzw. in Spuren nachgewiesenen Häuser alle zu gleicher Zeit entstanden sind, so läßt sich doch auch heute schon nach den bisherigen Ergebnissen mit Bestimmtheit sagen, daß wir berechtigt sind, von einem Dorfe Succase zu sprechen. Die Häuser liegen zum Teil so dicht nebeneinander und sind so deutlich gegeneinander abgegrenzt, daß in solchen Fällen an ihrer gleichzeitigen Erbauung und Benutzung nicht gezweifelt werden kann, zumal auch die in ihnen gefundenen keramischen und andern Siedlungsreste bisher keinen Anhalt zu einer zeitlichen Unterscheidung ergeben haben. Der zwischen den einzelnen Häusern liegende Zwischenraum ist in manchen Fällen nur 1½ bis 2 m breit, ähnlich wie es auch bei dem von Albert Kiekebusch ausgegrabenen bronzezeitlich-germanischen Dorfe Buch bei Berlin der Fall ist. In andern Fällen liegen die Häuser aber auch weiter auseinander, ja auch in verschiedener Höhenlage (Abb. Taf. I, 2.) Wie wir es auch heute noch in den Fischerdörfern auf der Nehrung sehen können, haben die Siedler ihre Häuser gebaut, wie ihnen das natürliche Gelände die Möglichkeit eines guten Baugrundes bot. Auch Professor Kostrzewski-Posen hat bei den Ausgrabungen der schnurkeramischen Siedlung in Rutzau von einer terrassenförmigen Anlage gesprochen.

Eine gewisse Regellosigkeit zeigt sich auch in der Richtung der Häuser. Während bei den ersten untersuchten Häusern die Richtung von Westen nach Osten festgestellt werden konnte, waren unter den später ausgegrabenen auch solche, die mehr von Norden nach Süden ausgerichtet waren. Auch die Eingänge und, wo sie nachgewiesen werden konnten, die Vorhallen oder Vorbauten lagen nicht nach derselben Seite.

Eine weitere Frage ist die, ob mehrere zusammenliegende Gebäude als zu einem größeren Gehöft gehörig angesehen werden dürfen. Wenn es sich um Häuser mit eigenen Herdstellen handelt, so darf wohl jedes als besonderes Wohnhaus angesehen werden. Anders liegt der Fall, wenn neben einem Herdhaus ein Haus ohne Herd oder eine Abfall- bzw. größere Kellergrube liegt. Hier haben wir es wohl mit Wirtschaftsgebäuden, d. h. Ställen, Scheunen und Kellern zu tun. Im Baltikum, wo wir heute noch auf dem Lande sehr ursprüngliche Wohnverhältnisse finden, besteht bis jetzt noch die Sitte, neben dem eigentlichen Wohnhause jeden Wirtschaftsraum von diesem getrennt als besonderes Gebäude aufzuführen. Wir haben dort Scheunen, Speicher, Darren, Sommer- und Winterküche getrennt, Backhäuser, Badstuben, Kellerhäuser und dergleichen mehr. Wie weit derartige ursprüngliche Siedlungsverhältnisse, die sich übrigens in manchen Gegenden Deutschlands auch heute noch finden, auch im schnurkeramischen Dorfe Succase vorliegen, kann erst die weitere Untersuchung ergeben. Insbesondere dürfte die abschließende Bearbeitung der Fundmaterialien aus den einzelnen Gebäuden bzw. Siedlungsgruben über deren einstige Bestimmung zu sicheren Schlüssen führen.

Die Häuser und Siedlungsgruben.

Allgemeine Bemerkungen.

Bis 1935 konnten 16 Häuser entweder in ihrer ganzen Anlage oder in wesentlichen Teilen untersucht werden. Die Häuser haben bisher ohne Ausnahme die Form eines langgestreckten Vierecks bzw. Rechtecks. Ihre Länge beträgt durchschnittlich 10 m, ihre Breite durchschnittlich 5 m. Sie sind ein- bis dreiräumig, und jeder Raum hat in der Regel seinen besonderen Herd. Wir können also wohl annehmen, daß die mehrräumigen Häuser auch mehreren Familien als Wohnung dienten. Einige Häuser hatten eine Vorhalle, andere Vor- oder Anbauten. Bei Häusern mit einer Vorhalle lag diese vor der Schmalseite des Hauses und in manchen Fällen höher als die Wohnfläche des Hauses selbst. Man gelangte also wohl von der Vorhalle auf einer oder mehreren Stufen in das Innere des Hauses. Fast alle Häuser waren in den gewachsenen Boden — Sand oder Lehm — ½ bis ¾ m eingetieft. Vorhandene natürliche Lehmbänke wurden anscheinend absichtlich bei dem Bau der Häuser verwertet, indem man sie als Fundament für Wände und Herde oder zur Herstellung von Bänken oder Schlafstellen benutzte. In einem Falle, nämlich in Haus XII, hatte man eine natürliche Lehmbank durch weitere Anschüttung von Lehm erhöht und verbreitert, um eine Bank am Herde zu gewinnen.

Die Wände der Häuser bestanden aus zwei ziemlich parallel zu einander verlaufenden Reihen mehr oder weniger dicht nebeneinander gestellter Pfosten oder Stämme. Oft standen diese so dicht, daß ihre Vermoderungsreste kaum noch oder überhaupt nicht mehr Abgrenzungen zwischen ihnen erkennen ließen. Sie bildeten dann, wie z. B. in Haus XIII, für sich die im Stabbau errichtete Wand. Diese Bauart der Wände ist auch die einzig mögliche in den Fällen, wo, wie in demselben und auch andern Häusern, die Reihen der Pfosten oder Stämme nicht ganz geradlinig verliefen, sondern kleine vorspringende Ecken zeigten. Standen die einzelnen Pfosten in größerem Abstande, so waren sie wohl durch Flechtwerk miteinander verbunden. Bei einigen Häusern fand sich auch Lehmbewurf. Von der Ostwand des Hauses XII war Lehmbewurf im ganzen abgestürzt. Daraus ließ sich die Höhe der Wand bis zum Dache auf etwa 2 m errechnen. Woraus die Füllung der Wände zwischen den Doppelreihen der Pfosten bestand, ist bisher noch nicht zu erweisen gewesen.

Die Türen lagen, soweit überhaupt die Eingänge zu erkennen waren, verschieden, teils an einer Schmalseite des Hauses, zum Teil aber auch an einer Breitseite. Bei Häusern mit einer Vorhalle führte der Eingang wohl stets durch diese. Haus XIII hat je eine Tür an der der südlichen Schmalseite vorgelagerten Vorhalle und an der westlichen Breitseite gegenüber dem Herde.

Die Herde lagen immer ziemlich, wenn auch nicht genau in der Mitte zwischen den beiden Längswänden. Ihre Längsachse deckte sich in der Richtung im allgemeinen mit der des Hauses, nur lag sie mitunter etwas seitlich von dieser. Wenn mehrere Herde zu einem Hause gehörten, so befanden sich zwischen ihnen wohl stets Wände, die das Haus in mehrere Räume teilten. In mehreren Häusern waren solche Zwischenwände an den Spuren von Pfostenreihen deutlich zu erkennen. Die Herde bestanden aus Steinkränzen von durchschnittlich 1½ m Länge und 1 m Breite von rechteckiger bzw. (Abb. Taf. III und V) bei abgerundeten Ecken elliptischer Form. In manchen Fällen war die eine Schmalseite offen; gerade bei diesen Herden wurde dann die andere Schmalseite durch einen einzigen großen hochkant gestellten Stein gebildet, so in den Häusern I und II. Die Steine waren behauen und häufig durch die Einwirkung des Feuers zerplatzt oder auch völlig zermürbt. Bei einigen Herden waren Teile des Steinkranzes noch durch außen gegengelegte Steine verstärkt (Abb. Taf. III, 1). Innerhalb der Herde wurden außer Asche und Holzkohlenresten auch Gefäßreste und, wenn auch nicht zu häufig, Tierknochen gefunden. Durch chemische Untersuchungen wurde auch das Vorhandensein von tierischen Fetten ermittelt. Die Lebensdauer dieser Herde war wohl nicht zu lange. In mehreren Häusern war ein Herd einmal, auch zweimal erneuert. Der jüngere Herd lag in einigen Fällen höher als der alte, ohne daß jedoch die Ueberlagerung eines älteren Hauses durch ein jüngeres festgestellt werden konnte. Die Häuser wuchsen eben bei längerem Gebrauch infolge Anhäufung von Kehricht und Abfällen allmählich in die Höhe. Spuren von kleineren Pfosten um einige

Herde herum sind wohl als Reste einer Vorrichtung zum Aufhängen von Gefäßen über dem Feuer zu deuten.

Größere Pfosten oder Gruppen von dicht zusammenstehenden kleineren Pfosten in der Mitte der Häuser sind jedenfalls als Träger des Daches zu deuten. Wir sind auf Grund solcher Beobachtungen berechtigt, für die Succaser Häuser steile Satteldächer anzunehmen. Außer diesen als Dachträger anzusehenden Pfosten fanden sich im Innern der meisten Häuser aber auch noch andere größere und kleinere Pfosten oder Pfähle in größerer Zahl. So weit diese nicht als Teile der Zwischenwände in Frage kommen, dienten sie wohl als Stützen für Bänke und Ruhelager, oder zur Herrichtung von Regalen oder andern Inneneinrichtungen. Die Fülle dieser Pfosten erklärt sich in vielen Fällen auch so, daß häufig schadhaft gewordene Pfosten und Ständer durch neue ersetzt werden mußten, zuweilen sicherlich auch durch Ueberlagerungen.

In einzelnen Fällen wurden Pfosten in Reihen oder einzeln auch außerhalb der Gebäude festgestellt. Bei ihnen kann es sich um Teile von Zäunen handeln, die das Haus umhegten, oder um Träger von Gestellen zum Trocknen der Netze, auch gelegentlich der Kleider und der Wäsche, zum Dörren der Fische u. dgl. Anbauten an den Häusern sind wohl als Schuppen zur Unterbringung von Geräten oder auch Vorräten, vielleicht auch als Scheunen oder Viehställe zu deuten.

Sowohl in den Häusern, wie in ihrer Nähe befanden sich häufig größere oder kleinere Gruben. Zum Teil waren diese mit Küchenabfällen gefüllt. Manche von ihnen enthielten Mengen von Tierknochen, vor allem auch Schuppen und andere Reste von Fischen, daneben stets auch reichlich Scherben von zerbrochenen Gefäßen. In einer Grube wurden auch große Vorräte von verkohlten Eicheln gefunden. Reste von Getreide sind dagegen bisher noch nicht entdeckt worden. Doch beweisen die zahlreichen Mahl- und Reibsteine, daß auch Körnerfrucht als Nahrung gedient hat. Eine besonders große Grube befand sich östlich von dem Hause IX. Mehrere Reihen von Pfählen und ein starker Pfosten, die in den Fundamenten festgestellt wurden, bekunden, daß sich über dieser Grube ein Dach befand und daß sie Holzeinbauten enthielt. Ueber sie soll später noch ausführlicher gesprochen werden.

Bei drei Häusern wurden in Gruben auch Reste menschlicher Schädel gefunden. Jedenfalls handelt es sich in diesen Fällen nicht um Spuren von Kanibalismus, sondern um regelrechte Bestattungen, vielleicht Bauopfer, wie auch sonst in steinzeitlichen Siedlungen Hausbestattungen nachgewiesen sind. Das wird vor allem auch durch die wertvollen Beigaben erwiesen, die in der Grube östlich vom Eingang des Hauses XIV neben den Leichenresten lagen. Von der Leiche war nur der Unterkiefer mit den Zähnen erhalten. Daneben lagen ein kleiner sorgfältig geschliffener Meißel aus grauem Feuerstein und eine prächtige Halskette aus mehr als 20 Bernsteinperlen. Von diesen waren einige röhrenförmig, die andere flach-elliptisch mit V-förmiger Flachbohrung (Abb. Taf. XXII). Die Bestattung in unmittelbarer Nähe des Hauses zeigt, daß die Einstellung der Steinzeitmenschen zu ihren Toten noch eine andere war als unsere

gegenwärtige. Sie kannten jedenfalls noch nicht das Grausen vor einem Toten, wie es bei uns üblich ist, sondern sie fühlten sich mit ihren Angehörigen auch nach deren Tode noch in solcher Weise verbunden, daß sie sie auch weiter als ihre Hausgenossen in ihrer Nähe haben wollten.

Aus der Lage der bisher untersuchten Häuser zu einander, wie sie aus dem Uebersichtsplan für die bisherigen Ausgrabungen ersichtlich ist (Abb. Taf. II), sind über die Form der ganzen Siedlung noch keine Schlüsse zu ziehen. Das wird erst möglich sein, wenn diese nach weiteren Ausgrabungen in ihrer ganzen Ausdehnung erfaßt sein wird.

Besondere Bemerkungen zu einzelnen Häusern.

Da die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind, werden nur die bisher gesicherten Ergebnisse berücksichtigt. Die Gesamtergebnisse werden nach Beendigung der noch erforderlichen Ausgrabungen und nach völliger Verarbeitung des Materials ausführlich veröffentlicht werden.

Haus I (1933). Das Haus war schon zum Teil abgestürzt. Es war von Westen nach Osten gerichtet und mit seiner Wohnfläche in den gewachsenen Boden eingetieft oder auch von später angewehtem Sand überschüttet (Abb. Taf. III, 2 und IV, 1). Seine Südwand hob sich in hellem Sande sehr klar ab. Der Herd war rechteckig, aber zum Teil schon zerstört. Die westliche Schmalseite desselben wurde von einem einzigen hochkant gestellten Stein gebildet. Wo die Südwand des Hauses in die sich mehr als 2 m über der Grabungsfläche erhebende Profilwand verlief (Abb. Taf. IV), zeigten sich in dieser drei nebeneinander stehende vierspitzig zulaufende kleine Pfosten, die zu dieser Hauswand gehörten. Unweit östlich davon (auf der Abbildung links) senkten sich zwei stärkere Gruben von ungleicher Tiefe in die Kulturschichten hinein, die aber wegen ihrer höheren Lage zu einem anderen, jüngeren Hause gehören müssen. Wir haben hier also eine Ueberlagerung zweier Häuser. Oestlich vom Herde des Hauses I war im Planum ein stärkerer Pfosten zu erkennen, der ziemlich in der Mittelachse des Hauses lag und jedenfalls ein Firstträger war (Abb. Taf. III, 2). Westlich vom Herde war eine größere Fläche mit verkohltem Holz bedeckt. Das Haus ist also wohl vom Feuer zerstört worden. Ein ganzer Grundriß war hier nicht zu ermitteln.

Haus II (1933). Auch dieses Haus war nur noch zum Teil erhalten. Es konnte nur ein Ausschnitt aus der Mitte untersucht werden. Doch kamen nach Abräumung der etwa 2 m mächtigen Kulturschicht in den Fundamenten sehr klare Bilder heraus (Taf. V, 1 u. 2). Das Haus hatte eine Breite von 4 m und war von Westen nach Osten gerichtet. Die Wände bestanden aus Doppelreihen von Pfosten. Weitere Pfosten längs der Nordwand und an der Südwestecke scheinen Stützen für Sitz- und Schlafbänke gewesen zu sein. Der Herd war ähnlich gebaut wie der in Haus I, auch hier war die Ostseite offen. Auffallend war ein an den Herdkranz sich westlich anschließender und etwa 25 cm tiefer gelegener weiterer Steinkranz. Dieser tiefer gelegene Steinkranz, der zunächst wie ein Anbau an den eigentlichen Herd erschien, ist jedenfalls der Rest eines älteren, verbrauchten Herdes, an dessen Stelle später der höher

gelegene Herd gebaut wurde. Oestlich und westlich von diesem Herde lagen genau in der Mittelachse des Hauses in Abständen von 1 bis 1¼ m kräftige Firstträger (Taf. V, 2). An der Nordseite des Hauses, gegenüber der Breitseite des Herdes, befand sich der Eingang, durch Doppelreihen von Pfählen gekennzeichnet. An der Nordostecke des Hauses lag neben der Wand verbranntes Holz, das von der Wand oder dem Dache abgestürzt war (Taf. V, 2), westlich vom Hause ein Mahlstein (Taf. V, 1). Die Abb. Taf. V, 2 zeigt in der großen Profilwand einen Querschnitt durch das ganze Haus mit den Pfosteneinsenkungen der beiden Längswände, dem einen Mittelpfosten und beiderseits abgestürztem Holz.

Zwischen Haus I und Haus II lag ein Zwischenraum von nur etwa 2 m. Zwischen Haus II und dem westlich davon liegenden Haus III befand sich eine große Abfallgrube.

Die Abfallgrube östlich von Haus II hatte einen Durchmesser von etwa 3 m. Sie war nicht mehr ganz erhalten, aber jedenfalls viereckig und lag etwa 1 m von der Nordwand des Hauses II entfernt. Ihre Wände verliefen parallel zu denen jenes Hauses. Im Profil am Abhang zeigte sie eine muldenförmige Eintiefung. Sie war oben mit einer Lehmschicht abgedeckt. In ihr lagen außer einigen Steinen große Mengen von Scherben und Tierknochen, darunter vom Hirsch und Reh, ferner Gefäße mit Fischschuppen, Absplisse und kleine Geräte von Feuerstein, auch eine beschädigte Bernsteinperle und Rohbernstein. Unter der Abfallgrube wurden noch Fundamente eines älteren Hauses freigelegt. Von diesem waren noch einige recht starke Pfosten, und zwar Wand- und ein Mittelpfosten, ferner der Herd und in der Nähe des Herdes eine Anzahl kleinerer Pfosten zu erkennen. Der Herd war zum Teil wohl schon zerstört. Zu erkennen war ein etwa elliptischer Steinkranz, in dessen Mitte aber zwei große Steine lagen. Südlich vom Herde zogen sich in etwa ½ m Entfernung in kreisbogenförmiger Anordnung zwei Reihen von kleineren Pfosten herum, die vielleicht zu einer Herdbank gehörten. Die Ordnung der großen Pfosten läßt auf einen Viereck- oder Rechteckbau mit Satteldach schließen. Nördlich und nordöstlich von dieser Anlage lagen, zum Teil in mehreren Reihen, Steine, die aber kaum zum Hause gehört haben, da sie dessen anzunehmenden Grundriß zum Teil überschneiden. Sie lagen in hellem Sande und stammten wohl auch von zerstörten Herden.

Haus IV (1933). Das Haus hob sich als erstes in anscheinend vollständig geschlossener Fläche von dem umgebenden hellen Sandboden ab. Trotzdem stellte sich heraus, daß an der westlichen Schmalseite (am Abhang) ein Teil fehlte. An ihm konnte eine ganze Reihe beachtenswerter Erscheinungen beobachtet werden. Es lag wieder nur etwa 2 m von dem südwestlich benachbarten Hause III entfernt, das seinerseits von der oben beschriebenen Abfallgrube auch nur ungefähr diesen Abstand hatte. Da die Abgrenzungen der einzelnen Siedlungsflächen gegen einander deutlich zu erkennen waren, ist ein zeitlicher Zusammenhang der Häuser I bis IV offenbar. Haus IV lag aber etwa 1½ m höher

als die Häuser I und II. Die Oberfläche zeigte also in der jüngeren Steinzeit von Haus IV bis Haus II, d. h. also auf eine Strecke von etwa 11 m eine Senkung von etwa 1½ m, was auch aus der Lage der Herde auf Taf. I, 2 deutlich zu erkennen ist. So erklärt sich auch eine starke Lehmbank, auf der die Südwestwand des Hauses ruhte. Man hat, um ein ebenes Fundament herzustellen, auf die natürliche Oberfläche (Sand) eine starke Lehmaufschüttung aufgetragen. Bemerkenswert war ferner eine Reihe von Steinen, die längs der Nordostwand dieses Hauses lagen. Sie befanden sich etwa 0,30 m höher als die Wohnfläche des Hauses. Wahrscheinlich dienten sie zur Befestigung der Pfosten, die zu dieser Wand gehörten, und da sie auf einer Oberfläche lagen, haben wir damit den Nachweis, daß das Haus um etwa 0,30 m eingetieft war. Der Herd war ziemlich regelmäßig rechteckig. In der Längsachse des etwas über 3 m breiten Hauses standen westlich und östlich vom Herde starke Pfosten, von denen der östliche durch mehrere kleine Pfosten gestützt war. Westlich vom Herde lag auch ein Mahlstein. Im Osten scheint das Haus einen Anbau gehabt zu haben.

Haus VI (1933). Es lag südwestlich von Haus I. Dieses Haus bot, trotzdem es nur noch zu einem kleinen Teil erhalten war, gerade manche sehr wertvollen Aufschlüsse. Die einzige hier erhaltene Wand (Taf. VI, 1) zeigte im Abstand von etwa 0,60 m und in klarer Ordnung zwei parallele Reihen von Pfosten bzw. Doppelpfosten, die zu einer starken Wand gehörten. Besonders deutlich zeigte sich auch der Abschluß an der Nordostecke, wo noch ein starker Eckpfosten hervorsprang. Parallel zu dieser Doppelwand lief dann im Innern noch eine Reihe von kleinen Pfosten oder Ständern, die durchschnittlich einen Abstand von 1 m von einander hatten. Da diese Pfostenreihe auch von der Wand nur etwa ½ m entfernt sich hinzog, kommt sie wohl nur für eine Bank oder für einen Verschlag in Frage, nicht aber als Träger des Daches, denn bei der Stärke der Außenwand muß wohl mit einer größeren Innenfläche des Hauses gerechnet werden. Auch vor diesem Hause lag ein Mahlstein. Auffallend ist, daß fast alle gefundenen Mahlsteine mit der Mahlfläche nach unten lagen.

Haus VIII (1934). Es ist das erste regelrechte Vorhallenhaus, das in Succase ausgegraben wurde, hat somit auch grabungsgeschichtlich seine besondere Bedeutung (Taf. VII). Und für den Grabungsleiter und seine mit Begeisterung tätigen Helfer war es auch eine ganz besondere Freude, als ihnen in diesem stattlichen Hause der Beweis entgegentrat, daß das nordische Vorhallenhaus, das in anderen Gegenden Deutschlands, besonders Norddeutschlands, und für andere Kulturkreise schon seit längerer Zeit bekannt war, auch im nordöstlichen Deutschland und überdies in einer Siedlung der Schnurkeramiker, für die es als regelrechtes Wohnhaus bisher im Heimatgebiet derselben noch nicht bekannt war, bodenständig gewesen ist. Solche Augenblicke sind im Leben des Vorgeschichtsforschers unvergeßlich. Da handelt es sich um Entdeckerfreuden, bei denen nicht nur der kalt prüfende Verstand, sondern auch in hervorragendem Maße Herz und

Gemüt beteiligt sind. Waren wir uns doch bewußt, daß die Entdeckung dieser schnurkeramischen Siedlung und zumal auch dieses Vorhallenhauses nicht nur für die Vorgeschichte der engeren Heimat, insbesondere auch für die Frage nach dem Ursprung des späteren Vorlaubenhauses, sondern darüber hinaus auch für die Frage nach der Herkunft der Indogermanen von größter Bedeutung war.

Leider konnten auch an diesem Hause die Nordwest- und die Südost-Ecke nicht mehr untersucht werden; jene war am Abhang gelegen und schon abgestürzt, diese durch unerwartet einsetzende Erdarbeiten des Arbeitslagers abgeschachtet. Doch ließ sich das Haus dennoch zu einem fast vollständigen Grundriß ergänzen (Taf. VII, 2). Es war ziemlich genau von Osten nach Westen gerichtet. Vorhalle und Eingang lagen im Osten. Die Länge des Hauses betrug, soweit es erhalten ist, 10,5 m, einschließlich der Vorhalle 12,5 m, die Breite 4,2 bis 4,5 m. Der Innenraum hatte eine Breite von durchschnittlich 3 m, die Doppelwände hatten also eine Stärke von je 0,50 bis 0,60 m. Die Vorhalle lagerte vor der ganzen Ost-Schmalseite des Hauses. Sie hatte eine Tiefe von annähernd 2 m, wurde an den Seiten von den Verlängerungen der Wände des Hauses begrenzt und durch 2 Pfostenreihen in drei Teile gegliedert, deren mittlerer schmalster der Eingang war. Die Vorhalle lag etwa 30 cm höher als das Haus selbst. Dieses war durch Zwischenwände in drei Räume geteilt, in deren jedem ein sorgfältig gebauter und noch gut erhaltener Herd lag. Der im hintersten Raume gelegene Herd ist zweimal erneuert worden. Die älteren Herde, die zum Teil zerstört waren, lagen etwas tiefer als der jüngste. Teilweise überschneiden sie sich (Taf. VI, 2). Von den Mittelpfosten sind einige als Dachträger anzusehen. Reihen von kleineren Pfosten an den Wänden und in der Nähe der Herde deuten auf Bänke oder irgendwelche andere Einbauten. In den Herden lag reichlich Asche und Kohle, außerdem wurden in denselben verbrannte und unverbrannte Tierknochen und viele Scherben gefunden. Im Hause befanden sich auch sonst überall zerstreut allerlei Reste von Hausrat und Geräten, viele kleine Feuersteinabsplisse und auch bearbeitete kleine Feuersteingeräte und Bernstein.

Nordöstlich von der Vorhalle war ein Keller angelegt. Derselbe lag in einer bis 1½ m tiefen Grube. Diese war an den Wänden eingestuft, in den Fundamenten wurden die Spuren von Pfosten gefunden. Der Keller scheint also überdacht und durch eine Treppe zugänglich gewesen zu sein. Auch in ihm lagen allerlei Reste von Geschirr, Geräten, auch von verbranntem Holz.

Haus IX (1934). Die Länge dieses Hauses konnte nicht festgestellt werden. Die Breite betrug knapp 4 m, im Innern zwischen den üblichen Doppelwänden nur 2,75 m. Die Längsachse verlief von SO nach NW (Taf. IX, 2). Im Hause befanden sich zwei Herde, es war also mindestens zweiräumig. Der südöstliche Herd lag unter einer Steinpackung, die anscheinend zu einem jüngeren Herde gehörte. Auch sonst fanden sich im Hause Spuren einer Ueberlagerung. An der Innenseite der Südwestwand stand wohl eine Bank. Vor dem größeren Teil der Nordostwand

lag ein Vorbau von etwa 3 m Breite und unweit nordöstlich von diesem wieder eine mächtige, fast kreisförmige Grube (Taf. VIII, 1 u. IX, 2). Der Durchmesser dieser Grube, die nur in ihrer südlichen Hälfte erhalten war, betrug von O nach W gegen 4 m. In diese Grube, die etwa 1½ m tief war, war ein Pfostenbau, wahrscheinlich ein Keller, eingebaut (Taf. IX, 1 u. 2). Der Eingang lag im Süden. Wahrscheinlich führten Stufen hinab, denn die Profilschnitte, die durch die Grube von N nach S hindurchgelegt wurden, ließen solche Stufen deutlich erkennen. Der eigentliche Kellerraum scheint sich, wie aus den Pfostenreihen zu vermuten ist, weiter nach Norden hingezogen zu haben. Dieser Teil war schon abgestürzt. Ziemlich in der Mitte der Grube stand ein mächtiger Pfosten, der wohl das Dach trug.

Im Hause IX selbst und in der Kellergrube wurden zahlreiche Knochen von Tieren, Fischschuppen, dann aber auch viele Gefäße und größere Reste von solchen gefunden. Besonders die Kellergrube barg einen ganzen Schatz wertvollster Gefäße. Außer mehreren größeren Vorratsgefäßen (Taf. XIX, 5) lagerten hier, zum Teil ineinander gestellt, schnurverzierte Schalen, Schüsseln, Zapfenbecher u. a. Ein Gefäß von ganz besonderem Werte war eine Schnuramphore, die zwar nicht mehr ganz, aber doch in so bedeutenden Resten erhalten war, daß ihre Ergänzung keine Schwierigkeiten bot (Taf. XIX, 3). Ferner fanden sich in dem Keller bearbeitete und unbearbeitete kleine Feuersteine und mehrere Steinbeile, darunter ein sehr schön geschliffenes, kleines fazettiertes Beilchen.

Der bemerkenswerteste Fund aber lag in einer kleineren Grube hart an der Nordostwand des Anbaus. Es war ein großer Teil eines menschlichen Schädeldaches. In derselben Grube fanden sich ferner Knochen von Tieren, Fischschuppen, viele Scherben, darunter sehr reich verzierte, bearbeitete Feuersteinchen, ein Knochenpfriem und etwas Rötel. Man darf daher wohl annehmen, daß es sich um eine Bestattung handelt.

Im Hause und im Keller wurde viel abgestürztes, verbranntes Holz festgestellt. In dem abgebildeten Profilschnitt (Taf. VIII, 2) erkennt man deutlich eine umgekippte Holzwand. Im Keller fand man verbrannte Hölzer, die anscheinend von Dachsparren herrührten. Das Haus muß also ein Opfer des Feuers geworden sein.

Haus X (1934). Die Fläche, auf der das Haus X vermutet wurde, bot in großer Ausdehnung nach Länge und Breite eine zunächst unentwirrbar erscheinende Menge von Linien und Pfostenspuren. Die Untersuchung wurde noch dadurch erschwert, daß keine Herde gefunden wurden, die als Mittelpunkte eines Hauses einen Anhalt für dessen Umgrenzung hätten geben können. Nur einzelne Steine konnten vielleicht von zerstörten Herden herrühren. Zur Herstellung der Plana wurde die Fläche in 7 Abschnitte zerlegt. Die Profile der stehengebliebenen Bänke ließen erkennen, daß es sich um mehrere Häuser handelte. Völlige Klarheit gab erst ein am Abhang hergestelltes die ganze Fläche durchschneidendes Profil (Taf. X, 1). Aus ihm ist ersichtlich, daß ein

älteres Haus von zwei nebeneinanderliegenden jüngeren überlagert war. Die Lage der beiden letzteren zueinander ist aus Taf. X, 1 u. 2 zu erkennen.

Die Untersuchung der Häuser VIII bis X fand im März und April 1934 statt. Am 25. März, gerade als besonders anschauliche Bilder und Fundergebnisse vorlagen, besichtigte der Verband ostmärkischer Heimatmuseen gelegentlich seiner Elbinger Tagung mit Prof. v. Richthofen, Museumsdirektor Dr. Gaerte und vielen andern Fachprähistorikern die Ausgrabungen. Noch erfreulicher und aufschlußreicher als die Ausgrabungen von 1934 waren dann die aus dem Jahre 1935, in denen die bei den früheren Ausgrabungen gewonnenen Erfahrungen voll verwertet werden konnten.

Haus XI (1935). Das Haus war von Osten nach Westen gerichtet, genau rechteckig, zweiräumig und mit einem Vorbau nach Osten. Es war 9,50 m lang und 6 m breit. Der nach Osten gelegene Vorbau war 3,50 m lang und 2,50 m breit. Der westliche Herd war an der Westseite (Taf. III, 1), der östliche an der Nordseite durch eine zweite Reihe von Steinen verstärkt. Die Nordwestseite des Hauses war schon abgestürzt. Die Untersuchung der südwestlichen Hälfte war durch eine große Lehmbank erschwert, die sich in breitem Streifen von NO nach SW durch die westliche Hälfte des Hauses hinzog. Sehr deutlich traten die Spuren der Pfostenreihen in der östlichen Hälfte des Hauses hervor (Taf. XI, 1). Das Haus barg ein sehr reiches Fundmaterial, vor allem in Keramik. In ganzen Nestern lagerten die Schalen, boot- oder wannenförmige Gefäße und Massen von zum Teil reichverzierten Scherben anderer Gefäße zusammen (Taf. XI, 2).

Haus XII **und** XIIa (1935). Die Untersuchung dieser Stelle war besonders schwierig, und sie hat etwa drei Wochen angestrengter Arbeit erfordert. Mußte doch ein Flächenraum von etwa 120 Quadratmeter bis zu einer Tiefe von fast 2 m unter dem gewachsenen Boden untersucht werden, was allein schon eine Erdbewegung von etwa 250 Kubikmeter Erde erforderlich machte. Dazu galt es, sich in einem Gewirr von Linien und Pfostenspuren zurechtzufinden. Es stellte sich bald heraus, daß sich an dieser Stelle mehrere Häuser, wahrscheinlich drei, überschnitten. Eine Erleichterung der Untersuchung bedeutete es, daß sich wenigstens die Umrisse des jüngeren Hauses durch eine dunklere Fläche und scharfe Umrisse von den nicht überschnittenen, sondern freiliegenden helleren Resten des älteren Hauses abhoben (Taf. XII, 1). Die Flächenuntersuchungen erfolgten in 8 Schichten. Dabei wurde die ganze Fläche in 8 Quadranten aufgelöst (Taf. XIII, 1). Nachdem die 8. Schicht erreicht und Wände und Herde im Planum schon deutlich erkennbar waren, setzte die Aufteilung der ganzen Fläche in senkrecht zur Längsachse des jüngeren Hauses verlaufenden Querschnitten ein, deren rund 50 erforderlich waren. Durch diese aufs sorgfältigste durchgeführten Untersuchungen, deren Ergebnisse genau durch Zeichnungen und photographische Aufnahmen festgehalten wurden, gelang es denn auch glück-

lich, die Grundrisse der sich überschneidenden Häuser ziemlich genau festzulegen (Taf. XII, 2 u. XIII, 2). Von den beiden Gebäuden XII und XIIa waren sogar noch die ganzen Flächen zu erkennen, während ein drittes Haus nur noch in einer Ecke zu fassen war, die in die nördlichen Hälften der beiden anderen hineinragte und in der jedenfalls die 1934 noch nicht freigelegte Südostecke des Hauses VIII zu sehen ist.

Die beiden ziemlich ganz erhaltenen Häuser waren von SO nach NW gerichtet, das ältere (auf dem Grundriß rechts) mit größerer Neigung nach O bzw. W. Das ältere Haus war 11,5 m lang und 4,5 m breit, das jüngere 12 m lang und 3,8 bis 4,2 m breit. Beide Häuser waren zweiräumig. Haus XII hatte nach NW eine Vorhalle, bei dem älteren Hause XIIa konnte eine Vorhalle nicht sicher festgestellt werden, da hier das Bild wegen des Hineinragens der Ecke des dritten Hauses und der verwirrenden Menge der Pfosten unklar war. Die Herde des jüngeren Hauses waren rechteckig und vorzüglich erhalten, die des älteren Hauses dagegen nur noch in kleineren Resten. Der nordwestliche von diesen letzteren lag auf einer natürlichen Lehmbank, die sich im Planum als fast kreisrunde Fläche abhob. Unter der Südostwand des jüngeren Hauses XII zog sich im südlichen Teile eine mächtige Lehmbank hin, die in der Nähe des dort liegenden Herdes durch künstliche Anschüttung zu einer breiten Herdbank ausgebaut war. Im Zuge der Wände lagen in beiden Häusern hier und dort Reihen von Steinen in mäßigen Abständen, die jedenfalls zur Festigung der Pfosten gedient haben. In dem jüngeren Hause konnte man an den Steinen ganz deutlich die Nordostecke erkennen. Diese trat auch in breiten, dunklen Streifen unter den Steinen deutlich hervor (Taf. XIII, 1). Auch die Vorhalle dieses Hauses zeigte noch solche Steine neben den Pfosten, wie diese auch sonst in den Profilschnitten als mit Steinen verkeilt erschienen.

Das Fundmaterial aus den beiden Häusern war noch reicher als das aus Haus XI, es war überhaupt das reichste, das bisher ein Succaser Haus geliefert hat. Zählt das Fundverzeichnis von diesem Hause allein doch über 100 Nummern. Unter dem keramischen Material befanden sich Gefäße aller Art mit Schnur- und Schnittmustern, Tiefstichverzierungen verschiedenster Art usw. Besonders bemerkenswerte und wertvolle Gefäße lagen in der Nähe des südöstlichen Herdes (H 68) in Haus XII. Dort ruhten auf dem Boden u. a. zwei sehr gut erhaltene flache Schalen mit Schnurverzierung, eine prächtige zweihenklige große Amphore von ausgesprochen sächsisch-thüringischer Form mit Schnittverzierungen (Abb. Taf. XIX, 4) und mehrere große Vorratsgefäße. Auch allerlei sonstiger Hausrat, Beile, Mahl- und Reibsteine, Schleifsteine, ferner die üblichen Kleingeräte aus Feuerstein und größere und kleinere Stücke unbearbeiteten, aber auch bearbeiteten Bernsteins fanden sich in zum Teil überaus großer Menge.

Haus XIII (1935) bot ein sehr klares Bild (Grundriß s. Taf. XIV/XV). Es war von SO nach NW gerichet und hatte von dem westlich gelegenen Hause XII nur einen Abstand von etwa 1½ m (Taf. XII, 1). An der Süd-

ostseite des Hauses lag eine Vorhalle, an die Nordwestecke schloß sich ein etwa 2 m breiter Anbau. Die Nordostecke war von einer tiefen Grube von 2½ m Durchmesser überlagert und zerstört; glücklicherweise war noch die Nordostecke des Hauses in einem Pfosten zu fassen. Die Länge des Hauses betrug einschließlich der 1,50 m tiefen Vorhalle 8,00 m, die Breite im südlichen Teile 3,50 m, im nördlichen, wo die Wand westlich vorsprang, 4 m. Es war einräumig und hatte zwei Eingänge, einen durch die wieder etwas höher als die Hausfläche gelegene Vorhalle, den zweiten im südlichen Teile der Südwestwand, gegenüber dem rechteckigen, nach Norden offenen Herde, der aber wohl zum Teil zerstört war. Um den Herd zogen sich an der Süd- und Westseite 5 kleinere Pfähle herum, wahrscheinlich Träger eines Traggerüstes zum Aufhängen von Kochtöpfen. Oestlich vom Herde befand sich an der Wand eine Bank oder Lagerstätte. Südlich vom Herde, an der Südwand und am Ausgang der Vorhalle waren starke Pfosten als Dachträger zu erkennen. Der Pfosten am Ausgang der Vorhalle war durch kleinere Pfosten verstärkt. In der Vorhalle lag ein mächtiger Stein. Dieser zeigte an der Nord- und Westseite künstlich hergestellte Aushöhlungen, in die der eine Dachträger (anscheinend ein Doppelpfosten) und ein anderer Pfosten eingelassen waren. Im übrigen fand er wohl seine Verwendung als Sitz. Zu beiden Seiten der Vorhalle zogen sich in verschiedenen Abständen vom Hause, aber parallel zu den Wänden, einige Pfähle hin, die vielleicht die Stützen von Gestellen zum Trocknen von Netzen oder Kleidern waren. Die große Grube an der Nordostecke gehörte sicherlich nicht zum Hause. Ihrer ganzen Beschaffenheit nach ist es sogar wahrscheinlich, daß sie, trotzdem sich in ihr auch steinzeitliche Scherben fanden, erst späteren Ursprungs ist. Als Keller kommt sie jedenfalls nicht in Frage, da es in dieser Beziehung an beweisenden Funden fehlt. Sie hatte eine Tiefe bis zu 1,50 m unter dem Planum, in dem der Herd des Hauses lag. Bis etwa 1 m Tiefe war in ihr eine flachere Grube zu erkennen, an deren Boden und Rändern verkohltes Holz und Steine lagen.

Weil dieses Haus in seiner Gliederung und in seinem Aufbau besonders einfach und klar erschien, wurde bei ihm der erste Versuch einer Wiederherstellung gemacht. Wir haben diese Wiederherstellung (Taf. XIV/XV) der Liebenswürdigkeit des Herrn Regierungsbaurats Bielefeldt, Elbing, zu verdanken.

Häuser XIV bis XVII (1935). Weiter östlich am Abhange lagen die Häuser XIV und XV und zwischen ihnen der Rest eines nicht mehr hinreichend zu erfassenden Hauses XVI. Die Fläche, auf der diese Häuser lagen, konnte 1935 nicht mehr zu Ende untersucht werden, da es sich bei Haus XIV herausstellte, daß es von einem Hause bzw. zunächst von einem Herde (XVII) aus der römischen Kaiserzeit überlagert war (Taf. XVI, 1 bis XVIII, 1) und die weitere Untersuchung dieser Ueberlagerungsstelle mehr Zeit erfordert hätte, als damals wegen dringend notwendiger anderer Ausgrabungen an unmittelbar gefährdeten Stellen zur Verfügung stand.

Haus XIV ist, falls bei der Fortsetzung dieser Ausgrabung nicht noch eine Vorhalle oder ein Anbau unterhalb des germanischen Herdes zutage tritt, in seinen Umrissen und seiner einstigen Anlage schon völlig zu erkennen (Grundriß s. Taf. XVIII, 1). Es lag ziemlich genau von S nach N gerichtet und hatte zwei Herde, von denen der nördliche rechteckig und gut erhalten war, während der südliche, der anscheinend auch rechteckig war, schon zum Teil zerstört war. Das Haus war ziemlich rechteckig gebaut, nur sprang die Westwand zweimal rechtwinklig etwas weiter nach Westen vor, so daß die Hausfläche sich in der südlichen Hälfte zweimal etwas verbreiterte. Die Länge betrug 8,75 m, die Breite 4,75 bis 5 m. Der Eingang lag unweit von der Südostecke und führte nicht gerade in das Haus hinein, sondern zwischen zwei in Bogen verlaufenden Wänden, die als eine Art Windfang anzusehen sind. In den Querschnitten traten die Pfosten der Wände sehr klar hervor (Taf. XVI, 2). Mehrere Reihen von Pfosten in der nördlichen Hälfte des Hauses lassen auf eine Raumteilung schließen. Vor dem Eingang lag wieder eine Grube, und in dieser wurde eine Skelettbestattung mit Beigaben festgestellt. Von dem Skelett waren wieder nur Teile des Schädels erhalten, und zwar der Unterkiefer. Als Beigaben fanden sich neben den Schädelresten bzw. um sie herum gelagert ein sehr fein geschliffener zierlicher kleiner Meißel aus grauem Feuerstein und ein Halsschmuck von etwa 25 Bernsteinperlen (Taf. XXII, 5), die teils röhrenförmig mit Längsbohrung, teils linsenförmig mit V-förmiger Flachbohrung waren.

Eine besondere Ueberraschung war die Entdeckung eines germanischen Herdes in einer Kulturschicht über dem Hause XIV (Taf. XVI, 1). Er wurde entdeckt, als zur Erweiterung der schon untersuchten Fläche südlich vom Hause eine weitere Fläche abgetragen wurde. Er lag in einer Kulturschicht, die auch an anderen Stellen schon in den Profilen als überlagernd, aber nach ihren Einschlüssen auch noch als steinzeitlich erkannt worden war. In seiner kreisrunden Form zeigte er unmittelbar Verwandtschaft mit den jungbronzezeitlich-germanischen Herden von Lärchwalde und den germanischen Herden aus den ersten Jahrhunderten n. Chr., die bei Meislatein gefunden waren. Der glückliche Fund eines pokalartigen Gefäßes, wie solche aus dem gepidischen Gräberfelde vom Neustädterfeld in Elbing bekannt sind, bewies die Gleichzeitigkeit dieses Herdes mit dem genannten Gräberfeld und den germanischen Herden in Meislatein. Andererseits lagen aber in derselben Schicht und gleichfalls unweit des Herdes ein Teil eines schnurkeramischen Gefäßes, nämlich einer sogenannten „Wanne", und andere steinzeitliche Scherben. Die Germanen hatten also den Herd und das Haus, zu dem er gehörte, in eine jungsteinzeitliche Kulturschicht hineingebaut. Die weitere Untersuchung dieser wichtigen Stelle soll im Laufe des Sommers 1936 erfolgen.

Soviel über die Aufdeckung der Häuser. Die Ausgrabungen wurden sehr häufig von Vertretern der Behörden, Schulen, Vereinen, Abteilungen der Reichswehr und der SS., Jugendverbänden, auch von Privatpersonen besichtigt. Mehrere Male weilten auch Herr Regierungspräsident Dr. Budding, Herr Oberbürgermeister Wölk und Herr Landrat

Cichorius als die besonders interessierten Vertreter der Behörden an der Ausgrabungsstelle. Erfreulich war das Interesse der SS., die sich auch für Wachtdienst liebenswürdigst zur Verfügung stellte. Aber auch im Reiche wurden die Ausgrabungen in Succase sehr beachtet. Größere Tageszeitungen in Berlin und anderen Städten brachten Berichte. Im Dezember 1935 hielt der Verfasser auf Einladung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in der Berliner Universität einen Vortrag über Succase, und das Succaser Haus wurde in die Modellsammlung des Reichsbundes übernommen. Selbst im Ausland fanden die Ausgrabungen in Succase Beachtung. So berichteten Zeitungen in Boston und Tokio über die Ergebnisse.

Uebersicht über die Funde.

Das in den drei Jahren aus Succase geborgene Fundmaterial ist so gewaltig, daß seine Verarbeitung vor Jahresfrist kaum abgeschlossen sein dürfte. Vor allem das keramische verursacht ungeheure Arbeit. Die Scherben, die zentnerweise ins Museum gekommen sind, müssen von der anhaftenden Erde befreit und geordnet verpackt werden. Dabei muß auch geprüft werden, ob etwa in der anhaftenden Erde Reste von Tieren und Pflanzen enthalten sein könnten, die der Untersuchung bedürfen. Die Gefäße, die zum größten Teil, auch wenn sie im Boden noch durch die in ihnen befindliche Erde zusammengehalten werden, nach Entfernung derselben in Scherben zerfallen, müssen zusammengesetzt und geleimt werden. Es muß auch versucht werden, die schon zerstreut aufgefundenen größeren und kleineren Scherben zu ganzen Gefäßen zusammenzuordnen. Die Zusammensetzung eines einzigen großen Gefäßes — es sind in Succase u. a. Vorratsgefäße von 40—50 cm Durchmesser und entsprechender Höhe gefunden worden — erfordern oft allein wochenlange Arbeit. Diese Arbeiten erfordern ungeheure Geduld und die Zusammensetzung der riesigen Gefäße auch Kraft, und es kann nicht genug anerkannt werden, was in dieser Beziehung der Konservator des Museums Herr Konrektor i. R. Paul Pahnke mit Hilfe des für die Vorgeschichtsforschung begeisterten Obersekundaners Kurt Kroll geleistet hat. Für die gröberen Arbeiten müssen Hilfsarbeiter herangezogen werden. Diese müssen erst angeleitet werden, zumal da öfters ein Wechsel stattfindet. In der Regel sind es Invaliden oder Unterstützungsempfänger, die diese Arbeiten als Pflichtarbeit leisten.

Neben dem keramischen Material, das nicht nur wegen seiner Menge und Schönheit, sondern auch für die Einordnung in bestimmte Kulturgruppen in erster Linie bedeutungsvoll ist, kommt in zweiter Linie das gleichfalls in dieser Hinsicht wertvolle in Stein in Frage. Sehr reichhaltig ist auch das Fundmaterial von Knochenresten. Von Knochengeräten freilich ist nur sehr wenig gefunden worden, dagegen sehr viele Knochenreste von Tieren, die im Verein mit den Fisch- und Pflanzenresten Aufschlüsse über die Ernährung der Schnurkeramiker Succases geben. Schließlich kommen auch noch die wenigen Schmuckgegenstände in Betracht, die in Succase gefunden worden sind.

In Anbetracht, daß die wissenschaftliche Verarbeitung des Fundmaterials noch nicht abgeschlossen ist, kann in dieser Abhandlung nur eine Ueberschau über die wichtigsten Fundgegenstände und eine Zusammenstellung der bisher schon feststehenden Ergebnisse gebracht werden.

Die Keramik.

Sämtliche Gefäße sind noch aus freier Hand geformt. Diese Tätigkeit setzt große Geschicklichkeit voraus. Doch hat eine berufsmäßige Ausübung der Töpferei wohl noch nicht stattgefunden, sondern in jedem Hause stellten, wie man auch an den Fingereindrücken in den Gefäßen erkennen kann, Frauen und Kinder die Irdenware her. Die Verzierungen an den Gefäßen wurden teils durch gedrehte Schnüre, die man in verschiedenen Anordnungen und Mustern in den Ton des noch ungebrannten Gefäßes hineindrückte, oder durch Eindrücke mit zugespitzten Holzstäbchen bzw. auch Knochen oder auch Stempeln, zuweilen auch nur durch Fingerstrich oder Eindrücke von Fingernägeln oder Fingerspitzen hergestellt. In letzterer Hinsicht verstand man es, lediglich durch Eindrücke mit den Fingern sehr gefällige Muster in den Ton hineinzumodellieren, so wundervoll in Relief aufgetragene Wellenlinien (Taf. XX, 1, n. u. o.) oder Rand-Stuckverzierungen.

Hinsichtlich der Form und der Verzierung der Gefäße hielt man sich im allgemeinen an den zur Zeit herrschenden Stil. Innerhalb der durch diesen gebotenen Grenzen betätigte sich aber doch auch eine gewisse, zuweilen sogar künstlerisch zu nennende Phantasie, so daß zumal in den Verzierungsmustern eine reiche Mannigfaltigkeit herrscht.

Ihrer Form nach kann man die Gefäße in folgende Gruppen gliedern:

1. Becher. (Taf. XVIII, 2 a, c, f, g, und XIX, 2.) Der Körper ist meist eiförmig, einige Becher zeigen am Halse oder nach dem Fuße zu eine leichte Kehlung bzw. Schweifung. Sie sind zum Teil mit Griffzapfen versehen. Soweit Verzierungen vorkommen, bestehen diese aus einer oder mehreren Schnurlinien unterhalb des Halses, unter denen sich wohl auch noch eine horizontale Reihe von kleinen senkrechten Eindrücken um das Gefäß herumzieht. An einigen besteht die Verzierung auch nur aus einer oder zwei Reihen von kreisrunden oder eckigen Eindrücken. Ein großer Becher mit S-förmig geschweiftem Profil und mit zwei waagerechten Grifflösen ist durch eine größere Zahl ziemlich unregelmäßig verlaufender Horizontalrillen in Schnittechnik und darunter einem Kranz von Einkerbungen verziert (Taf. XIX, 2). Ein an die Form der Becher erinnerndes etwa 20 cm hohes Gefäß mit kurzem, schnurverziertem zylindrischem Halse, eiförmigem Körper und zwei Henkeln ist wohl eher als eine Kruke zu bezeichnen (Taf. XVIII, 2, b). Der Rand der Becher ist hin und wieder durch Einkerbungen verziert. Ihre Höhe beträgt zwischen 9 und 20 cm, ihre Farbe ist meist grauschwarz. — Neben diesen Schnur- und Zapfenbechern sind auch noch Reste von Trichterrandbechern gefunden worden. Vor allem ist in der Ornamentik der Einfluß der Trichterbecherkultur unverkennbar.

2. Schalen. Sie sind meist flach und weitmündig und haben bei einem verhältnismäßig kleinen Boden bzw. auch Standfuß eine sehr gefällige, ja elegante Form (Taf. XIX, 1). Sie sind glatt und sehr sauber gearbeitet. Der Körper zeigt bei den meisten eine gleichmäßige Rundung, bei einigen ist der Hals leicht eingezogen, bei anderen auch die Schulter stärker betont. Ein Teil von ihnen ist mit einfachen oder doppelten Schnurösen versehen. Sie sind entweder ganz unverziert, oder sie zeigen als Schmuck unterhalb des Randes engstehende und sehr sauber verlaufende Reihen von Schnureindrücken und Einkerbungen, zuweilen beides auf derselben Schale vereinigt. Ihre Farbe ist meist grauschwarz, zuweilen auch rötlich. Bei den 16 bisher vollständig erhaltenen oder ergänzten Schalen ergeben sich folgende Maße:

	1.	2.	3.	4.	5.	6	7.	8.	9.	10.	11.	12	13.	14.	15.	16.
Durchm d. Mündung	21	22	27	19	22,5	26,5	27	27	19	17	16,5	15,5	27	16,5	17	14,5
Höhe	9	10	11,5	9	12	11,5	16	12	10,5	7,5	7,5	7	13	8,5	7,5	6,5
Durchm. d. Bodens	10	12	9	9	9	9	6,5	8	9	7,5	8	9,5	9,5	8,5	9,5	9,5

Aus der Tabelle ergibt sich, daß sich gerade unter den Schalen mit den weitesten Mündungen solche mit den kleinsten Böden und von geringer Höhe befinden (Taf. XIX, 1). Diese erscheinen in ihrer Form, meist auch hinsichtlich ihrer Verzierung, als die edelsten, während andere Schalen mit weniger flacher Wölbung schon mehr unsern Schüsseln ähnlich sind.

3. Amphoren. Zu den wertvollsten Gefäßen gehören die Amphoren. Sie sind, wie aus den vielen erhaltenen Resten zu ersehen ist, offenbar in großer Zahl in Gebrauch gewesen und zeichnen sich im Gegensatz zu allen anderen Gefäßarten gerade durch die größte Mannigfaltigkeit ihrer Verzierungen aus. Es finden sich Amphoren mit reiner Schnurverzierung (Taf. XX, 2 a u. XIX, 3), andere mit Verzierungen in reiner Schnittechnik (Taf. XX, 1 g u. XIX, 4) und wieder andere, auf denen beide Verzierungsarten vereinigt erscheinen. Als sehr eindrucks- und auch geschmackvoller Schmuck wirken an den Amphoren auch stark verdickte und reliefartig reichverzierte Randleisten und vier- bis fünfteilige Henkel, die breit hingelagert an der weitesten Stelle der Amphore sitzen (Taf. XX, 1, h). An den schnittverzierten Amphoren fällt besonders die überaus saubere Ausführung auf. Bisher konnten zwar erst zwei Amphoren wiederhergestellt werden, doch werden die zahlreich erhaltenen größeren Bruchstücke sicherlich noch die Zusammensetzung oder Ergänzung weiterer Amphoren ermöglichen.

Die erste der wiederhergestellten Amphoren (Taf. XIX, 3) wurde 1934 in der Kellergrube nordöstlich von Haus IX gefunden. Der obere, verzierte Teil ist völlig, die untere Hälfte zum großen Teil erhalten. Unter einem etwas trichterförmig ausladenden Halse sitzt ein langgestreckter Gefäßkörper mit hochgehobener Schulter. Die beiden halbkreisförmigen

Henkel ziehen sich vom Halsansatz zur Schulter hin. Die Höhe der Amphore beträgt 32 cm, die Durchmesser der elliptischen Mündung 11 und 15 cm, der größte Durchmesser in Schulterhöhe (23,5 cm über dem Boden) 27,5 cm. Der Hals ist 4,5 cm hoch. Um den Hals laufen 7 sehr unregelmäßig eingedrückte Schnüre, um die Schulter 9 Schnüre, darunter ein Kranz kleiner Eindrücke. Auch die Henkel sind schnurverziert. Die Oberfläche ist etwas uneben, die Farbe gelblich-braun.

Die zweite Amphore (Taf. XIX, 4) wurde 1935 im Hause XII unweit des südlichen Herdes gefunden. Sie ist vollständig erhalten. Die Höhe beträgt 23,5 cm. Unter einem kurzen Halse von nur 2,5 cm Höhe wölbt sich fast kugelig der Bauch des Gefäßes. Der Durchmesser der Mündung und des Bodens beträgt 9,5 cm, der größte Durchmesser (13 cm über dem Boden) 25 cm. Die beiden Henkel sitzen an der breitesten Stelle der Amphore. Sie sind waagerecht durchlocht mit leichter Kehlung und haben eine Breite von 6 cm und eine Stärke von 2,6 cm. Der kurze Hals ist noch durch einen kleinen, horizontal herumlaufenden Wulst gegliedert und durch einige Schnurreihen verziert. Der Gefäßkörper trägt als Verzierung senkrechte Ritzlinien in Gruppen von 5 bis 8 und darunter ein Zickzackband. Die Oberfläche ist auch bei dieser Amphore etwas uneben, die Farbe gelblich-braun. Am Boden und an der einen Seite der unteren Gefäßwand befinden sich kreisrunde Löcher von 0,6—0,8 cm Durchmesser.

4. Bootförmige Gefäße (früher als „W a n n e n“ bezeichnet). Gefäße dieser Art sind in Succase dutzendweise gefunden. Sie haben ausgesprochene Bootform. Der Boden dieser meist langgestreckten Gefäße (Taf. XVIII, 2, e u. i) ist bei einigen nicht ganz eben, sondern an den beiden Enden wie Bug und Heck etwas hochgezogen, auch zeigt der Boden im Innern des Gefäßes querlaufende, leicht erhabene Streifen, die wie die Nachbildung von Brettern erscheinen. Wir sind daher wohl berechtigt, aus der Form dieser Gefäße auch Schlüsse auf die Form der damals gebräuchlichen Boote zu ziehen, die wir uns wohl als Einbäume vorzustellen haben. Diese bootförmigen Gefäße haben oft einen oder doppelte Griffzapfen, dann aber seltsamerweise immer nur an der einen Seite. Der Rand ist bei einigen durch Einkerbungen verziert, sonst sind sie unverziert.

Diese eigenartigen Gefäße sind teils sehr schmal und langgestreckt, teils haben sie auch eine etwas gedrungene Form. Bei einer Höhe von nur 4,5 cm haben die beiden größten eine Länge von 43,5 bzw. 41,5 cm und eine Breite von 7 bzw. 7,5 cm. Das Verhältnis der Breite zur Länge ist bei ihnen also etwa 1:6. Bei einem andern bootförmigen Gefäße von 35 cm Länge und 4 cm Höhe ist dieses Verhältnis nur 1:3, und bei zwei Gefäßen von 24 bzw. 19 cm Länge und 5,5 bzw. 4,5 cm Höhe beträgt das Verhältnis der Breite zur Länge sogar nur 1:2. Wir dürfen aus diesen Zahlen wohl den Schluß ziehen, daß die jungsteinzeitlichen Boote der damaligen Bewohner der Haffküste, als deren Nachbildungen die Succaser Gefäße anzusehen sind, gleichfalls teils schlanker und für schnelleres Fahren, teils gedrungener und schwerfälliger, aber mehr für Lasten

geeignet gebaut gewesen sind. Welchem Zweck haben nun wohl diese bootförmigen Gefäße gedient? Man hat sie früher als Lampen angesehen und auf Steinlampen ähnlicher Form hingewiesen, die bei den Eskimos gebräuchlich sind. Für diesen Zweck kämen aber wohl höchstens die kleineren, gedrungeneren bootförmigen Gefäße in Frage, bei den größeren fast ½ m langen halte ich es aber für ausgeschlossen. Ich möchte diese Gefäße eher als Bratpfannen oder Backformen deuten, vielleicht als Backformen für kultisches Gebäck in Bootform. Jedenfalls zeigt die starke Schwärzung der Gefäße, daß sie im Feuer gestanden haben. Die Erde in ihnen war oft fettig und tief schwarz. Chemische Untersuchungen des diesen Gefäßen entnommenen Inhalts stehen noch aus; sie werden vielleicht noch Aufschluß geben können, was in ihnen gebraten oder gebacken worden ist oder wozu sie sonst gedient haben. Erwähnen möchte ich noch, daß in der Aussprache nach meinem Berliner Vortrage über Succase Fräulein Hahn die Vermutung aussprach, daß sie zur Herstellung von Malz für berauschende Getränke gedient haben könnten.

5. Vorratsgefäße. (Taf. XIX, 5.) Es sind hohe, weitmündige Gefäße mit gekehltem Hals, mit Griffzapfen unterhalb des Randes und mit umgekehrt stumpfkegelförmig, ja fast spitz nach dem Boden sich verjüngendem Körper. Sie sind sehr dickwandig und stets unverziert. Da ihre Standfläche im Verhältnis zu dem schweren Gefäßkörper auffallend klein ist, sind diese Gefäße wohl meistens in die Erde eingegraben oder sonst irgendwie gestützt worden. Die bisher zusammengesetzten Vorratsgefäße haben folgende Maße:

a) Vorratsgefäß aus der Kellergrube bei Haus IX: Höhe 37 cm. Durchmesser an der Mündung 39,5 cm. Größter Dm. 43,5 cm. Dm. des Bodens 17,5 cm. (Taf. XIX, 5 links.)

b) Vorratsgefäß aus derselben Kellergrube: Höhe 46 cm. Dm. an der Mündung 37 cm. Größter Dm. 40,5 cm. Dm. des Bodens 12,5 cm. (Taf. XIX, 5 rechts.)

c) Vorratsgefäß in Haus XIV: Höhe 39 cm. Dm. an der Mündung 29—30 cm. Größter Dm. 30 cm oberhalb des Bodens 33 cm. Dm. des Bodens 13,5 cm.

Die Farbe dieser Gefäße ist gelblich-braun. Die Oberfläche ist glatt.

Hinsichtlich der Verzierungen an den Gefäßen (Taf. XX und XXI) verweise ich zunächst auf meine Besprechungen der Keramik von Wieck-Louisenthal[9]). Die Keramik von Succase zeigt im allgemeinen dieselben Verzierungsmuster wie die von Tolkemit und Wieck-Louisenthal. Nur erscheint sie noch viel reicher als die jener beiden andern Fundstätten. Bei den Schnurverzierungen finden wir immer wieder die geradlinig oder in Wellen- oder Zickzacklinien um das ganze Gefäß herumlaufenden Schnureindrücke, ferner Eindrücke kleinerer Schnüre in senkrecht oder waagerecht geordneten Gruppen oder Systemen kleiner offener Schnurschleifen u. dgl. Neben der Schnurverzierung finden sich dann Verzierungen in Schnitt- oder Ritztechnik, diese aber nur

[9]) S. Literatur Anm. 5.

in geraden oder Zickzacklinien. Besonders zu erwähnen sind auch Hohlkehlenverzierungen (Taf. XXI, 2, d).

Neben den Schnur- und Schnittmustern haben wir in Succase und überhaupt in den schnurkeramischen Siedlungen der Haffküste die T i e f s t i c h v e r z i e r u n g e n. In der gröbsten Form treten sie als Fingernagel- oder Fingerspitzeneindrücke in Erscheinung. Dann aber finden sie sich vor allem als kommaartige oder punkt- und kreisförmige kleine Eindrücke in horizontal oder vertikal, auch in schräge gestellten Mustern zu Gruppen vereinigt auf den Gefäßen. Sie erscheinen auf diesen entweder als einzige Verzierung oder in Verbindung mit Schnur- und Schnittlinienmustern. Sie sind in den Ton mit zugespitzten Holzstäbchen oder Knochen einzeln, zuweilen aber auch in Gruppen vereinigt mit einem Stempel eingedrückt. Die Gruppen der gleichartigen oder verschiedenartigen Verzierungselemente sind auf den Gefäßen entweder in horizontal und vertikal verlaufenden Zonen geordnet, oder sie bilden auch bogenförmige oder in Winkeln geordnete Systeme. Besonders mannigfaltig sind die Verzierungsmuster der Amphoren. Hier erscheinen die Linienmuster öfters durch Reihen von Punkten oder kleinen Kreiseindrücken umsäumt. Die Verzierungen sind da in spitzwinklig oder trapezförmig verlaufenden Systemen geordnet. Die Technik der Tiefstichverzierungen erinnert zuweilen an Kerbschnitt, wie er zur Verzierung von Gebrauchsgegenständen aus Holz oder Leder in Gebrauch gewesen sein mag. Bei den Mustern der Tiefstich- oder Stempelverzierungen fanden auch das Tannenzweig- und das Leitermotiv Verwendung. Die Strich- und Grübchenverzierungen erinnern an die Kamm- und Grübchenkeramik des nordeurasischen Kulturkreises, erscheinen in Succase aber im allgemeinen feiner und in den Mustern zierlicher als dort.

Außer den durch Umlegen oder Eindrücken von Schnüren oder durch Einritzung von Linien und durch Tiefsticheindrücke entstandenen finden sich vielfach auch V e r z i e r u n g e n i n e r h a b e n e r A r b e i t. Da sind R i n g w u l s t e, die um den Hals herumlaufen und durch Finger- und Nageleindrücke oder auch nur durch Einkerbungen verziert sind. Man verstand es auch, durch Fingereindrücke reliefartig wirkende Wellenlinien herzustellen (Taf. XX, 1, n u. o). Auch die Ränder selbst sind zuweilen zu bandartigen R a n d l e i s t e n verdickt, die entweder in ihrer ganzen Fläche oder auch nur am unteren Rande durch Fingereindrücke oder Einkerbungen verziert sind. Solche Ränder wirken in manchen Fällen wie Stuckarbeiten.

An Stelle der H e n k e l sind an manchen Gefäßen auch h a l b k r e i s f ö r m i g e H a n d h a b e n i n R e l i e f aufgetragen: In einem Falle ist die Innenfläche eines solchen Griffes durch Tiefsticheinritzungen verziert (Taf. XXI, 1, l). Auch durch die Henkel selbst hat man die Gefäße zu schmücken verstanden. Sie sind öfters durch Schnureindrücke oder in Tiefstichtechnik verziert, sie sind an den Amphoren an ihrer weitesten Stelle vier- bis fünfgliedrig breit hingelagert, oder sie sind mit vertikal oder horizontal verlaufenden Kehlungen versehen. Ueberaus zierlich wirken die S c h n u r ö s e n, die besonders den flachen Schalen

eigen sind. Auch an den Griffzapfen hat sich der Kunstsinn der Schnurkeramiker betätigt. In Succase sowohl wie in der steinzeitlichen Siedlung von Lärchwalde, die unter der bronzezeitlichen lagerte, sind breite Griffzapfen gefunden worden, die an der Ober- und Unterseite durch Linien von Einstichen (Taf. XXI, 1, d), in einem Falle (Lärchwalde) auch durch Schnureindrücke verziert sind.

An manchen Gefäßen befinden sich an der Wandung ziemlich dicht unterhalb des Randes kreisförmige Löcher mit konischer Durchbohrung. Man hat in ihnen Ersatz für fehlende Henkel sehen wollen. Doch liegen sie zuweilen nur an einer Seite, so daß in solchen Fällen eine derartige Bestimmung ausgeschlossen ist. Kostrzewski hat in Rutzau solche Löcher zu beiden Seiten von Bruchstellen festgestellt und schließt daraus, und zwar für diese besonderen Fälle mit Recht, daß sie Flicklöcher zur Ausbesserung von Gefäßen gewesen seien[10]). Aber in Succase liegen sie häufiger an Stellen, wo kein Bruch vorhanden ist, andererseits ist ihre Anordnung oft so, daß sie zweifellos als Zierat wirken, wie ja auch im nordeurasischen Kulturkreise Lochreihen und Lochbuckelreihen als Verzierungen nachgewiesen sind[11]). Wir müssen also mit mehreren Möglichkeiten der Bestimmung rechnen. So wird man auch daran denken können, daß sie bei bedeckten oder verschlossenen Gefäßen der Luftzufuhr für die in ihnen aufbewahrten Vorräte gedient haben, oder sie sollten andererseits das Ausströmen von Gärungsgasen ermöglichen. Befanden sich solche Löcher aber am unteren Teile oder am Boden des Gefäßes, wie es z. B. bei der im Hause XII gefundenen Amphore der Fall ist, so sind sie als Sieblöcher anzusehen; solche Gefäße fanden wohl bei der Käsebereitung Verwendung.

Zur Keramik gehören außer Gefäßen noch andere Gebrauchsgegenstände. So sind auch Bruchstücke von flachen Tellern gefunden worden. Ferner sind aus Succase und auch wieder aus der steinzeitlichen Siedlung in Lärchwalde Teile von massiven, in einem Falle durch schräge Einkerbungen verzierten Tonringen bekannt geworden, die bei einer Dicke von 3 cm und einem lichten Durchmesser von etwa 16 cm als Standringe für Gefäße mit kleinem Boden gedient haben mögen. Besonders häufig sind aber tönerne Netzsenker gefunden worden. Sie lagen fast in jedem Hause und legen davon Zeugnis ab, daß die Bewohner Succases Fischerei betrieben haben. Das ist um so wichtiger, als es sonst an Zeugnissen dafür fehlt, da z. B. Angelhaken bisher nicht gefunden sind. Diese Netzsenker sind flache, meist kreisrunde, zuweilen aber auch ovale Tonscheiben von 4—8 cm Durchmesser und durchschnittlich 2 cm Dicke, die an einer Stelle nahe dem Rande eine etwa 1 cm weite Durchbohrung haben. Einige Tonscheiben dieser Art, die ihre Durchbohrung mehr nach der Mitte haben, dürften als Spinnwirtel anzusehen sein.

---

[10]) Kostrzewski, Ueber die jungsteinzeitliche Besiedlung der polnischen Ostseeküste. Congressus secundus Archaeologorum Balticorum. Riga 1931, S. 58 f.

[11]) Vgl. B. v. Richthofen, Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien (Seger-Festschrift 1934. S. 72 u. 74, Abb. 4 und 5).

An den Oberflächen einiger Netzsenker (Taf. XXII, 2) und auch an der Bodenfläche eines bootförmigen Gefäßes war der Abdruck von gewebten Stoffen oder Flechtmatten zu erkennen. Jedenfalls haben also die betreffenden Tongegenstände bei ihrer Herstellung oder beim Trocknen vor dem Brande auf solchen Stoffen geruht, die sich in den noch weichen Ton eindrückten und abprägten. Manche Gefäße wiederum zeigen Eindrücke von Strohhalmen oder Gräsern, mit denen wohl die Oberfläche glattgestrichen wurde. In einigen Fällen scheinen auch Getreidekörner in dem Ton ihre Spuren hinterlassen zu haben. Doch sind die Untersuchungen hier noch nicht abgeschlossen.

Geräte und Waffen aus Stein.

Die in Succase gefundenen Steingeräte sind teils aus Feuerstein, teils aus Felsgestein hergestellt. Der Feuerstein ist in unserm Gebiet nur in kleinen Knollen bodenständig. Soweit größere Geräte oder Waffen aus diesem Gestein gefunden sind, sind sie daher als Einfuhrware oder als aus eingeführtem Feuerstein hergestellt anzusehen. Ihre Zahl ist infolgedessen auch nur gering. In Succase ist bei den Ausgrabungen kein größeres Gerät oder Waffe aus Feuerstein gefunden worden. Doch ist ein sehr schön gearbeitetes Feuersteinbeil von 8,7 cm Länge, 4 cm Breite und 2,4 cm Dicke unweit der Ausgrabungsstelle in einer Ziegeleigrube der Droese'schen Ziegelei in Succase zutage getreten. Es befindet sich nebst einigen anderen Feuersteinbeilen, die aus jungsteinzeitlichen Siedlungsstellen bei Tolkemit stammen, im Danziger Museum[12]). Von kleineren Feuersteingeräten ist in Succase, abgesehen von einigen Messerchen, Pfeilspitzen und Schabern, die Spuren von Randbearbeitung zeigen, nur ein kleiner, sehr sauber geschliffener Meißel aus hellgrauem Feuerstein gefunden, der in der Grube neben Haus XIV nebst einem größeren Bernsteinschmuck als Beigabe bei einer Skelettbestattung lag. Dieses sehr zierliche Beilchen oder Meißelchen hat bei trapezförmiger Gestaltung eine Länge von 2,7 cm, eine Breite von 1,8 (am Bahnende) bzw. 2,3 cm (am Schneideteil) und eine Dicke von 0,7 cm. So gering die Zahl wirklich bearbeiteter Feuersteingeräte in Succase ist, so groß ist die Menge der Feuersteinabsplisse. Diese sind aber sicherlich, so wie sie beim Abschlagen von den Feuersteinknollen abgesprungen waren, ohne daß man sie noch weiter bearbeitete, mit ihren von Natur überaus scharfen Schneiden und Spitzen als Messerchen, Schaber, Sägen, Bohrer, Pfeilspitzen usw. benutzt worden. Sehr häufig ist bei diesen kleinen Geräten noch die Rinde der Feuersteinknollen vorhanden, von denen sie abgeschlagen sind. Diese Kleingeräte wurden in Griffe von Holz oder Horn eingelassen und konnten dann sehr gut verwendet werden. In welcher Weise das geschah, ist aus Pfahlbau- oder Moorfunden zu ersehen, wo sich die Holzfassungen

---

[12]) Vgl. W. La Baume, Beil- und axtförmige Steingeräte aus neolithischen Siedlungen am Haffufer bei Elbing. Elbinger Jahrbuch, 3, 1923, S. 132 ff. — Derselbe in Bertram — La Baume — Kloeppel, Das Weichsel-Nogat-Delta, Danzig, 1924. Teil II gibt eine Uebersicht über die im Gebiete der Elbinger und Marienburger Niederung gefundenen Steingeräte.

noch erhalten haben. Man erkennt es auch aus Geräten und Waffen der Naturvölker. Bei diesen werden z. B. kleine Feuerstein- oder Obsidianklingen einzeln oder auch in Reihen nebeneinander in Holzfassungen eingelassen und dienen dann als Harpunen, Speere, Sägen u. dgl.

Die Geräte und Waffen aus Felsgestein (Taf. XXII, 1) sind aus den hier vorkommenden Gesteinen hergestellt. Das Material lieferten die ungeheuren Massen von Geschiebeblöcken und Geröllsteinen, die von den Gletschern Skandinaviens und Finnlands während der Eiszeit hier abgelagert wurden und nach dem Abschmelzen des Eises liegen blieben. Auch der Rand der Elbinger Höhe ist sehr reich an ihnen. Jahraus, jahrein werden solche Steinriesen beim Ausschachten von Lehm und Ton für die Ziegeleien an der Haffküste, gerade in den letzten Jahren wurden sie auch bei den großen Planierungs- und Fundamentierungsarbeiten in den Randgebieten der Stadt Elbing gelegentlich des Baues der Randsiedlungen und Kasernen in großer Zahl gefunden.

Von Schaftloch- oder Streitäxten sind bisher in Succase nur Bruchstücke bekannt geworden. In einem Falle handelt es sich um ein noch ganz unfertiges Stück (Taf. XXII, 1, mittlere Reihe), das erst roh zugehauen und mit angefangener Bohrung versehen ist. Von anderen Aexten sind nur das Bahnende oder Schneidenteile erhalten. Auch in Wieck-Louisenthal sind nur wenige Bruchstücke von Streitäxten gefunden worden. Unter den von La Baume a. a. O. als von der Haffküste herrührend aufgezählten Axthämmern mit Schaftloch befinden sich zwar mehrere ganze Stücke, von der Siedlungsstelle am Schweinelager bei Tolkemit stammt aber nachweislich nur die Hälfte einer im Bohrloch zerbrochenen, sehr gut gearbeiteten Doppelaxt mit halbkreisförmiger stumpfer Schneide, während es bei den ganz erhaltenen Axthämmern, auch bei einer am Burgwall bei Tolkemit gefundenen, und bei den übrigen Bruchstücken nicht feststeht, ob sie aus steinzeitlichen Siedlungen stammen. Ebenso steht es mit den in beträchtlicher Zahl in der näheren Umgebung der Stadt und im Niederungsgebiet gefundenen Streitäxten, unter denen sich sehr schöne Exemplare, auch einige der sogenannten Bootsäxte befinden. Es sind zum größten Teil Einzelfunde, bei denen die näheren Fundumstände gar nicht bekannt sind. Das ist ja überhaupt das traurige Schicksal der meisten in den Museen lagernden Steingeräte, zumal der vor längeren Zeiten in die Museen eingelieferten, daß über ihre genaueren Fundumstände zu wenig bekannt ist.

Vergleicht man aber die geringe Zahl der in den steinzeitlichen Siedlungen an der Haffküste gefundenen Streitäxte mit der viel größeren der zutage geförderten undurchlochten Steingeräte, der Steinbeile oder Steinmeißel, so scheint es doch klar, daß diese letzteren das eigentliche Arbeitsgerät gewesen sind. Sie waren auch viel praktischer, da die durchlochten Aexte, abgesehen von den gröberen Stücken, beim Gebrauch zu leicht im Bohrloch auseinanderbrachen. Die sorgfältiger gearbeiteten Aexte aus Feuerstein und Felsgestein finden sich, wo die Fundumstände feststehen, vorwiegend in Gräbern. Sie sind daher wohl in erster Linie Waffen und Prunkgeräte gewesen, die man auch den Toten als Beigaben

mit in das Grab legte. Sie mögen auch sonst im Kult der Lebenden eine Bedeutung gehabt haben. Ist doch z. B. die Doppelaxt gerade für das Gebiet der nordischen Kultur und auch für die von der nordischen Kultur beeinflußten Kulturgebiete des Mittelländischen Meeres durch bildliche Darstellungen und auch durch Funde als religiöses Symbol erwiesen. Auch das in einer Ziegeleigrube der Droeseschen Ziegelei gefundene Feuersteinbeil ist wohl als Grabfund anzusehen. Denn nach Angabe des Herrn Roske sind gerade bei der Droeseschen Ziegelei auch menschliche Skelette gefunden worden.

Die Beile, die in Succase gefunden sind, sind zum Teil ganz roh zugehauen, so daß bei diesen von einer typischen Form nicht gesprochen werden kann. Viele sind aber auch sorgfältig gearbeitet. Sie sind dicknackig. Vorherrschend ist die Trapezform mit mehr oder weniger regelmäßiger runder Schneide, die zuweilen auch nach einer Seite verbreitert ist. Die Oberfläche zeigt bei einigen Fazettenschliff. Die Schneiden sind nur bei wenigen Beilen wirklich scharf geschliffen. Diese Geräte mögen besonders zur feineren Bearbeitung des Holzes gedient haben. Die meisten Beile aber sind ausgesprochen stumpf. La Baume nimmt an, daß diese stumpfen Geräte entweder nur als Keile zum Auseinandertreiben von Holz oder bei Stellung quer zur Richtung des hölzernen Schaftes, in den sie eingelassen waren, als Hacken zur Bodenbearbeitung gedient haben. Die letztere Verwendung ist besonders bei den größeren beilförmigen Geräten wahrscheinlich. Sicherlich sind die Beile aber gelegentlich auch als Waffe benutzt worden.

Zu den Steingeräten gehören dann ferner Schleifsteine, Mahl- und Reibsteine (Taf. XXII, 3). Alle sind in Succase in größerer Zahl gefunden worden. Die Schleifsteine bestehen aus rotem Sandstein. Sie sind zum Teil in großen Bruchstücken erhalten, die erkennen lassen, daß sie zum Teil viereckig mit abgerundeten Ecken waren. Die Schleifspuren der Aexte und Beile verlaufen in langgestreckten, schmalen, muldenförmigen Eintiefungen. Bei manchen Schleifsteinen finden sie sich auf mehreren Seiten; so zeigt ein besonders schöner Stein solche Eintiefungen auf der Ober- und Unterfläche und auch an der erhaltenen Seitenfläche. Diese Schleifsteine fühlen sich infolge des Schliffs wie poliert an.

Die Mahlsteine haben als Material teils härtere Felsgesteine, teils Sandstein. Ihre Oberfläche ist muldenförmig oder kreisförmig ausgetieft. Die letzteren (Taf. XXII, 3) werden wohl auch als Schleifsteine bezeichnet. Meiner Ansicht nach können aber solche kreisförmigen Vertiefungen nicht durch Schleifen von Aexten und Beilen entstanden sein, die längliche Schleifspuren hinterlassen, sondern sie finden ihre Erklärung durch die kreisförmige Bewegung der Reibsteine, die in Succase in großer Zahl gefunden sind. Die Reibsteine sind mehr oder weniger rund, von einer Größe, daß sie bequem in der Hand liegen, und zeigen an einer oder auch an mehreren Stellen kleine glatte Flächen, die durch ihre Benutzung abgeschliffen sind. Sie bestehen aus verschiedenen Felsgesteinsarten. Die Mahlsteine lagen in mehreren Fällen vor den Häusern und mit der Gebrauchsfläche bis auf wenige Ausnahmen nach

unten. Außer Getreide, von dem bisher Spuren leider noch nicht nachweisbar waren — Getreidekörner halten sich in der Erde nur in gebranntem Zustande —, wird man auf solchen Mühlen jedenfalls auch andere Feld- und Baumfrüchte, zumal auch in geröstetem Zustande, gemahlen haben. So sind in Succase in einem Hause in großer Menge verkohlte Eicheln gefunden worden, die nur in gemahlenem Zustand Verwendung gefunden haben. Die Bedeutung gerösteter Früchte ist erst während des Weltkrieges zur Zeit der Lebensmittelnot in Deutschland wieder erkannt worden[13]). In Ländern mit kurzem und nassem Sommer, z. B. im Baltikum, ist es noch heute üblich, Getreide auf der sogenannten „Riege", einem Trockengerüst, über eine Flamme zu trocknen. Und in Kgl. Neudorf, Kreis Stuhm, habe ich mit Heym zusammen vor einigen Jahren eine altpreußische Getreidedarre ausgegraben. Nach L. Peiffer (a. a. O. S. 229) spricht vieles dafür, daß das Röstverfahren früher allgemein geübt worden ist.

Bernstein.

Fast in jedem Hause sind in Succase größere und kleinere Stücke Bernstein gefunden worden. In den meisten Fällen war es Rohbernstein ohne Spur von Bearbeitung; nur wenige Stücke zeigen Spuren von Bearbeitung oder sind zu Schmuckstücken verarbeitet. Der Bernstein lag teils in den Herden, teils sonst überall in den Häusern oder Gruben unter den Scherben und anderen Resten des Hausrats. Zuweilen wurden auch kleine Depots von Bernstein gefunden. Er ist also jedenfalls von den jungsteinzeitlichen Bewohnern Succases gesammelt worden. Ob er außer zu Schmuck irgendwie praktisch verwendet worden ist, läßt sich nicht erweisen. La Baume[14]) ist der Ansicht, daß der Bernstein nur selten zu Gebrauchsgegenständen verarbeitet worden ist. Er vermutet aber, daß er nicht nur durch seine Farbe, seinen Glanz und seine Durchsichtigkeit gelockt, sondern insbesondere bei seiner Verwendung als Schmuck auch als Schutzstein eine wesentliche Rolle gespielt habe. Das ist sehr wahrscheinlich; wissen wir doch, daß im Volksglauben, auch in der Heilkunde, den Edelsteinen und dem Bernstein eine schützende und heilende Kraft beigemessen wird. Die, wie wir wissen, auf Elektrizität beruhende Wunderkraft des Bernsteins, wenn er gerieben wird, kleinere Gegenstände anzuziehen, war im Altertum durchaus schon bekannt. Legten ihm doch die Griechen deswegen sogar scherzhaft den Namen κλέπτης (kleptes) = Dieb bei. So hat der Bernstein sicherlich auch in seinem Ursprungsgebiet immer schon wegen seiner wunderbaren, geheimnisvollen Kraft besondere Wertschätzung genossen, und wenn der Bernstein zu Schmuck verarbeitet wurde, war er wohl mehr als n u r Schmuck[15]). Auch im Kult hat der

---

[13]) Ueber das Rösten von Getreidekörnern u. dgl. vgl. L. Pfeiffer, Die Werkzeuge des Steinzeitmenschen. Jena, 1920, S. 257 ff.

[14]) W. La Baume in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, S. 434.

[15]) Vgl. La Baume. Zur Naturkunde und Kulturgeschichte des Bernsteins. Schriften der Naturforschenden Ges. in Danzig XX, 1935, S. 36 und S. 41. — Ferner Villiers — Pachinger, Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Drei Masken-Verlag, München, S. 41 f.

Bernstein vielleicht schon in der Steinzeit eine Rolle gespielt. Sicherlich ist das im Totenkult der Fall, was die vielen Bernsteinbeigaben in steinzeitlichen Gräbern beweisen. Aber er mag auch wegen seiner leichten Brennbarkeit zu Rauchopfern verwendet worden sein, wie ja noch heute in der katholischen Kirche mit Bernstein geräuchert wird.

Bernsteinschmuck ist für die jüngere Steinzeit auch schon aus früheren Funden im Kreise Elbing, insbesondere in der Haffküstenkultur, bekannt. So wurden in der jungsteinzeitlichen Siedlung am Schweinelager bei Tolkemit zwei größere linsenförmige Anhänger mit Durchbohrung am Rande und zylindrische Perlen gefunden, die sich im Städtischen Museum zu Elbing befinden. Auch das Danziger Staatliche Museum für Naturkunde und Vorgeschichte besitzt einige Bernstein-Schmuckstücke aus der Elbinger Gegend, übrigens auch aus der schnurkeramischen Siedlung in Rutzau[16]) In Succase sind durch die Ausgrabungen, abgesehen von Bruchstücken von Bernsteinanhängern und -Perlen, besonders zwei wertvolle Funde zutage gefördert: eine große Bernsteinperle und als Beigabe der Skelettbestattung bei Haus XIV ein aus 23 Teilen bestehender Bernsteinschmuck. Die B e r n s t e i n p e r l e (Taf. XXII, 4) ist unregelmäßig sechseckig mit kreisrunder Vollbohrung. Der Durchmesser der ganzen Perle beträgt 4 cm, der des Bohrloches 2 cm, die Höhe bis zu 1 cm. Der große Bernsteinschmuck (Taf. XXII, 5) besteht aus 8 zylindrischen Perlen und 15 meist elliptischen Scheiben mit flacher V-Bohrung. Diese knopfartig flach durchbohrten Scheiben scheinen besonders auf den beiden Nehrungen in der jüngeren Steinzeit beliebt gewesen zu sein (La Baume a. a. O. S. 38). Man hat sie als Knöpfe bezeichnet; sie sind aber jedenfalls als Hängeschmuck verwendet worden oder waren auf die Kleidung aufgenäht. Besonders zahlreich sind sie in dem großen Bernstein-Depotfund von Steegen, Kreis Danziger Niederung, vertreten. Bei dem Succaser Bernsteinschmuck läßt die Anordnung der zylindrischen und scheibenartigen Stücke um die Schädelreste herum darauf schließen, daß sie einen H a l s s c h m u c k gebildet haben. Immerhin besteht auch die Möglichkeit, daß sie um den Hals herum auf die Kleidung aufgenäht waren, wie ja z. B. von der älteren Bronzezeit an bis in die geschichtliche Zeit hinein Bronzespiralröllchen und Bronzeanhänger bei den baltischen Völkern als Schmuck auf die Kleidung aufgenäht getragen wurden.

Knochen.

Die in Succase gefundenen Knochen von Menschen und Tieren hat Herr P r o f. D r. T r a u g o t t M ü l l e r freundlichst bestimmt, wofür ihm bestens gedankt sei. Er schreibt darüber folgendes:

Die Reste von Tieren und Menschen, die bei den Ausgrabungen in Succase aufgefunden wurden, sollen in vorläufiger, kurzer, zusammenfassender Uebersicht dargestellt werden. Abgesehen von solchen Resten, deren Lagerung nicht einwandfrei festgestellt wurde, entstammen die Funde vorwiegend den Kulturschichten, daneben auch den lockeren Sanden,

[16]) La Baume a. a. O. S. 36 ff.

die diese begleiten. Hierdurch ist auch der Erhaltungszustand bedingt. Vielfach sind die Knochen und Zähne der Einwirkung der Bodenwässer so stark ausgesetzt gewesen, daß das Knochengewebe so stark verändert wurde, daß entweder nur eine außerordentlich mürbe und leicht zerbrechliche Masse übrig geblieben oder das Gebilde völlig verschwunden ist. Bei den Zähnen ist der Verwitterungsvorgang in entsprechender Weise so vor sich gegangen, daß das Zahnbein als eine bröcklige Masse erhalten geblieben ist, die leicht zerfällt, während die aus Schmelz bestehenden Teile ziemlich unverändert geblieben sind.

Von Fischen sind besonders in, an und neben den Herden außer zahlreichen Schuppen Wirbel und ihre Anhänge, sowie Knochen des Kopfes und der Flossen in ziemlich beträchtlicher Zahl aufgefunden worden. Leider sind die Schuppen besonders an ihren Rändern verletzt, so daß ihr Umriß sich nur selten genau feststellen läßt. Besonders wertvoll sind einige Schlundknochen, die bei den Karpfenzähnlern Zähne tragen. Aus diesen Ueberbleibseln läßt sich mit Sicherheit der Gieben erkennen, der auch heute noch in unsern Gewässern vorkommt, als Speisefisch aber wegen seiner vielen Gräten nicht geschätzt wird. Vielleicht deuten andere Schuppen auf den Ostsee-Schnäpel hind. Sicher ist dagegen ein mit einigen Zähnen besetztes Kieferstück als dem Hecht zugehörig anzusprechen.

Von Lurchen und Kriechtieren ist kein Rest aufgefunden worden. Von den Vögeln hat sich ein Oberarmknochen feststellen lassen, der möglicherweise einem mittelgroßen Sumpf- oder Schwimmvogel angehört.

Zahlreich sind die Knochen der Säuger, von denen einige sicher von Menschenhand aufgeschlagen sind; leider sind sie infolge von Verletzungen kaum zu bestimmen. Von Zähnen sind einzelne gut erhalten, teilweise noch in Kiefer-Bruchstücken steckend, so daß die Tierart, zu der sie gehören, sich feststellen läßt. Andere dagegen sind so zerfallen, daß nur einzelne Schmelzfalten zu erkennen sind. Bei dem schlechten Erhaltungszustand ist es ausgeschlossen nachzuweisen, ob das betreffende Tier wild lebte oder als Haustier gehalten wurde. Von sicher wildlebenden Tieren sind zu nennen: 1. Grönlandrobbe (nach einem Felsenbein, das dem Spezialisten für Säugetiere vom Museum für Naturkunde vorgelegt wurde). 2. Reh (Bruchstück eines Oberkiefers von einem jungen Tier). 3. Wolf (Unterkieferteil mit Zahn). Ob als Haustier gehalten ist fraglich beim 4. Schwein (Zähne im Kiefer). 5. Rind (zahlreiche Trümmer der Schmelzfalten von Backzähnen). Als Haustier dürfte 6. der Hund anzusprechen sein, von dem das Endstück eines rechten Unterkiefers erhalten ist. Aus den abgestürzten Erdmassen wurde ein Hundeschädel von Mittelgröße geborgen, der sehr wenig günstigen Erhaltungszustand zeigt.

Vom Menschen wurden bis jetzt sicher vier verschiedene Reste ermittelt: 1. Von dem den prachtvollen Bernsteinschmuck tragenden Körper sind nur die Kronen einiger Backenzähne übrig geblieben. 2. Ein Bruchstück einer Schädelkalotte in stark verwittertem Zustande. 3. Ein Unterkiefer. 4. Ein merkwürdig gut erhaltener Knochen, wahrscheinlich das erste

Glied des vierten Fingers der rechten Hand. Ob ein Bruchstück eines gebrannten Knochens einem menschlichen Körper zuzurechnen ist, ist zweifelhaft.

Von bearbeiteten Knochen ist in Succase bisher nur ein Schaber mit sehr sorgfältig geschliffener Schneide gefunden worden.

Hausbestattungen.

An vier Stellen sind bei den Ausgrabungen in Succase Reste von Menschenknochen gefunden worden. Fast immer aber waren es nur Teile vom Schädel. 1933 wurde unweit von Haus II in der nordöstlich von demselben liegenden Grube der Unterkiefer eines Menschen gefunden, 1934 in einer Grube an dem Vorbau von Haus IX ein Teil einer Schädeldecke und 1935 in einer Grube nahe dem Eingange vom Hause XIV der Unterkiefer eines Menschen. Da um diesen letzteren herum und in seiner unmittelbaren Nähe ein kleines Feuersteinbeil und ein großer Bernsteinschmuck lagen, so handelt es sich in diesem Falle sicherlich um eine Bestattung, so daß wir berechtigt sind, auch für die beiden anderen Fälle eine Bestattung anzunehmen, vielleicht allerdings als Bauopfer.

Bestattungen im Hause oder dicht neben demselben waren in der Steinzeit durchaus üblich, ja sie waren nach Wilke[17]) eine ursprünglich so gut wie ausschließlich geübte Sitte, die sich bis weit in die zweite Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. in einzelnen Gebieten Mitteleuropas erhalten hat. Auch die Teilbestattung, die in Succase offenbar vorliegt, entsprach einer seit den ältesten Zeiten nachweisbaren Sitte. Bekannt sind die mittelsteinzeitlichen Schädelbestattungen in der Ofnet-Höhle bei Nördlingen. Hier fand R. R. Schmidt 1908 in Nestern zusammenliegend 33 Schädel, darunter 19 von Kindern und Halberwachsenen. Auf dem Goldberg bei Nördlingen wurden dann in jungsteinzeitlichen Siedlungen häufig Reste menschlicher Skelette, und zwar meist Schädelstücke von Kindern, in Gruben gefunden. Solche Wohnplatzgräber sind aber auch in den Ländern des Nordens, z. B. in den dänischen Kökkenmöddingern (Küchenabfallhaufen) und in norwegischen und ostschwedischen Wohnplätzen, also im Nordischen Kreis, zu dem auch Succase gehört, nachgewiesen[18]).

Wie die Sitte der Hausbestattung und die der Schädelbestattung zu deuten ist, kann nur vermutet werden. G. Wilke weist darauf hin, daß der Schädel als Seelensitz galt[19]). Die Bestattung im Hause aber hängt nach ihm (a. a. O. S. 50 ff.) mit dem Glauben an ein Weiterleben der Seele im Körper zusammen. Der Tote blieb durch die Bestattung im Hause mit der Familie, der Sippe noch weiter verbunden. So opferte man ihm auch Speise und Trank, gab ihm auch seinen Schmuck ins Grab mit. Durch solche Deutung finden die Hausbestattungen wohl ihre ein-

---

[17]) G. Wilke in Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. V, S. 216.

[18]) Ekholm ebd. Bd. IX S. 52.

[19]) G. Wilke, Die Religion der Indogermanen in archäologischer Betrachtung. Mannus-Bibl. Nr. 31, S. 37 ff. Man vergleiche über Schädelkult auch Leonhard Franz, Totenglaube und Totenbrauch. Sudeta, Jahrg. IV, 1928, S. 187 ff.

fachste und natürlichste Erklärung. Man könnte wohl auch an Menschenopfer, insbesondere auch an Bauopfer denken. Doch liegt zu solcher Annahme keine zwingende Veranlassung vor. Völlig abzuweisen ist der Gedanke an Kannibalismus. Dagegen spricht zunächst das Vorliegen ritueller Bestattung, dann aber auch das Fehlen anderer, vor allem benagter oder verbrannter Menschenknochen. Diese hätten sich in der Erde ebenso finden müssen, wie die von menschlichen Mahlzeiten herrührenden Tierknochen, die in sehr großer Zahl gefunden worden sind.

Die jungsteinzeitliche Bevölkerung von Succase.

Die Bestimmung einer Bevölkerung nach Rasse und Volkstum wird durch die körperlichen Reste und durch die kulturellen Hinterlassenschaften derselben ermöglicht. Was die Rasse der jungsteinzeitlichen Bevölkerung von Succase betrifft, so genügen die in der Siedlung selbst gefundenen spärlichen Reste von Schädeln freilich nicht, um sich ein Urteil zu bilden. Auch die beiden in der jungsteinzeitlichen Kulturschicht am Schweinelager bei Tolkemit gefundenen menschlichen Skelette, deren langköpfige Schädel sich im Städtischen Museum zu Elbing befinden, sind nicht beweiskräftig, da es sich bei der nachträglich erfolgten Untersuchung der Fundstellen durch Robert Dorr nicht hat nachweisen lassen, ob die Kulturschicht an denselben ungestört gewesen ist oder ob es sich um spätere Bestattungen handelt, die nur in die steinzeitliche Kulturschicht eingebettet waren. Wohl aber berechtigen die Skelettfunde in jungsteinzeitlichen Gräbern der Provinz, die wegen ihrer Beigaben oder wegen ihrer Anlage derselben Bevölkerung zuzuweisen sind, da die aus diesen „Streitaxtgräbern" stammenden Schädel alle ausgeprägt langköpfig und schmalgesichtig gewesen sind, zu der Annahme, daß auch die Siedler von Succase langköpfig und schmalgesichtig gewesen sind und somit der nordischen Rasse zugehört haben.

Haben wir für die Bestimmung der Rasse der jungsteinzeitlichen Siedler von Succase nur mittelbar beweisende Zeugnisse, so bietet uns die kulturelle Hinterlassenschaft dieser Succaser Steinzeitmenschen für die Bestimmung ihres Volkstums ein unmittelbar beweiskräftiges, reichliches Material.

Für unsere Untersuchungen kommen dabei neben dem Hausbau, der ja freilich als etwas ganz Neues dasteht oder doch nur bedingte Vergleichsmöglichkeiten bietet, vor allem die Irdenware, die Geräte aus Stein und Knochen und der Schmuck in Frage, während leider die sicher vorhanden gewesenen Gegenstände aus Holz und Leder und die Flecht- und Webarbeiten im Laufe der Jahrtausende im Sand und Lehm des Bodens restlos vergangen sind.

Besonders beweiskräftig ist das keramische Material, weil es sich bei ihm in der Regel um bodenständige Erzeugnisse handelt. Während z. B. Waffen und Geräte aus Stein, Schmuck u. dgl. auch durch den Handel eingeführt sein können, kommt bei der zerbrechlichen Irdenware eine Einfuhr in vorgeschichtlichen Zeiten kaum in Frage. Man nimmt an,

daß die Herstellung irdener Gefäße in der Regel in jedem Hause durch die Frauen und Kinder erfolgte.

Wie schon bemerkt wurde, ist die Untersuchung gerade des keramischen Materials von Succase noch nicht zum Abschluß gekommen. Es wird sogar noch recht langer Arbeit bedürfen, ehe sie abgeschlossen ist. Die folgenden Ausführungen stützen sich daher nur auf die bisher möglich gewesenen Beobachtungen und Ergebnisse. Immerhin sind auch diese schon so klar und eindeutig, daß der Versuch einer Bestimmung des Volkstums der Succaser steinzeitlichen Bevölkerung auf Grund derselben schon gewagt werden darf. Bei den weiteren Untersuchungen dürften vielleicht noch einige neue Formen und Verzierungselemente zum Vorschein kommen, vor allem dürfte auch wohl die genaue Durcharbeitung des vorliegenden Materials unter genauer Beobachtung der Schichtenfolge zur Erkenntnis einer zeitlichen Entwicklung der Keramik nach Form und Verzierung führen, aber hinsichtlich der Bestimmung der Volkszugehörigkeit können diese weiteren Untersuchungen kaum noch zu wesentlich andern Ergebnissen führen, als sie jetzt schon möglich sind[19a]).

Schon in meiner ersten Abhandlung über die Ausgrabungen der jungsteinzeitlichen Siedlung in Wieck-Louisenthal[20]) habe ich über die Verwandtschaft der Irdenware der Haffküstenkultur mit der in andern schnurkeramischen Siedlungsgebieten gesprochen. Auf diese Arbeit sei hier besonders hingewiesen. Auf Grund der damaligen Ergebnisse hatte ich die Haffküstenkultur aus der Kultur der Oderschnurkeramik hergeleitet. Die Untersuchung stützte sich damals, da ganze Gefäße gar nicht gefunden waren, fast nur auf eine Vergleichung der Verzierungselemente. Bei der Ausgrabung einer zweiten Siedlung bei Wieck-Luisenthal im Jahre 1924 kamen auch nur wenige ganze Gefäße heraus. Erst die Ausgrabungen in Succase haben uns ganze Gefäße in großer Fülle beschert, auch sind neue Verzierungselemente bekannt geworden, die damals noch fehlten, so daß jetzt die Untersuchungen auf wesentlich breiterer, festerer Grundlage aufgebaut werden können. Dazu kommt, daß gerade in den letzten zehn Jahren ein für den Osten wichtiger Kulturkreis, der nordeurasische mit der Kamm- und Grübchenkeramik, erst als solcher richtig erkannt worden ist, so daß sich auch dadurch neue Gesichtspunkte ergaben. Auch die großen Ausgrabungen in Rutzau, die Prof. Kostrzewski-Posen vor einigen Jahren ausgeführt hat, haben viele neue Ergebnisse gebracht, die auch für die Kultur der Haffküste von Bedeutung sind. Leider ist dieses reiche keramische Material erst zum kleinen Teil veröffentlicht worden,

---

[19a]) Noch während des Druckes dieser Abhandlung haben weitere Ausgrabungen begonnen, die noch nicht abgeschlossen sind. Sie haben in der Nähe von Haus XIV, das von einem gepidischen Herde überlagert war, zur Aufdeckung einer oberen Kulturschicht geführt, die in sehr großer Menge reichverzierte Scherben und größere Gefäßreste in Schnur-, Schnitt- und Tiefstichverzierung mit zum Teil ganz neuen Formen und Mustern enthielt. Es scheint, daß es sich bei diesen Funden um Siedlungsreste einer späteren Zeit, wahrscheinlich der älteren Bronzezeit, handelt. Keramik der älteren Bronzezeit ist bisher in Ostpreußen nur durch ganz wenige Grabfunde bekannt geworden.

[20]) S. Anm. 5.

so daß hier die Vergleichsmöglichkeiten zunächst noch beschränkt sind. Schließlich ist auch noch in andern Teilen Deutschlands, besonders in den sächsisch-thüringischen Ländern, endlich auch Siedlungskeramik bekannt geworden, so daß wir jetzt nicht mehr nur auf einen Vergleich mit den erfahrungsgemäß von dem Gebrauchsgeschirr oft abweichenden Graburnen angewiesen sind.

Wir werden bei unseren Betrachtungen immer von der Keramik ausgehen und dann im Anschluß daran gleich die anderen Funde heranziehen.

Wie schon erwähnt, überschneiden sich in der jüngeren Steinzeit in den Küstengebieten von West- und Ostpreußen drei Kulturkreise: 1. der nordeurasische mit der Kamm- und Grübchenkeramik, 2. der nordische Kulturkreis der Großsteingräberleute mit der Trichterbecherkeramik, 3. der nordische Kulturkreis der Streitaxt- oder Einzelgräberleute mit der Schnurkeramik[21]).

1. Der nordeurasische Kulturkreis hat im Weichselmündungsgebiet seine westlichste Grenze. Nur vereinzelt zeigt sich sein Einfluß noch weiter westlich, so auch noch in der Rutzauer Schnurkeramik. Aber auch im Weichselmündungsgebiet und an der Küste des Frischen Haffs handelt es sich nur um geringe Spuren dieser ostischen Kultur. Nur im Nogatgebiet sind bisher Scherben gefunden worden, die man wirklich als voll nordeurasisch bezeichnen kann. Prof. v. Richthofen, der beste Kenner der nordeurasischen Kultur, der mir liebenswürdiger Weise seine noch ungedruckte Habilitationsschrift über dieselbe zur Einsicht überlassen hat[22]), hebt als ein Kennzeichen der nordeurasischen Irdenware den porösen braunen Ton hervor (S. 5), der von der typischen, schnurkeramischen Ware der Kurischen Nehrung durchaus abweicht. Scherben aus grobem, braunem Ton sind zwar weiter östlich, so in Königsberg-Stadt, in den jungsteinzeitlichen Siedlungen bei Astrawischken, Kreis Darkehmen, im Zedmarbruch und auch im Kreise Allenstein gefunden worden; aus dem Weichselmündungsgebiet haben aber nur einige Scherben des Nogatgaues solches Gepräge, die meisten gehören dagegen der Trichterbecherkeramik an. Aber in der Irdenware an der Küste des Frischen Haffs, d. h. in den Siedlungen der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker, hat sich bisher auch nicht ein einziger Scherben gefunden, der dieses Gepräge gezeigt hätte. Wohl aber kann man von einer Stilbeeinflussung durch die nordeurasische Kultur sprechen. Diese zeigt sich aber weniger in der Form als in der Verzierung der Gefäße. Die für die nordeurasische Keramik kennzeichnende Form des eiförmigen Topfes mit abgerundetem Spitzboden fehlt an der Haffküste völlig. Die Vorratsgefäße haben hier immer wenigstens eine kleine Standfläche. In der Verzierung der Gefäße aber

---

[21]) Vgl. die Siedlungskarten bei Carl Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme, Königsberg 1935, Bd. I, Tafeln 146 und 147 und Karten V und VI. Ferner Carl Engel, Aus ostpreußischer Vorzeit, Königsberg 1935, Abb. 14, 16 und 23.

[22]) Bolko Frhr. v. Richthofen, Die deutschen Funde der nordeurasischen Kultur der jüngeren Steinzeit. Hamburger Habilitationsschrift, 1930. Ungedruckt.

läßt sich der Einfluß des nordeurasischen Kulturkreises erkennen[23]). Kennzeichnend dafür sind nach Richthofen die Grübchenverzierung, Reihen dreieckiger und anderer kleiner Eindrücke, die Lochbuckelverzierung (im Gebiet der westpreußischen Haffküstenkultur nur sehr selten!), die Lochreihenverzierung, die Verzierungen durch Fingernagel- oder Fingereindrücke, auch durch Fingerstrich, dann auch noch Einkerbungen des Randes. Alle diese Verzierungselemente finden sich auch in der westpreußischen Haffküstenkultur, allerdings immer an Gefäßen und Scherben von sonst nicht nordeurasischer Artung. Es fehlen völlig Muster im Furchenstich, die rautenförmigen Ritzmuster und die besonders kennzeichnenden Kammstrich-Stempelverzierungen.

Einige der von Prof. v. Richthofen als nordeurasisch bezeichneten Verzierungsbestandteile darf man aber auch nicht als für diesen Kulturkreis allein kennzeichnend ansehen. Auch die Trichterbecherkultur kann auf manche dieser Verzierungsbestandteile und -Muster als für sie kennzeichnend und ihr eigen Anspruch erheben. Das gilt z. B. für die Grübchen- und die Tiefstichverzierungen, auch für die Randkerbungen. Hier dürfte bei einer zu treffenden Entscheidung wenigstens in den westlichen Teilen des Küstengebietes das Zünglein der Waage wohl doch zugunsten der Trichterbecherkultur ausschlagen, wobei vielfach schon das bloße Aussehen des Scherbens, die Beschaffenheit des Tons, die Technik der Ausführung, ja der ganze Stilcharakter ausschlaggebend sein wird. Hier wirken Blut und Boden bis in die Keramik hinein, und ein Urteil auf solcher Grundlage ist mehr als nur Gefühlssache. Auch Richthofen selbst spricht von solchen Zusammenhängen zwischen der nordeurasischen Kultur einerseits und der Trichterbecher- und Schnurkeramik-Kultur andererseits. Bei dem Bernsteinschmuck scheidet für mich, soweit die in Succase gefundenen Perlen und Anhänger in Frage kommen, eine Beeinflussung durch die nordeurasische Kultur völlig aus.

Für die Herd-Steinkränze habe ich in meiner ersten Abhandlung über die Ausgrabungen in Wieck-Louisenthal (Sitz.-Ber. der Prussia, Heft 24, S. 137 f.) als einzige mir bekannten Vergleichsstücke Herde von Kl. Meinsdorf, Ksg. Plön, und von finnländischen Siedlungen in Uotinmäki, Ksg. Kiukainen und Pihtipudas in der Gegend des Sees Wuotojärwi angeführt. Ob aber wirklich Einflüsse aus dem nordischen oder dem nordeurasisch-arktischen Kreise vorliegen, läßt sich kaum entscheiden. Ich sehe auch keinen Grund ein, weshalb man diese Herde, die gerade an der Haffküste allein in so großer Zahl bekannt geworden sind, nicht auch als der Haffküstenkultur eigentümlich und somit bodenständig bezeichnen soll, zumal da jene andern Herde nicht entfernt die sorgfältige Bauart der Succaser Herde zeigen und es auch an vermittelnden Fundstellen zwischen der Haffküste und jenen entlegenen Gegenden völlig fehlt.

---

[23]) Vgl. W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens, Königsberg 1927, S. 36 ff. S. 56 ff. — B. v. Richthofen, Die Irdenware des nordeurasischen Kulturkreises der jüngeren Steinzeit in Schlesien. Altschlesien Bd. 5, 1934 (Seger-Festschrift), S. 67 ff. und Abb. 3—9, worin auch die west- und ostpreußische Keramik berücksichtigt ist.

Tafel I.

1. Lageplan des Steinzeitdorfes Succase. (Im Schnittpunkt der Pfeile.)

2. Ausgrabungsstelle der Häuser I bis IV von Westen.

Succase.

Feldweg von Succase nach Haffschlößchen

Scheune

Norden.

Basis.

Ueberſichtsplan über die Ausgrabungen in den Jahren 1933 bis 1935.

Tafel III.

1. Herd in Haus XI

2. Fläche von Haus I. Herd und davor ein Pfosten als Dachträger

Tafel IV.

1. Rechts: Herd aus Wandpfosten von Haus I.
Links: Reste eines jüngeren Hauses (Wandreste und Mittelpfosten).

a b c
2. Gefäße mit Schnur- und Tiefstichverzierung.
Maßstab: 1 : 10.

Tafel V.

1. Haus II. Rechts unten Türeingang und Kellergrube. Vor dem Hause ein Mahlstein.

2. Von rechts nach links: Herd, Mittelpfosten und Wandpfosten von Haus II.

Tafel VI.

1. Doppelwand und Pfostenreihe von Haus VI.
An der Innenseite der Wand ein Mahlstein.

2. Herdüberschneidungen in Haus VIII.

Tafel VII.

1. Vorhallenhaus VIII.
Im Vordergrund Profilschnitt durch die Vorhalle.

2. Grundriß des Vorhallenshauses VIII.

Tafel VIII.

1. Haus IX. Im Vordergrund rechts Siedlungsgrube.

2. Profilschnitt durch Haus IX.

Tafel IX.

1. Pfosten und Pfahlreihen im Fundament der Siedlungsgrube bei Haus IX.

2. Grundriß von Haus IX. (Rechts Haus mit 2 Herden und Vorbau. Links Kellergrube.)

Tafel X.

A

B

Succase 1934.
Randprofil von Fläche DE, Haus I.

Succase 1934

Profilschnitt durch Hausfläche X und Grundrisse der Häuser X A und X B.

Tafel XI.

1. Oestliche Hälfte von Haus XI mit Herd und Pfostenreihen der Ost- und Südwand im Planum.

2. Große Scherbenstelle in Haus XI.

Tafel XII.

1. Flächen der Häuser XII/XII A (links) und XIII (rechts).
Von Südosten gesehen. Im Hintergrund das Haff.

2. Profilschnitte durch die Häuser XII und XII A.

Tafel XIII.

1. Abschnitt 4 in Haus XII mit Steinsetzungen im Zuge der Hauswände.

2. Grundrisse der Häuser XII und XII A.
Ueberschneidung des Hauses XII A (rechts) durch Haus XII (links).

Jungsteinzeitliches Pfostenhaus.

nach den Ausgrabungen 1934/35 in

Succase, Ostpr.

Querschnitt.

Seitenansicht.

Vorderansicht.

Stall.

Grube.

Herd.

Wohnraum.

Vorhalle.

Grundriss von Haus 13.

gez. Bielefeldt 1936.

Tafel XVI.

1. Fläche des Hauses XIV mit Herd. Im Hintergrund überlagernd germanischer Herd (XII).

2. Pfosten in der Westwand des Hauses XIV

Tafel XVII.

Links: Fläche des Hauses XIV mit den Herden I und II und Ueberlagerung durch einen germanischen Herd.
Rechts: 3 Profilschnitte durch diese und die überlagernde Fläche.

Tafel XVIII

1. Grundriß des Hauses XIV.

a b c d
f
e g h i

2. Becher, Schalen und bootförmige Gefäße. $^1/_{13}$

Tafel XIX.

1. Schnurverzierte Schale mit zwei Paaren von Grifföfen. Etwa $^1/_5$

2. Becher mit waagerechten Grifföfen. Etwa $^1/_6$

3. Schnuramphore. Etwa $^1/_6$

4. Amphore sächsisch-thüringischer Form mit Schnittverzierung. $^1/_6$.

5. Vorratsgefäße mit Zapfen. Etwa $^1/_{12}$

Tafel XX.

a—d

e—h

i—o

1. Scherben mit Linien= und Stichmustern und erhabenen Verzierungen. Etwa 1/6

a—c

d—f

g—i

2. Amphoren und Schalen mit Schnurverzierung. Etwa 1/6

Gefäßreste aus der Siedlung von Succase Kr. Elbing I.

Tafel XXI.

a—e

f—i

k—n

1. 1/6

a b c

d e

2

Gefäßreste II. 1/6

Tafel XXII.

1. Beile und Aexte aus Felsgestein. Etwa $^1/_7$

2. Netzsenker mit Geflechtabdrücken.

3. Mahl- und Reibsteine. $^1/_{10}$

4. Bernsteinperlen.

5. Bernsteinhalsschmuck.
Beigabe einer Schädelbestattung bei Haus XIV.

Es fragt sich nun, ob wir angesichts dieser geringen wirklich nachweisbaren Spuren von Beeinflussungen aus dem nordeurasischen Kulturkreise berechtigt sind, überhaupt einen direkten Einfluß durch nordeurasische Siedler anzunehmen, oder ob nicht vielmehr nur eine Stilbeeinflussung durch Grenzbeziehungen vorliegt, wie ja auch in der jüngeren Bronzezeit auf die Germanen des Weichselmündungsgebietes und auf die baltischen Stämme Ostpreußens ein solcher Einfluß aus dem lausitzischen Kulturkreise und in der jüngsten heidnischen Zeit ein Einfluß der slawischen Keramik auf die altpreußische zu erkennen ist, ohne daß wir deshalb an eine Besiedlung des östlichen Weichselmündungsgebietes oder Ostpreußens durch Illyrer oder Slawen denken. Frhr. v. Richthofen nimmt in seiner ungedruckten Habilitationsschrift an, daß die schnurkeramischen Einwanderer der ost- und westpreußischen Haffküstenkultur tatsächlich noch nordeurasische Siedler hier antrafen. Wenn das wirklich der Fall war, so kann es sich im westpreußischen Kulturgebiet jedenfalls nur um ganz spärliche Bevölkerungsteile gehandelt haben, die sich in der Blutmischung kaum bemerkbar gemacht haben. In Ostpreußen werden wir freilich mit einer größeren Zahl nordeurasischer Siedler bis in den letzten Abschnitt der jüngeren Steinzeit hinein rechnen können.

2. Die Trichterbecherkultur (auch Megalithkultur genannt). Wie das westpreußische Küstengebiet in der jüngeren Steinzeit für die nordeurasische Kultur die Westgrenze bildete, so für die Trichterbecherkultur die äußerste Ostgrenze. Nach der Karte V in Engels „Vorgeschichte der altpreußischen Stämme“, Band I, aus der die Verbreitung der Trichterbecherkultur in Altpreußen ersichtlich wird, ist diese Kultur an der Küste nur noch im Samlande vertreten. Aber selbst das Weichselmündungsgebiet, wo sie noch verhältnismäßig klar und rein in Erscheinung tritt, macht nur den Eindruck eines Ausstrahlungsgebietes. So fehlt es durchaus an den für diese Kultur kennzeichnenden Großsteingräbern, wie sie z. B. noch in Pommern und auf der Insel Rügen vorkommen. Die kujawischen Gräber im Südwesten der ehemaligen Provinz Westpreußen und in Großpolen und die Kugelflaschen-Steinkistengräber im südlichen Teile von Ostpreußen sind zwar auch Großsteingräber, doch sind sie als besondere Abarten anzusehn; zudem sind die letzteren auch schon schnurkeramisch beeinflußt.

Nach Jażdżewski-Posen[24]) gehören Pommerellen, die Freie Stadt Danzig und der westliche Teil von Ostpreußen zu der von ihm als Pommersch-Pommerellisch-Kujawisch bezeichneten Gruppe. Die Verzierungen, die für die Trichterbecher dieser der älteren Stufe angehörigen Gruppe kennzeichnend sind, finden sich zum großen Teil auch auf den zur Trichterbecherkultur des westpreußischen Weichselgebietes gehörigen Gefäßen[25]).

---

[24]) Konrad Jażdżewski. Die östliche Trichterbecherkultur in Nordwestpolen. Congressus secundus Archaeologorum Balticorum. Riga 1931, S. 75 ff.

[25]) Vgl. Jazdzewski a. a. O. Taf. I u. Taf. II, 29—56 mit La Baume und Langenheim, Die Steinzeit im Gebiet der unteren Weichsel. Bl. f. Dtsch. Vorgesch. Heft 9/10, 1933, Taf. 12 u. 13.

teln. In diesem Sinne und mit dieser Beschränkung kann man unbedingt die steinzeitliche Haffküstenkultur eine Tochter der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik nennen. Ich hatte früher, wie schon erwähnt, auf Grund der Ausgrabungen in Wieck-Louisenthal die Haffküstenkultur von der Oderschnurkeramik hergeleitet[27]). Die Ausgrabungen in Succase haben aber so viel neuen Fundstoff, vor allem so viele neue Formen und Verzierungsmuster von Gefäßen zur Kenntnis gebracht, daß dadurch eine neue Stellungnahme nicht nur gerechtfertigt, sondern auch notwendig wird.

Daß die Oderschnurkeramik, die ihrerseits gleichfalls eine Tochter der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik ist, als Vermittlerin dieser Mutterkultur nach Nordostdeutschland auch eine Rolle gespielt hat, halte ich durchaus für möglich. Zumal die Rutzauer Kultur — im engeren Sinne gemeint — zeigt manche Verwandtschaft mit der Oderschnurkeramik, so in der reichen Verwendung der Sparren- und Dreieckmuster und in der straffen Zonengliederung der Ziermuster — Erscheinungen, die in Succase so gut wie ganz fehlen. Auch Ernst Sprockhoff[28]) ist der Ansicht, daß der eine nördliche Kulturstrom, der von der bodenständigen Kultur Mitteldeutschlands ausging, seinen Weg nach der Odermündung nahm, um von dort über Hinterpommern nach West- und Ostpreußen und schließlich auch nach Finnland zu gelangen. So scheint mir auch die reiche Verwendung von Griffzapfen anstatt der in Thüringen meist üblichen Henkel auf Einflüsse der Oderschnurkeramik zurückgeführt werden zu müssen, und auch die verwaschene Form der Becher hat ihre Vorbilder besonders in der Oderschnurkeramik, obgleich sie auch in Thüringen als späte Entartungsformen vorkommen. Aber andere Gefäßformen lassen sich nur aus dem Mutterlande selbst herleiten, entweder aus dem Heimatgebiet der Schnurkeramiker oder aus dem Ursprungsgebiet der Kugelflaschengruppe.

Rein thüringisch-sächsischen Einfluß verraten die Amphoren mit Schnur- oder Schnittverzierungen. Eine Amphore wie die im Hause XII von Succase gefundene (Taf. XIX, 4) hätte ebenso in Thüringen selbst, wie an der Haffküste gefunden werden können. Sie hat ein ihr nach Form und Herstellungsart völlig entsprechendes Gegenstück in der häufig abgebildeten Amphore von Langenbogen, Mansfelder Seekreis[28a]). Mehr oder weniger verwandte Formen dieser Amphore, die eine Leitform der Thüringer Schnurkeramik und in Sachsen-Thüringen sehr verbreitet ist, finden sich im Havelgebiet, in Schlesien, in Westpolen und im Sudetengau, in Ungarn, ferner im Rheingau und in der Aichbühler Kultur des Mondseegebietes, ja selbst im Mittelmeergebiet (Mykenä) war diese Form bekannt. Dieser Verbreitungskreis deutet auf Thüringen als den Mittelpunkt hin. Die in dem Keller nordöstlich von Haus IX gefundene schnurverzierte Amphore (Taf. XIX, 3) erinnert mit der hochgezogenen Schulter und der Lage der Henkel zwischen Hals und Schulter an die Baal-

---

[27]) Sitz.-Ber. der Altertumsges. Prussia, Heft 24.

[28]) E. Sprockhoff, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg. Berlin, 1926.

[28a]) Abb. s. bei Götze — Höfer — Zschiesche, Die vor- und frühgeschichtlichen Altertümer Thüringens, Würzburg, 1909. Taf. II, 19.

berger Kannen, die dem Bernburger Kreise nahestehen. Die in Succase sehr verbreiteten Schalen haben ihr bestes Vergleichsstück nicht im Gebiet der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik, sondern in dem der gleichfalls in Mitteldeutschland beheimateten Kugelflaschengruppe, worauf schon hingewiesen wurde. Doch ist die flache Schale auch in Sachsen-Thüringen durchaus bekannt. So seien aus dem Museum in Halle die Schalen von Dederstedt (Nr. 2548) und von einem unbekannten Fundorte im Mansfelder Seekreis (A II 466), aus dem Museum in Weimar die flache, unverzierte Schale von Einsdorf (Nr. 6139) und aus Altenburg eine in der schnurkeramischen Wohngrube von Scheiditz mit zwei den Succaser ähnlichen Steinbeilen zusammen gefundene flache Schale[29]) erwähnt. Und an das einzige von der Haffküste bisher bekannte Gefäß mit Füßen, dessen unterer Teil in Tolkemit gefunden wurde[30]), erinnern aus dem Museum in Halle die bekannten Holzschalen von Stedten, Kr. Mansfelder Seekreis, und eine irdene Schale aus demselben Kreise (Mus. Halle Nr. 5769, 5771 und 5748), aus dem Museum in Weimar die Schale von Pfiffelbach (Nr. 3496) und aus dem Museum in Koethen-Anhalt die Schale mit 5 Füßen von Koethen-Kleppig. Für das tonnen- oder kugelförmige Gefäß Taf. XVIII, 2, b kann außer dem schon erwähnten Begleittopf aus dem der Kugelflaschengruppe zugehörigen Steinkistengrabe von Romahnen, Kreis Ortelsburg, noch ein Gefäß aus einem Baalberger Hügel[31]) als g u t e s Vergleichsstück angeführt werden. Damit haben wir wiederum eine Beziehung zu dieser der Bernburger nahestehenden Kultur, und es mag in diesem Zusammenhange auch darauf hingewiesen werden, daß in Schraplau, Kr. Mansfelder Seekreis, in einem Grabe eine kurzhalsige thüringische Amphore mit echter Schnurverzierung und eine Tasse des älteren Bernburger Stils zusammen gefunden wurden. Walther Schulz[32]) schließt daraus, daß die kurzhalsige Amphore nicht erst eine jüngere Amphorenform sein kann, sondern daß sie der älteren Bernburger Stufe gleichzeitig sein müsse. Ohne auf diese chronologische Frage, die noch lange nicht spruchreif ist, einzugehen — weshalb sollte man z. B. nicht mit demselben Recht diese Bernburger Tasse auf Grund der Zusammengehörigkeit mit einer jüngeren Amphorenform gerade auch noch einer jüngeren Zeit zuweisen? —, so ergibt sich jedenfalls auch hier eine nahe Beziehung zweier mitteldeutscher Kulturen zueinander, die beide nach Nordostdeutschland ausstrahlen, die beide auch in ihrer Einwirkung auf die Haffküstenkultur bedeutsam sind.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie die Formen der Gefäße auf Mitteldeutschland als das Mutterland hinweisen. Was aber erst die Verzierungen betrifft, so läßt sich für alle Verzierungsbestandteile in Schnur-, Schnitt- und Tiefstichtechnik bis in Einzelheiten

---

[29]) E. Amende in Jahresschr. f. die Vorgesch. der sächs.-thür. Länder 1926, S. 30 und Abb. 7.

[30]) W. Gaerte, Die steinzeitliche Keramik Ostpreußens. Königsberg 1927. Abb. 268.

[31]) Eberts Reallexikon I, Taf. 65 untere Reihe das fünfte Gefäß.

[32]) Walther Schulz, Ein wichtiger schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland. Seger-Festschrift, 1934, S. 37 ff.

die enge Verwandtschaft mit den sächsisch-thüringischen Gefäßen nachweisen. Wie reichhaltig die Muster der Haffküstenkultur sind, veranschaulichen die Abbildungen auf Taf. XX u. XXI; außerdem vergleiche man die in den Sitzungsberichten der Prussia, Heft 24, abgebildeten Tafeln der Funde von Wieck-Louisenthal, deren Muster fast alle auch in Succase wiederkehren.

Der Vergleich der Tonware der Haffküstenkultur mit der mitteldeutschen stützt sich im wesentlichen auf mitteldeutsche Grabfunde, da schnurkeramische Siedlungsfunde aus Sachsen-Thüringen erst in sehr geringer Zahl vorliegen. Um so wertvoller war aber für mich der Eindruck, den die während der 1. Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Halle ausgestellten, noch nicht veröffentlichten Siedlungsfunde von Gr. Lehna, Kr. Quedlinburg, und von Bottendorf, Kr. Querfurt, auf mich machten. Da fand ich noch sehr wesentliche Vergleichsstücke zu der Irdenware der Haffküstenkultur, die sich aus den Grabgefäßen noch nicht ergeben hatten, so besonders vierteilige Henkel, manche Muster in Tiefstich-, Schnur- und Ritztechnik, auch Grübchenreihen, ganz so, wie sie in Succase üblich sind, und auch die großen Vorratsgefäße mit den auffallend kleinen Böden fehlten nicht.

Von den Geräten aus Stein ist nicht allzu viel zu sagen. In Succase sind nur geringe Bruchstücke von Streitäxten gefunden, die für einen Vergleich mit den in mitteldeutschen Steinzeitgräbern gefundenen Streitäxten in Frage kämen, sonst nur Gebrauchsbeile (Taf. XXII, 1), für die wiederum Vergleichsfunde aus mitteldeutschen Siedlungen fehlen. Da müssen wir die von anderen west- und ostpreußischen Fundstellen innerhalb der schnurkeramischen Siedlungsgebiete bekannten Streitäxte, die wohl zum größten Teil Grabfunde sind, heranziehen. Diese zeigen, wie übrigens auch die von Succase und Wieck-Louisenthal erhaltenen Bruchstücke, durchaus Verwandtschaft mit den nordischen und mitteldeutschen Formen; vor allem ist auch der mehrflächige Schliff der Oberfläche bei einigen als Kennzeichen der Verwandtschaft mit den thüringischen Streitäxten zu werten. Es handelt sich besonders um die jüngeren, etwas verwaschenen Formen dieser Streitäxte, die Reinerth als Abarten 1 und 2 bezeichnet[33]). Für die Beile aber können wir art- und zeitbestimmende Vergleichsstücke aus den schnurkeramisch beeinflußten süddeutschen Siedlungen des Federseemoors heranziehen, besonders aus dem Gebiet der Aichbühler Kultur. Danach stimmen die Beile aus unsern Haffsiedlungen mit den Arten 2 und 3 der von Reinerth a. a. O. S. 43 ff. aufgestellten Entwicklungsreihe der nordischen Steinbeile überein. Beile dieser Art fanden sich nach Reinerth ausschließlich in den von Norden kommenden oder von da beeinflußten Kulturen Südwestdeutschlands, so mit Schnurkeramik, mit Aichbühler und mit Rössener Keramik zusammen. Bestätigt wird die nordische Artung dieser Beile z. B. auch durch den Sammelfund von Gr. Bieberau in Hessen, wo solche dicknackigen Rechteckbeile zu-

[33]) Hans Reinerth, Chronologie der jüngeren Steinzeit, Augsburg 1923, S. 55, Abb. 50 u. 51.

sammen mit einer thüringischen Streitaxt gefunden wurden[34]). So können wir auch aus den Steingeräten auf Herkunft der jungsteinzeitlichen Haffküstenbevölkerung aus dem Gebiete des nordischen Kulturkreises schließen.

Auch der Succaser Bernsteinschmuck (Taf. XXII, 5) ist durch das nordische Feuersteinbeilchen, das in demselben Grabe lag, als nordisch erwiesen. Während die bei Schwarzort gefundenen Bernsteinplastiken, obgleich es sich durch Begleitfunde nicht erweisen läßt, gleichwohl mit dem nordeurasischen Kulturkreise in Zusammenhang stehen dürften, liegt kein Grund vor, auch die in Ost- und Westpreußen zahlreich gefundenen röhrenförmigen und die scheibenförmigen Perlen mit V-Bohrung mit diesem östlichen Kulturkreise in Verbindung zu bringen. Solche Perlen sind auch in Schweden und Jütland (Sammelfund von Aggers-Mose) gefunden. Auch Olshausen hat schon — gegen Tischler — nachgewiesen, daß diese Bernsteinperlen nicht selten im Gebiet der Trichterbecherkultur vorkommen. Nach La Baume leben Bernsteinperlen dieser Art noch bis in die ältere Bronzezeit fort[35]).

Es bleibt noch übrig zu untersuchen, ob auch Form und Bauart der Häuser etwas über die Herkunft der Bevölkerung des Steinzeitdorfes Succase auszusagen vermögen.

Grundrisse von Pfostenhäusern mit oder ohne Vorhalle sind zuerst im Gebiet des nordischen Kulturkreises bekannt geworden. Es ist das Verdienst Carl Schuchhardts, das erste Pfostenhaus mit Vorhalle in Deutschland entdeckt zu haben. Es war das bronzezeitliche Haus auf der Römerschanze bei Potsdam. Später wurden dann bald weitere vorgeschichtliche Holzhäuser bekannt. Unter den jungsteinzeitlichen Pfostenhäusern sind die bekanntesten die von Trebus, Kr. Lebus, von Alt-Friesack bei Neuruppin und von Schmergow, Kr. Zauch-Belzig. Aus dem Gebiete der östlichen Trichterbecherkultur kennen wir auch schon lange das Pfostenhaus von Noßwitz in Schlesien. Aber aus dem Heimatgebiet der Schnurkeramiker, d. h. aus Sachsen-Thüringen, sind Pfostenhäuser noch nicht bekannt geworden, abgesehen von der pfostenumstellten Wohngruppe von Schelditz, Kr. Altenburg, die Amende entdeckt hat[36]). Ueber die schnurkeramischen Siedlungen von Gr. Lehna und Bottendorf ist noch nichts Näheres bekannt. Daß aber den Schnurkeramikern das rechteckige Pfostenhaus nicht unbekannt war, hat Reinerth aus den Totenhäusern von Sarmenstorf im Aargau (Schweiz), vor allem aber aus den Pfostenhäusern des Federseemoors nachgewiesen[37]). Hier ist es wiederum die bei der

---

[34]) K. Schumacher in Prähistor. Zschr. VI, S. 33 f. und Abb. 3.

[35]) La Baume, Zur Naturkunde und Kulturgeschichte des Bernsteins. Schr. der Naturforsch.-Ges. zu Danzig. XX, 1935.

[36]) W. Radig, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland. Leipzig, 1930 (Mann.-Bibl. Nr. 43). S. auch unsere Anm. 4.

[37]) Hans Reinerth, Das Federseemoor als Siedlungsland des Vorzeitmenschen. 4. Aufl. 1929 (Führer zur Urgeschichte, Bd. 9). — Derselbe, Chronologie der jüngeren Steinzeit.

Besprechung der Succaser Steingeräte erwähnte Aichbühler Kultur, die uns wertvollste Aufschlüsse gibt, denn zweifellos haben die aus Mitteldeutschland ausgewanderten Schnurkeramiker diese ein- und mehrräumigen Pfostenhäuser im Federseemoorgebiet so erbaut, wie sie sie in ihrer alten Heimat kennen gelernt hatten. Den Schnurkeramikern war also das Pfostenhaus sicherlich bekannt.

Es fragt sich nun, ob die jungsteinzeitlichen Pfostenhäuser, die im westlichen Küstengebiet der Danziger Bucht für Rutzau bezeugt, in Succase und jüngst auch bei Tolkemit in ihren Grundrissen und ihrer Bauart erkannt worden sind, schon von den Trichterbecherleuten nach dem Osten eingeführt worden sind oder ob sie erst mit den Schnurkeramikern in unser Gebiet gelangt sind. Beides wäre an sich möglich. Carl Schuchhardt schrieb mir, daß er die Succaser Häuser mit den Großsteingräberleuten, d. h. also mit der Trichterbecherkultur, in Zusammenhang bringe. Der Gedanke liegt durchaus nahe. Aber es sind bisher in unserm Gebiet noch keine Häuser der Trichterbecherleute, die doch schon vor den Schnurkeramikern im Weichselgebiet siedelten, bekannt geworden. So ist es doch wahrscheinlicher, daß erst die Schnurkeramiker die Kenntnis des nordischen Pfostenhauses, wie nach dem Federseemoor, so auch nach der Küste des Frischen Haffs und der Danziger Bucht mitgebracht haben. Sie haben es freilich in beiden Kolonialgebieten entsprechend dem Grund und Boden, auf dem sie bauten, entsprechend auch den klimatischen Verhältnissen, die sie in den neu eroberten Ländern vorfanden, verschieden gebaut. Nur der Grundriß ist der gleiche, und die Wände sind hier wie dort im Stabbau errichtet. Die Fundamente mußten aber in dem moorigen Grund des Federseegebietes anders geartet sein als in dem Sand- und Lehmboden der Haffküste. Und dann erforderten die starken Winde, die wohl auch damals am Haff einen großen Teil des Jahres wehten, den widerstandsfähigen und auch Wärme spendenden Oberbau mit Doppelwänden, was in dem wärmeren Klima des Federseegebietes nicht nötig war.

So bekunden in gleicher Weise die Tonware, die Steingeräte und auch der Hausbau die Herkunft der schnurkeramischen Bewohner der Haffküste aus dem mitteldeutschen Gebiet des nordischen Kulturkreises. Die neuen Einwanderer, die Streitaxtleute, vermischten sich einerseits mit den Trichterbecherleuten, die sie als Nachkommen der ersten Einwandererwelle aus dem nordischen Kreise hier schon vorfanden, andererseits sogen sie die jedenfalls nur in geringer Zahl ansässigen nordeurasischen Siedler in sich auf. In den Adern der Einwanderer selbst aber floß auch schon von ihrer Urheimat her Blut der nordischen Großsteingräberleute. Denn auch im mitteldeutschen Heimatgebiet zeigt die schnurkeramische Kultur starke Beimischung der Trichterbecherkultur.

Succase und die Indogermanen- und Germanenfrage.

Daß die aus Mitteldeutschland auswandernden Schnurkeramiker Indogermanen waren, wird wohl allgemein anerkannt. Ja, man sieht in diesem kriegerischen Wandervolk überhaupt die Träger und Verbreiter

des Indogermanentums. Umstritten ist dagegen die Frage, ob auch die Bauerngeschlechter der Trichterbecherleute schon als Indogermanen, oder ob sie noch als Vorindogermanen anzusehen sind. Uebereinstimmung herrscht aber wiederum im allgemeinen darin, daß aus der Verschmelzung der nordischen Schnurkeramiker mit den fälischen Großsteingräberleuten im westlichen Norddeutschland und im südlichen Skandinavien die Germanen entstanden sind. Nur über den Zeitpunkt der Entstehung der Germanen durch diese Völkermischung gehen die Ansichten noch auseinander, einige setzen sie schon in die jüngere Steinzeit, andere erst in die ältere Bronzezeit, also etwa in das erste Viertel des zweiten Jahrtausends vor Chr. Geb. Geheimrat Schuchhardt hat in der Einleitung zu seinem 1935 erschienenen Buche „Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern" die Großsteingräberleute selbst schon als germanisch bezeichnet, und er hat dann ferner in der 3. Auflage seines Buches „Alteuropa" (S. 169) auch die jungsteinzeitliche Siedlung von Succase als germanisch angeführt.

Wenn die Ansicht richtig ist, daß schon die ersten nordischen Einwanderer, die jedenfalls aus dem nordwestlichen Deutschland zu Lande oder auch zur See nach Westpreußen kamen, Indogermanen waren, so hätte die Indogermanisierung Westpreußens schon mit der Einwanderung dieser älteren Trichterbecherleute begonnen. Jedenfalls ist sie aber spätestens durch die gegen Ende der Steinzeit eingewanderten mitteldeutschen Schnurkeramiker erfolgt. Ob man aber die Haffküstenkultur schon als germanisch bezeichnen darf, erscheint mir doch recht zweifelhaft. Selbst wenn man mit Schuchhardt schon die Träger der Großsteingräberkultur als Germanen ansehen wollte, und selbst, wenn man voraussetzt, daß die Schnurkeramiker, die nach den Trichterbecherleuten hier einwanderten, in ihrer Heimat schon die Vereinigung mit den dortigen Großsteingräberleuten angebahnt hatten, wodurch die Voraussetzung für ihr Germanentum auch schon vorliegen würde, so muß doch mancherlei berücksichtigt werden, was gegen die Annahme einer germanischen Haffküstenkultur spricht.

Zunächst war gegen Ende der Steinzeit, als die Einwanderung in Ostpreußen erfolgte, das Germanentum auch im Ursprungsgebiet sicherlich noch nicht zur vollen Entwicklung gelangt, es trat wohl erst in der älteren Bronzezeit voll in Erscheinung. Dann aber vollzog sich die weitere Entwicklung der Einwandererkultur doch in einem Grenzgebiet, was zur Folge haben mußte, daß das erst in Anfängen vorhandene Germanische starken andersartigen Einflüssen ausgesetzt war. So zeigt in der Tat die Haffküstenkultur bei aller Verwandtschaft mit der mitteldeutschen Kultur der Schnurkeramiker ihrer Mutterkultur gegenüber doch ihre besondere Eigenart, worauf an einigen Stellen schon hingewiesen wurde. Das hängt damit zusammen, daß die Einwanderer mit den im Lande schon ansässigen nordischen Siedlern verschmolzen, die ihrerseits schon Jahrhunderte lang Berührung mit der nordeurasischen Kultur gehabt hatten, und daß sie durch die Verschmelzung mit den, wenn auch nur in geringer Zahl, im Lande ansässigen nordeurasischen Siedlern auch von diesen

mancherlei an Brauchtum und Formengut und auch in ihr Blut übernahmen. Dann aber führten auch der Boden, das Klima und die Landschaft sicherlich zur Ausbildung besonderer Eigenarten. Dieses im weiteren auszuführen, ist der Zeitpunkt noch verfrüht. Das geschieht zweckmäßiger erst, wenn der ganze Fundstoff von Succase durchgearbeitet sein wird und wenn auch über Rutzau und die Fundgebiete auf der Kurischen Nehrung und in Innerostpreußen weitere Vorarbeiten vorliegen werden. Aber wir west- und ostpreußischen Vorgeschichtsforscher sind uns im großen ganzen darin einig, daß wir mit der Ankunft der Schnurkeramiker die Entwicklung der baltischen Völker sich anbahnen sehen.

Der kolonisatorische Eroberungszug der Schnurkeramiker ist eine Großtat von weltgeschichtlicher Bedeutung, von gleicher Bedeutung sicherlich wie später in der Bronzezeit die Wanderungen der Germanen nach dem Osten, wie dann in der geschichtlichen Völkerwanderungszeit die gewaltigen Eroberungszüge der germanischen Stämme durch Mittel- und Südeuropa, wie ferner der mit Karl dem Großen einsetzende und mit der Kolonisation Altpreußens durch den Deutschen Ritterorden seinen Höhepunkt erreichende Zug nach dem Osten. Je weiter die Schnurkeramiker in ihrem Eroberungszuge nach dem Osten kamen, um so weitere Gebiete des eigentlichen nordeurasischen Kulturkreises indogermanisierten sie und wurden durch die Vermischung mit den Ureinwohnern auch die Ahnen der dort später nachweisbaren baltischen Völker und Stämme. Blut und Boden, Klima und Landschaft führten dann allmählich zu immer deutlicher sichtbar werdenden Unterschieden auch der sich entwickelnden baltischen Völker, der Aisten oder Preußen, der Litauer, der Letten.

Die am weitesten nach Westen, d. h. in West- und Ostpreußen siedelnden Stämme zeigen dabei mehr die indogermanisch-germanische Beeinflussung durch die nordische Kultur, da hier die Einflüsse der nordeurasischen Ursiedler nur ganz geringfügig sind. Je weiter nach Osten, um so mehr überwiegen dann die ostischen Einflüsse. Aber auch im ost- und westpreußischen Küstengebiet lassen sich schon bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung Unterschiede zwischen Westen und Osten deutlich erkennen. In der reinsten Form tritt die sächsisch-thüringische Schnurkeramik noch am Frischen Haff in Erscheinung. In Rutzau zeigt sich schon mehr der Einfluß der Oderschnurkeramik, auf der Kurischen Nehrung der nordeurasische. Und an der Küste des Frischen Haffs bilden Tolkemit und Succase mit ihren soliden Pfostenhäusern den Mittelpunkt, während wir in Wieck-Louisenthal bei gleichgeartetem Kulturgebiet in seinen Siedlungen nur die kennzeichnenden Herde, aber keine Pfostenbauten finden. Ich nehme daher auch an, daß der Strom der schnurkeramischen Siedler aus Sachsen-Thüringen sich zuerst an der Weichselmündung und am Ostwinkel des Frischen Haffs staute und von hier aus nach Westen und Osten ausbreitete. Es zeigt sich dabei schon für jene frühen Zeiten die hohe Bedeutung, die das Weichselmündungsgebiet in kolonisatorischer Beziehung von jeher gehabt hat. Gerade aber weil die schnurkeramischen Siedlungen an der Küste des Frischen Haffs den Mittelpunkt bilden, ist es nicht an-

gebracht, die ganzen schnurkeramischen Siedlungen des Küstengebiets unter dem Namen „Rutzauer Kultur“ zusammenzufassen, wie es in letzter Zeit vielfach in Anlehnung an die von Prof. Kostrzewski-Posen auf Grund seiner Rutzauer Ausgrabungen gewählte Bezeichnung geschehen ist. Wir müssen zusammenfassend von der Haffküstenkultur sprechen und damit zu der alten Bezeichnung zurückkehren, und wir gliedern diese Haffküstenkultur in die drei Untergruppen 1. Succase-Tolkemit, 2. Rutzau, 3. Kurische Nehrung.

Die Haffküstenkultur in ihrer ganzen Ausbreitung von Rutzau bis zur Kurischen Nehrung ist demnach als indogermanisch, noch nicht als germanisch zu bezeichnen. Der westliche Teil dieses Gebietes aber von Wieck-Louisenthal bis Rutzau, der von der nordeurasischen Kultur nur wenig beeinflußt ist, steht von Anfang an der nordisch-mitteldeutschen Kultur am nächsten und zeigt auch in seiner weiteren Entwicklung stets die Neigung, den Anschluß an diese zu behalten. So hat auch Carl Engel in seiner Vorgeschichte der altpreußischen Stämme mit Recht immer wieder betont, daß das Weichselmündungsgebiet einschließlich des westlichen Teiles von Ostpreußen immer dem nordischen Kulturkreise, der seit der älteren Bronzezeit germanisches Urheimatgebiet war, besonders nahe gestanden hat. Dieses Gebiet hat auch ein wesentlich milderes Klima als das eigentliche Ostpreußen. Es bot daher auch günstigere Bedingungen für eine kulturelle Entwicklung, und es ist gewiß mehr als nur ein Zufall, daß die Ostgrenze des späteren germanischen Siedlungsgebietes stets ungefähr mit der Ostgrenze der Verbreitung der Rotbuche an der Passarge-Alle-Linie zusammenfällt. Von diesem Gebiet haben sich auch immer Kulturströme ins Innere von Ostpreußen ergossen. Das Samland nimmt dank seiner Lage an der See und der dadurch bedingten günstigen Verbindung mit dem Weichselmündungsgebiet in Ostpreußen gleichfalls eine bevorzugte Stellung ein; es reicht aber in seiner kulturellen Bedeutung für die Provinz an das Weichselmündungsgebiet nicht heran. Nur in den Zeiten, als der Bernsteinhandel mit dem Samland größere Bedeutung erlangte, überflügelte es zeitweise das westpreußische Gebiet.

Für die Indogermanenfrage sind die Ausgrabungen in Succase und neuerdings auch wieder in Tolkemit von großer Bedeutung. Gerade in der jüngsten Zeit haben sich wieder viele Forscher mit dieser Frage beschäftigt, ohne daß man sagen könnte, daß sie endgültig gelöst sei[38]). Umstritten ist u. a. auch die Frage nach der Herkunft der Indogermanen. Gerade weil es bis vor kurzem an Beweisen für die Seßhaftigkeit der Schnurkeramiker, in denen man die Träger und Verbreiter des Indogermanentums sieht, noch ganz fehlte, hat Ernst Wahle und haben andere Forscher die Indogermanen für Nomaden gehalten, die nur auf der Stufe

[38]) Von neueren Arbeiten seien u. a. erwähnt: v. Richthofen, Vorgeschichte der Menschheit. (In Knaurs Weltgeschichte.) — Walther Schulz, Ein wichtiger schnurkeramischer Grabfund aus Mitteldeutschland (Seger-Festschrift 1934). — Tode, Zur Entstehung der Germanen (Mannus, Bd. 1935, S. 19 ff.). Während des Druckes dieser Arbeit erschienen noch Walther Schulz, Indogermanen und Germanen (B. G. Teubner) und H. Seger, Vorgeschichtsforschung und Indogermanenproblem. (In der Festschrift für Hermann Hirt, Germanen und Indogermanen.)

des Sammler- und Jägertums standen. Und so haben sie auch die Heimat der Indogermanen in den Steppen Südrußlands oder gar Asiens gesucht. Die Ansicht von dem Nomadentum der Indogermanen läßt sich aber nicht mehr aufrechterhalten. Wie schon erwähnt, sind in den letzten Jahren endlich auch im mitteldeutschen Heimatgebiet der Schnurkeramiker feste Siedlungen bekannt geworden, aber die Schnurkeramiker haben auch als Kolonisatoren das nordische Pfostenhaus und den Ackerbau in den von ihnen eroberten Gebieten heimisch gemacht. Das beweisen die nordischen Rechteckhäuser der Aichbühler Kultur in Südwestdeutschland, das beweisen jetzt auch die stattlichen Vorhallenhäuser in Succase, das beweist der für beide Gebiete sicher bezeugte Ackerbau.

So liegt die große Bedeutung der Ausgrabungen in Succase, abgesehen von ihrem besonderen Wert für die Vorgeschichte unserer engeren Heimat, auch darin, daß sie einen weiteren, sicheren Beweis für die Herkunft der Indogermanen aus dem Norden erbringen. Gegenüber der früher allgemein verbreiteten Ansicht der Herkunft der Indogermanen aus Asien hat unser Landsmann, der in Ostpreußen gebürtige Gustaf Kossinna, die Lehre von ihrer Herkunft aus dem Norden zuerst aufgestellt und bis zu seinem Tode für sie gekämpft. Die Ausgrabungen in Succase haben jetzt nach seinem Tode und gegenüber neuen Gegenströmungen einen weiteren Beweis für die Richtigkeit der Lehre unseres leider allzu früh verstorbenen Altmeisters der Vorgeschichtsforschung erbracht.

Daraus erklärt sich auch das große Interesse, das die Ausgrabungen in Succase nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch im Ausland bis nach Amerika und Japan gefunden haben und noch immer finden. Succase ist durch seine steinzeitliche Siedlung mit der weltgeschichtlich bedeutsamen Indogermanisierung Europas aufs engste verbunden. Die weiteren Untersuchungen des bisher schon vorliegenden Fundstoffes, vor allem aber auch weitere Ausgrabungen, die zur Rettung noch durch Absturzgefahr bedrohter Häuser sehr bald notwendig sind, dürften noch manche Aufschlüsse zur Indogermanisierung bringen. Sie sind insbesondere für weitere Erkenntnisse vom Hausbau und der Siedlungsform der Indogermanen von allergrößter Bedeutung. Daher steht auch zu erwarten, daß die staatlichen Stellen diese Ausgrabungen und die daneben zum Vergleich erforderlichen Untersuchungen an der neu entdeckten schnurkeramischen Siedlungsstelle bei Tolkemit auch weiter tatkräftig fördern werden, wie es bisher schon in dankenswerter Weise geschehen ist.

Die Siedlung in Succase muß lange Zeit bestanden haben. Das erkennt man aus der Mächtigkeit der Kulturschichten, die sich nur aus einer jahrhundertelangen Siedlungsdauer erklären läßt, das beweisen auch die an vielen Stellen beobachteten Ueberschneidungen und Ueberlagerungen von Häusern und Kulturschichten. Wenn wir die Einwanderung der Schnurkeramiker gegen Ende der Steinzeit, also zwischen 2000 bis 1800 v. Chr. ansetzen, so ergibt sich schon daraus, daß wir die Dauer der schnurkeramischen Siedlung bis weit in die Bronzezeit anzusetzen berechtigt sind. Allgemein rechnet man schon mit einer Dauer der schnur-

keramischen Kultur in die ältere Bronzezeit hinein, was auch durch die während des Druckes dieser Abhandlung schon wieder begonnenen neuen Ausgrabungen in Succase erwiesen wird. Aber schon Max Ebert hat in der Götze-Festschrift[39]) darauf hingewiesen, daß wir für Ost- und Westpreußen eine viel längere Dauer der Steinzeitkultur annehmen müssen als für das übrige Norddeutschland. Vereinzelte Funde älterer Bronzen sind als Einfuhrwaren anzusehen und berechtigen noch nicht, von einer bronzezeitlichen Kultur zu sprechen, und andererseits schließt das völlige Fehlen von bronzenen Fundgegenständen in den Succaser Kulturschichten nicht aus, daß diese doch schon der Bronzezeit angehören. Auch La Baume rechnet in seinen Erläuterungen zu den vorgeschichtlichen Karten in dem wohl bald erscheinenden Historischen Atlas für Ost- und Westpreußen, in die ich in diesen Tagen Einsicht nehmen durfte, schon mit einer Dauer der ost- und westpreußischen Steinzeitkultur bis in die mittlere Bronzezeit hinein. Carl Engel betont zudem in seiner Vorgeschichte der altpreußischen Stämme ausdrücklich, daß sich Steingeräte in Ostpreußen noch bis in die letzten Jahrhunderte v. Chr. im Gebrauch befunden haben. Da ist wohl die Frage berechtigt, ob die Germanen, als sie in der jüngeren Bronzezeit die Weichselniederung erreichten, hier noch eine in der Steinzeitkultur lebende Bevölkerung, eben die Nachkommen der steinzeitlichen Siedler von Succase und Tolkemit, vorgefunden haben. Das ist eine Frage, die ich schon im Nachrichtenblatt für die deutsche Vorzeit (Jahrgang 1934, Februarheft) angeschnitten habe, die aber bisher noch sehr umstritten ist.

In Succase freilich ist eine Ueberlagerung durch eine germanisch-bronzezeitliche Kulturschicht bisher noch nicht beobachtet worden, sondern es hat sich nur eine germanische Siedlung aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an einer Stelle als überlagernd nachweisen lassen. Aber vielleicht wird diese sehr wichtige Frage durch die Ausgrabungen in Lärchwalde gelöst werden können. Hier lagert die bronzezeitlich-germanische Siedlung, deren Beginn um etwa 1200 v. Chr. (Stufe IV/V Montelius) anzusetzen ist, über einer jungsteinzeitlichen, die der Succaser nahe verwandt ist. Wie groß der zeitliche Unterschied zwischen ihnen ist, läßt sich aus der Lage der Schichten zueinander schwer ermitteln; denn selbst meterhohe Sandüberwehungen der untersten Schicht können bei der dünenartigen Beschaffenheit des Geländes und den dort herrschenden Winden in verhältnismäßig ganz kurzer Zeit entstanden sein. Das häufige Vorkommen aber von schnurverzierten Scherben und vor allem von Steinbeilen in der jungbronzezeitlichen germanischen Siedlung — von mehr als 60 Steinbeilen ist mindestens die Hälfte nachweislich in bronzezeitlichen Kulturschichten gefunden — läßt sich kaum allein dadurch erklären, daß sie aus der steinzeitlichen Unterschicht bei Erdarbeiten oder durch Gelegenheitsfunde der Germanen in die bronzezeitliche Kulturschicht hineingeraten sind. Das wäre bei der geringeren Zahl der Scherben vielleicht noch denkbar, aber die große Zahl der Beile spricht doch

[39]) H. Mötefindt, Stud. zur vorgesch. Archäologie. Leipzig, 1925, S. 90.

mehr dafür, daß sie den Germanen noch beim Bau ihrer Pfostenhäuser als Arbeitsgeräte gedient haben und somit bronzezeitlich sind, daß also die Germanen noch eine in der Steinzeitkultur lebende Bevölkerung dort angetroffen haben. Es sei noch darauf hingewiesen, daß auch Waldemar Heym im Kreise Rosenberg sogar noch in früheisenzeitlichen Siedlungen Steinbeile gefunden hat, und zwar an Stellen, wo keine jungsteinzeitlichen Siedlungen in der Nähe waren. Ich halte es also nicht für ausgeschlossen, daß sich die Steinzeitkultur der Haffküste, wenn auch in anderer Stilprägung, im Weichselmündungsgebiet noch bis in die jüngere Bronzezeit lebendig erhalten hat. Zu dieser Frage wird aber Dr. Neugebauer in der sich in diesem Hefte anschließenden Abhandlung über Lärchwalde ausführlicher Stellung nehmen[40]).

Wirtschafts- und Geisteskultur der jungsteinzeitlichen Bewohner Succases.

Versuchen wir es zum Schluß, uns auf Grund der Ausgrabungsergebnisse unter vergleichender Heranziehung von Beobachtungen in andern jungsteinzeitlichen Siedlungsgebieten eine Vorstellung davon zu machen, wie der Steinzeitmensch der Haffküste gelebt hat und auf welcher Stufe geistiger und religiöser Entwicklung er etwa gestanden haben mag.

Die Schnurkeramiker Succases lebten in dorfartigen Siedlungen und in festgefügten Pfostenhäusern. Das Holz zu ihren Häusern lieferten die Wälder mit ihren Eichen- und Kiefernbeständen; sie bearbeiteten es mit ihren geschliffenen Steinbeilen. Das Dach deckten sie wohl mit Binsen oder mit Rohr, das an den Ufern des Haffs in reichlicher Menge wuchs. Schilf und Binsen, wahrscheinlich auch Stroh, werden sie, soweit nicht schon geflochtene Matten und gewebte Decken im Gebrauch waren, zur Herstellung ihrer Schlaflager und zur Polsterung ihrer an den Wänden festgefügten Bänke verwendet haben. Als Sitze dienten zuweilen auch große Steine. Den Mittelpunkt des Hauses bildeten d e r oder in mehrräumigen Häusern d i e Herde. Ueber den Herden erhoben sich wohl hölzerne Traggerüste zum Aufhängen der Kochtöpfe oder hölzerne Gabeln zum Auflegen der hölzernen Bratspieße. Der Rauch zog durch die Tür oder durch eine Oeffnung im Giebeldreieck des Satteldaches ab. Fensteröffnungen waren wohl noch nicht vorhanden. In der Vorhalle lag der Mahlstein.

Häuser dieser Art sind bei den baltischen Völkern wohl sehr lange im Gebrauch gewesen. So lesen wir bei Bielenstein[41]), daß Häuser mit Wänden im Palisadenbau, den er für uralt hält, bei den Letten noch bis in die Gegenwart hinein vorkommen, und die Kochstelle befand sich nach

[40]) Die während des Druckes dieser Arbeit wieder aufgenommenen, aber noch nicht abgeschlossenen Ausgrabungen in Succase haben inzwischen zur Aufdeckung einer oberen Kulturschicht geführt, in der Schnurkeramik mit neuen Gefäßformen und Ziermustern zusammen mit Scherben von künstlich gerauhten und von dünnwandigen, schwärzlichen Gefäßen lagert, wie sie für die Bronzezeit kennzeichnend sind. So dürfen wir auch von Succase selbst wohl eine Lösung der vorliegenden Frage erwarten.

[41]) Bielenstein, Die Holzbauten und Holzgeräte der Letten. 1. Teil, 1907, S. 58 ff.

ihm noch im 19. Jahrhundert in Kurland und Livland in der Mitte des Hauses als vertiefte Herdgrube mit einem Kranz von Steinen herum, die nur wenig aus dem Boden hervorragten. Recht altertümlich mutet auch der Hausbau an, den unser ostpreußischer Dichter Hermann Sudermann in seiner Erzählung „Jons und Erdme" schildert[42]). Mit einfachsten Mitteln bauen sich hier Jons und Erdme ein Haus, das in mancher Beziehung durchaus noch an steinzeitliche Häuser erinnert. Auch hier wird eine Doppelwand errichtet, die erforderlich ist, um die dazwischengepreßten Moorfladen festzuhalten, auch hier finden wir das rohr- und binsengedeckte Dach und so manches andere, was einen noch ganz ursprünglichen Eindruck macht.

Ueber die Inneneinrichtung des jungsteinzeitlichen Hauses geben uns die Funde in Succase nur wenig Auskunft, da sich Einrichtungs- und Gebrauchsgegenstände aus leichtvergänglichen Stoffen in dem Sand- und Lehmboden der Haffküste nicht erhalten haben. Doch können wir uns aus erhaltenen Fundsachen und Beobachtungen in andern gleichzeitigen, vor allem in Moorgebietssiedlungen, ungefähr auch von der Ausstattung des Succaser Steinzeithauses ein Bild machen. Wir dürfen voraussetzen, daß auch in Succase die Wände mit geflochtenen Matten bedeckt waren, daß sich im Innern außer dem Herde, den Schlafstellen und Bänken auch Regale zur Unterbringung des Hausrats, der Webstuhl, die Handmühle, Steinbohr- und -Sägemaschine, Schleifsteine und andere Wirtschaftsgeräte befunden haben. Die Wiederherstellung eines Innenraums auf Taf. XIV/XV ist von Herrn Regierungsbaurat Bielefeldt in Anlehnung an H. Reinerths Wiederherstellung eines jungsteinzeitlichen Hauses im Federseegebiet versucht worden.

Die Bevölkerung lebte vorwiegend von den Ergebnissen des Fischfangs, der Jagd und der Viehzucht. Daneben hatte aber auch der Ackerbau schon seine Bedeutung. Während der Mann sich diesen Beschäftigungen und wohl auch der Herstellung der Steingeräte hingab, war die Frau mehr im Hause selbst tätig. Sie besorgte die Wirtschaft, erzog die Kinder, spann, webte und wirkte Stoffe und Behänge, flocht Matten und Körbe und verfertigte mit geschickter Hand und mit Hilfe der Kinder Gefäße, Teller, Löffel und Netzsenker aus Ton, Behälter aus Holz und Leder u. dgl. mehr. Daneben half sie dann jedenfalls auch dem Manne auf dem Felde, besorgte das Vieh und war beim Bergen des Fischfangs und bei der Ausbesserung der Netze behilflich.

Die Kleidung bestand wohl schon, wie es für die sich anschließende ältere Bronzezeit erwiesen ist, vorwiegend aus gewebten Stoffen. Daneben werden aber sicherlich auch Tierfelle zu Lederjacken und Pelzen verarbeitet worden sein. Der Mann trug als Waffe Bogen und Pfeile mit Feuersteinspitzen, ferner die geschliffene Streitaxt, die Frau schmückte sich mit Halsketten aus durchbohrten Tierzähnen oder Bernsteinperlen.

---

[42]) Hermann Sudermann, Litauische Geschichte. J. G. Cottasche Buchhandlung Nfg. 1928, S. 141 ff.

Leider wissen wir sehr wenig von der eigentlichen Geisteskultur der jungsteinzeitlichen Haffküstenbewohner[43]). Ueber ihre religiösen Anschauungen geben uns die Bestattungsgebräuche und der Schmuck einige Auskunft. Sicherlich glaubte man an ein Fortleben nach dem Tode. Man bestattete den Toten in feierlicher Form und gab ihm ins Grab mit, was ihm im Leben lieb und wert gewesen war, damit er sich auch im Jenseits daran erfreuen könne. Die bei Schwarzort gefundenen Bernsteinfiguren sind vielleicht als Ahnenbilder, Bernsteinanhänger als Amulette zu deuten. Sie sollten dem Träger besondere Kräfte verleihen, ihm den Schutz der guten Götter erwirken und die schädigenden Einflüsse böser Dämonen abwehren. Man brachte den Göttern auch Opfer dar. Gaerte a. a. O. S. 60 erwähnt Spuren von Fischopfern an der Haffküste. Vielleicht sind auch, wie schon oben (S. 67) angedeutet, die bootförmigen Geräte von der Haffküste als Kultgeräte aufzufassen, was bei einer vorwiegend Fischerei betreibenden Bevölkerung an sich nicht unwahrscheinlich sein dürfte.

Aber abgesehen von den Aufschlüssen, die uns vor allem Bestattungsgebräuche und Schmuck geben können, sind wir hinsichtlich der Geisteskultur im wesentlichen nur auf Vermutungen angewiesen. Soviel ist sicher, daß wir uns die Geisteskultur des Menschen der jüngeren Steinzeit ganz anders vorstellen müssen als unsere gegenwärtige. Sie braucht aber deshalb nicht von geringerem Werte gewesen zu sein als die unsrige. Unsere gegenwärtigen Wissensgebiete waren den Schnurkeramikern verschlossen, aber dafür mögen sie andere Kenntnisse und Fähigkeiten geistiger Art besessen haben, die uns heute fehlen. Wir müssen uns vor allem auch den Bewußtseinszustand jener Menschen noch ganz anders als den unserigen vorstellen. Das Wach- und Ichbewußtsein war sicherlich noch nicht in gleicher Weise wie bei uns ausgeprägt. Zustände, die bei uns als Atavismen nur noch vereinzelt in Erscheinung treten, wie die Hellsichtigkeit und das Sehertum, das nach Tacitus sogar noch in nachchristlicher Zeit bei den Germanen eine große Rolle spielte und selbst in den nordischen Sagas noch als Selbstverständlichkeit erscheint, mögen damals noch weit verbreitete Erscheinungen gewesen sein. Auch mit der ihn umgebenden Natur wird sich der Mensch damals sicherlich noch ganz anders verbunden gefühlt haben als wir heutigen Menschen. Er wird noch die hinter der sichtbaren Welt der Erscheinungen wirksamen geistigen Kräfte gekannt und geschaut haben. Auch das Traumleben hatte für ihn noch eine andere Bedeutung wie für uns. Wachen und Träumen waren, wie noch heute beim Kinde, noch nicht durch eine scharfe Grenze getrennt. Annahmen dieser Art finden ihre Bestätigung in den Mythen und Sagen der Vorzeit, wenn wir in diesen, wie es ja heute wohl mehr und mehr als richtig erkannt wird, nicht nur ein Ergebnis der „schöpferischen Phantasie des Volkes", sondern eine frühere Form der Geschichte sehen und sie demgemäß auswerten. Ja, selbst der Mensch der alten Dichtung, der homerische Mensch, der nordischen Ursprungs ist, steht wohl in seiner Bewußt-

[43]) W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929, S. 58 ff.

seinsstufe dem jungsteinzeitlichen Menschen des Nordens nicht allzu fern. Wir müssen es nur erst lernen, die Naivität, die Wirklichkeit in den Versen des Dichters zu erkennen. Es liegt schon Wahrheit darin, wenn der Mensch bei Homer noch das Gefühl hat, daß nicht er selbst, sondern die Gottheit in ihm weise Gedanken anregt.

Die Geisteskultur eines Volkes ist aber nicht nur durch den jeweiligen Bewußtseinszustand bedingt, sondern auch durch die Aufgaben, die ihm gestellt sind. Jede Kultur ist ein Kind ihrer Zeit, ein Kind des Zeitgeistes. Daher ist auch ein Vergleich der Kulturen mit dem Ziele einer Wertbestimmung ein Unding. Wir müssen aber versuchen, die Bedingungen zu erkennen, die für die äußere und die Geisteskultur einer Zeit bestimmend waren, um dadurch Verständnis für dieselbe zu gewinnen. Mit Recht weist Frederik Adama van Scheltema[44]) in seinem jüngst erschienenen Buche „Die Kunst unserer Vorzeit" darauf hin, wie der Uebergang vom Jägertum zum Bauerntum mit einem völligen Wandel der „geistigen Struktur" verbunden war. Was wir heute als reife Frucht einer vor Tausenden von Jahren erfolgten Aussaat genießen, das mußte damals im Verlauf der jüngeren Steinzeit erst ausgesät werden. Die geistigen Führer des Volkes haben damals erst alle die Erfindungen machen müssen, die für den Uebergang vom Jäger- und Nomadentum zur Seßhaftigkeit und zur Ackerkultur erforderlich waren. Die Erfindung der damaligen „Maschinen", des Pfluges, des Wagens, der Mahlmühle, des Webstuhls, der Steinsäge- und Steinbohrmaschine und was sonst noch aus den Forderungen der neuen Zeit heraus erfunden wurde, werden auf die Menschen der jüngeren Steinzeit keinen geringeren Eindruck gemacht haben als heute auf uns die modernen Erfindungen, die zur Ueberwindung von Zeit und Raum führen.

Trotzdem gegen Ende der jüngeren Steinzeit, als die mitteldeutschen Siedler nach der Haffküste kamen, Hausbau und Ackerbau schon über die ersten Anfänge hinaus waren, werden diese Siedler, wenigstens in der ersten Zeit, durch die Eingewöhnung in die neue Landschaft, in die neuen Bodenverhältnisse noch voll und ganz in Anspruch genommen worden sein. Sie werden hier wie Farmer gelebt haben. Da mußte der Boden erst urbar und ertragfähig gemacht, da mußte die zweckmäßigste Bauart für das Haus gefunden werden. Auch der Beruf des Fischers war für diese mitteldeutschen Kolonisten etwas Neues. So blieb für rein geistige Betätigung wohl kaum Zeit übrig. Ihr Leben verlief in harter Arbeit.

Und doch kann man wenigstens in gewisser Beziehung auch noch von einer künstlerischen Betätigung der Schnurkeramiker sprechen. Ihr Kunstsinn betätigte sich zwar nicht in Malereien und Plastiken von solcher Vollendung, wie sie die Jäger der älteren Steinzeit aus einem andern Zeitgeist heraus geschaffen haben, aber doch in der Form und dem sauberen Schliff ihrer Streitäxte, in den geschmackvollen Formen und Verzierungen ihrer Gefäße und im Schmuck.

---

[44]) Frederik Adama van Scheltema, Die Kunst unserer Vorzeit. Leipzig, 1936, S. 35 ff.

Weitere Aufschlüsse über ihre Geisteskultur können wir mit den Mitteln unserer Wissenschaft nicht gewinnen. Wir wissen auch nichts über ihre sozialen und rechtlichen Verhältnisse, nichts über ihre Eheschließung und ihr Eheleben, nichts über ihre Geselligkeit, ihre Feste. Liebe und Haß, Freundschaft und Feindschaft werden auch bei ihnen wirksam gewesen sein. Ob sie aber auch schon Sinn für die Schönheit der herrlichen Landschaft hatten, in der sie sich angesiedelt hatten? Wer kann es ergründen? Aus solchen Erwägungen heraus schrieben wir einst im Jahre 1934 von unsern Ausgrabungen an unsere ostpreußische Dichterin Agnes Miegel, die sich auch für die Elbinger Trusoforschung interessiert und selbst einen Aufsatz über Truso geschrieben hatte[45]). Wir teilten ihr die Entdeckung des ersten Vorhallenhauses in Succase mit. Was mögen wohl, so schrieb ich, jene Menschen empfunden haben, die vor 4000 Jahren in dieser herrlichen Landschaft ihre schönen Vorhallenhäuser bewohnten? Ob unsere verehrte Dichterin das wohl ahnt? — Umgehend erhielten wir darauf zu unserer großen Freude von Agnes Miegel folgende liebenswürdige Antwort, die hier zum Schluß mitgeteilt sei: „Sehr, sehr erfreut durch die liebe Karte, die ich soeben erhielt, kann ich den freundlichen Wiederentdeckern des Steinzeitdorfes ganz genau sagen, was ich dort vor 4000 Jahren erlebte: Die klare Luft Ostpreußens, die Lieblichkeit seiner Hügel, die Bläue von Haff und See, das Glück, in einem dieser Vorlaubenhäuser zu wohnen, und die Gewißheit, die mir täglich neu wurde, daß die Gottheit es mit mir besonders gut gemeint hatte, als sie mir dies Land zur Heimat gab und die Verheißung, dorthin zurückkehren zu dürfen. Agnes Miegel."

---

[45]) Dr. Agnes Miegel, Truso. Elbinger Jahrbuch, Heft 5/6, 1927. S. 118 ff. (Zuerst erschienen in der Königsberger Allgemeinen Zeitung 1927, Nr. 290.)

Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde

Kreis Elbing

Von

Werner Neugebauer

Die Betrachtung des vorgeschichtlichen Besiedlungsganges der Elbinger Höhe zeigt, daß in fast allen Zeitstufen immer nur ein etwa 5 km breiter Randsaum der Höhe in Besitz genommen worden ist. Siedlungen und Gräberfelder aus dem Innern der Elbinger Höhe sind wenig bekannt geworden; soweit sie vorhanden sind, beeinflussen sie das Gesamtbild recht wenig[1]). Die vorgeschichtlichen Fundstellen häufen sich besonders in der näheren Umgebung der Stadt Elbing. Hierbei mag aber auch die Tatsache mitsprechen, daß im Gebiet der sich ständig erweiternden Stadt durch Siedlungsbauten und Erdbewegungen leichter vorgeschichtlicher Fundstoff erschlossen wird, als dies auf dem Lande geschieht. So ist es immerhin klar geworden, daß gerade die großen 1933—1935 durchgeführten Erdarbeiten im Norden der Stadt und an der Reichsautobahn wesentlich zur Auffindung vorgeschichtlicher Funde beigetragen haben. Besonders deutlich wurde dies auf dem nördlich der Stadt sich hinziehenden Gelände, das durch Erdarbeiten und Bauten großen Umfanges in die besondere Aufmerksamkeit der Forschung gezogen wurde.

Dieses Gelände erstreckt sich etwa von der Linie Umschlaghafen—Englisch Brunnen—Pangritz-Kolonie—Groß-Wesseln bis an die Schlucht der Beek bei Eichwald und bis Drewshof und wird im Westen von der Kunststraße nach Dörbeck und vom Elbingfluß begrenzt; seine Ostgrenze bilden die Tolkemiter und die Königsberger Kunststraße (Meßtischblätter Elbing 544 und Cadinen 467). Der hier besonders zu besprechende nordwestliche Teil dieses Gebietes (Taf. XXIII) gehört im wesentlichen zur Gemarkung Lärchwalde. Ein bedeutender Teil ist aber bereits zur Stadt eingemeindet. Auf der Kunststraße nach Dörbeck verläuft die Grenze zwischen Stadt- und Landkreis in der Abzweigung der Lärchwalder Schloßstraße. Die Gemarkung Lärchwalde ist erst 1877 aus der Zusammenlegung der einzelnen Siedlerstellen Nazareth, Emaus, Jerusalem, Plantage, Fricks Ziegelei, Schesmershof, Oehmkenhof und Rodeland oder Rodeacker entstanden[2]).

Das Lärchwalder Gebiet zeichnet sich durch seinen flachwelligen Abfall zur Elbing-Niederung aus (Taf. XXIV). Einige Kilometer nördlich von ihm geht die Steilküste des Haffs allmählich in diesen sanften Abfall über, der dann der Elbinger Höhe bis in ihren südlichen Teil hin eigentümlich ist. So liegen vorgeschichtliche Fundstellen am Niederungsrande hier in einer Höhe von 4—15 m über Meeresspiegel, während sie im Norden der Höhe am unmittelbaren Haffrande Höhen von 20—30 m erreichen. Der Boden des Lärchwalder Gebietes besteht in den meisten Teilen aus aufgewehtem Sand, nur an einigen Stellen ragen im westlichen Abschnitt lehmige Teile heraus. Erst

nach der Tolkemiter Kunststraße zu überwiegt der obere Geschiebelehm. Der Baumbestand des Gebiets ist gering, auch die Grasnarbe ist karg, Ackerbau wird ziemlich spärlich und wenig betrieben. Der Name Lärchwalde erinnert noch an jene Zeit, als das Gelände seine Eigenart durch ein Lärchenwäldchen erhielt, das Dorr noch gekannt hat[3]). Alte Arbeiter erzählen heute noch von einem größeren Baumbestande, der zu ihrer Jugendzeit abgeholzt worden sei. An das Vorhandensein eines größeren Waldbestandes erinnert noch der Flurname Lärchwalde-Rodeland für ein Gelände, das östlich von Fricks Ziegelei gelegen ist und der St. Georgenbrüderschaft gehört.

Das Lärchwalder Gebiet wird von mehreren kleinen Bächen durchzogen, von denen der bedeutendste die Hoppenbeek ist. Sie entspringt nordöstlich von Lärchwalde auf Schönwalder Gebiet, nimmt in ihrem Oberlauf mehrere kleine Bäche auf und tritt dann durch den Kuckucksgrund, eine mächtige Schlucht mit steilen Rändern, in dieses Brach- und Oedland ein, wo sie sich in westlicher Richtung zum Elbingfluß hin ergießt. Auf ihrem linken — südlichen — Hochufer erscheinen, nachdem der Bach den Weg nach Stolzenhof gekreuzt hat, die letzten Häuser von Pangritz-Kolonie und der Gemeinde Lärchwalde. An dieser Stelle nimmt die Hoppenbeek einen kleinen von Norden kommenden Bach auf, der bei Rodeland vorbeifließt. Ein anderer kleiner Bach zieht sich, nördlich von der Hoppenbeek auf Lärchwalder Gebiet entspringend, durch die Sandberge des Fabrikbesitzers Schmidt hin. Im Norden davon, nördlich von Oehmkenhof, sucht sich eine auf der Höhe entspringende Beek durch die Schlucht bei Eichwald ihren Weg zur Niederung. Die von den Bächen in den Sand- und Lehmboden des Höhenrandes eingegrabenen Schluchten sind charakteristisch für die Elbinger Höhe. Sie erscheinen in mehr oder minder starker Ausbildung im gesamten Gebiet der Höhe (z. B. Mühlengrund bei Tolkemit, Pruzzengrund bei Succase, Dörbecker Schweiz, Schluchten im Vogelsanger Wald, Laupichler-Schlucht bei Grunau-Höhe usw.).

Die außerordentlich spärliche Grasnarbe im westlichen Teile des Lärchwalder Gebietes hat zur Folge, daß bei starken Stürmen Sandverwehungen von unerwarteter Stärke und Heftigkeit eintreten. Genährt wird heute dieser Vorgang durch den Sandgrubenbetrieb in den Schmidtschen Sandbergen, deren stehengebliebene Horste dem Winde bequeme Angriffsflächen bieten. So ist es durchaus verständlich, daß — wie uns einmal ein Lärchwalder Arbeiter sagte — „das ganze Gelände von Zeit zu Zeit in die Luft geht". Bei den Ausgrabungen der letzten drei Jahre machte sich für uns diese Eigenart des Geländes dadurch sehr störend bemerkbar, daß während des stürmischen Herbstwetters keine sauberen und klaren Grabungsflächen zu erhalten waren, da sie sofort unter der Schaufel des Arbeiters wieder versandeten. Auch waren Querschnittgräben im Laufe weniger Stunden völlig zugeweht. Ein anderes Uebel, mit dem auch wir zu kämpfen hatten, war der hohe Grundwasserstand des Geländes. Besonders in dem westlich gelegenen Teil erschien die grundwasserführende Triebsandschicht schon in geringer Tiefe, so daß

Meßpfähle und Geräte versanken, Querschnittgräben unter Wasser gerieten und Flächen überdeckt wurden. Der Grundwasserstand muß im Laufe der Jahrhunderte erheblich gewechselt haben, denn die vorgeschichtlichen Funde lagen bei der Ausgrabung zum Teil im tiefen Triebsand, so daß bei ihrer Bergung das Wasser einschwemmte. M. W. ist hierfür eine geologische Begründung noch nicht gegeben worden; vielleicht hängt das Steigen des Grundwassers mit dem allmählichen Zusammenwachsen der Frischen Nehrung zusammen, wodurch der Wasserstand im Haff und in der Niederung etwas höher geworden sein mag. Es steht jedenfalls außer Zweifel, daß in vorgeschichtlicher Zeit die Siedlungen nur auf festem Boden, nicht aber im Triebsand angelegt worden sind.

Das Lärchwalder Gebiet und seine Umgebung ist, da schon von früheren Zeiten her vorgeschichtliche Funde von dort bekannt waren, der Forschung nicht unbekannt gewesen. Ein Ueberblick über die im Augenblick bekannten Fundstellen zeigt die reiche Besiedlung zu allen Zeiten (vgl. Taf. XXIII):

Kämmerei-Sandland[4]):
- Jungsteinzeitliche Funde.
- Früheisenzeitliches Steinkisten-Gräberfeld.
- Spätpreußisches Gräberfeld mit Wikingerfunden.

Pangritz-Kolonie[5]):
- Preußisches Gräberfeld.

Umschlaghafen[6]):
- Mittelalterliche Funde, dabei ein Boot. (Die heute auf diesem Gelände gefundenen stein- und früheisenzeitlichen Scherben rühren vom Gelände an der Hoppenbeek her und sind 1933 mit der Aufschüttungserde hierhergelangt).

Gelände zwischen Englisch Brunnen und den Gehöften Emaus und Jerusalem (westlich von der Kunststraße nach Dörbeck)[7]):
- Ordenszeitliche und spätmittelalterliche Scherben, Ziegel, Steine mit Gelegenheitsglasur.

Schesmershof (jetzt Gelände der Gauführerschule Lärchwalde)[8]):
- Denar des römischen Kaisers Hadrian.

Schloßberg Lärchwalde[9]):
- Jungsteinzeitliche Funde.
- Früheisenzeitliche Gräber.
- Angeblich Reste einer Umwallung.
- Vielleicht ordenszeitliches Gebäude.

Gelände an der Hoppenbeek (Hartmanns Plantage [= Tafel XXIII Fundstelle I][10]):
- Jungsteinzeitliche Siedlung.
- Frühgermanische Siedlung der jüngsten Bronze- und ältesten Eisenzeit.
- Germanische Funde der ersten Jahrhunderte n. Chr. Geb.
- Ordenszeitliche Funde.

Sandberge Schmidt [= Taf. XXIII, Fundstelle II][11]):
Zahlreiche Scherben, wohl jungsteinzeitlich und früheisenzeitlich.
Gelände bei Oehmkenhof [= Taf. XXIII, Fundstelle III][12]):
Jungsteinzeitliche Scherben.
An der Beek bei Eichwald[13]):
Jungsteinzeitliche Funde.
Fricks Ziegelei [= Taf. XXIII, Fundstelle IV][14]):
Gräberfeld, zerstört, wahrscheinlich frühgermanische Steinkisten.
St. Georgenbrüderland[15]):
Früheisenzeitliche Funde.
Germanisches Gräberfeld der ersten Jahrhunderte n. Chr. Geb.
Lärchwalde-Rodeland[16]):
Spätpreußisches Gräberfeld.
Stolzenhof[17]):
Steinzeitlicher Einzelfund.
Preußische Scherben.
Am Kuckucksgrund[18]):
Abschnittswall unbekannten Zeitalters.

Die früher eingelieferten, im Städtischen Museum Elbing lagernden Fundstücke rühren größtenteils von Sammlern her, die die verschiedenen Fundstellen ständig beobachteten und die freigewehten Flächen absuchten. Planmäßige Ausgrabungen meist kleineren Umfangs, von denen nur kurze Grabungsberichte vorliegen, sind am Schloßberg[9]), auf dem Kämmerei-Sandlande[4]), an der Hoppenbeek[10]) und auf dem St. Georgenbrüderland[15]) erfolgt. In das Jahr 1934 fällt die Rettungsgrabung in Lärchwalde-Rodeland[16]).

Besondere Aufmerksamkeit erfuhr das Gelände am Nordufer der unteren Hoppenbeek infolge der im Jahre 1933 einsetzenden Erd- und Bauarbeiten. Dieses Gelände ist dasselbe, das Dorr in seinen Berichten „Vorderes Landstück an der Hoppenbeek", „Hinteres Landstück an der Hoppenbeek" oder auch kurz „Landstück an der Hoppenbeek" nennt. Es wurde früher Maulbeerplantage oder auch — nach einem späteren Besitzer — Hartmanns Plantage genannt. Auf ihm legte 1781 der Kaufmann Friedrich Poselger seine Plantagen für den Seidenanbau an. Den Namen Plantage kann man von Zeit zu Zeit noch von älteren Einwohnern von Lärchwalde und Pangritz-Kolonie als Flurnamen hören. Der Umfang der Poselgerschen Plantage geht aus den Vermessungskarten hervor, die Stadtbaumeister Friederici 1781 und 1784 angefertigt hat[19]). In den Fundakten des Städtischen Museums Elbing wird diese Fundstelle jetzt als **„Gelände an der Hoppenbeek (Hartmanns Plantage)"** geführt.

In mehrwöchigen Grabungen wurden an dieser Fundstelle in den Jahren 1933—1935 im Anschluß an die Schachtarbeiten mächtige, inhaltreiche Kulturschichten freigelegt[20]) (Taf. XXV). Der Grabungsplan gibt

eine Uebersicht über das 1933—1935 untersuchte Gelände. Daß im westlichen Teil die Höhenlinien des Meßtischblattes und des Grabungsplanes (Taf. XXIII und XXV) voneinander abweichen, liegt daran, daß der Grabungsplan in einen auf Grund einer im Jahre 1934 — also nach der ersten Abschachtung — hergestellten Vermessungsplan des Geländes eingezeichnet ist. Aus dem Grabungsplan geht hervor, daß 1933 kleine Flächen (Nr. I—XVIII) untersucht wurden, während 1934/35 große Flächen (Nr. XIX—XXVI) beobachtet wurden. Diese großen Flächen sind aus der Zusammenstellung der etwa 120 Einzelfundstellen der Grabung 1934—35 gebildet und deuten daher nicht etwa an, daß ihr gesamter Inhalt gleichmäßig erforscht worden ist. Die Ausgrabungen wurden nämlich durch den Schachtbetrieb, der keine Verzögerung erleiden durfte, arg in Mitleidenschaft gezogen. Ja, im Jahre 1933 ging infolge der Unterlassung der vorgeschriebenen Meldung an den Staatlichen Vertrauensmann der größte Teil der im westlichen Abschnitt des Geländes befindlichen jungsteinzeitlichen Siedlung verloren. Aber auch während des planmäßigen Grabungsbetriebes konnte nur an einigen gefährdeten Stellen sorgfältig gegraben werden, sonst mußten wir uns lediglich auf die Bergung des Fundstoffes beschränken, so daß manche siedlungskundliche Beobachtung unterbleiben mußte. Die Art und Weise der Grabung wurde uns also durch die eilige Ausführung der Schachtarbeiten vorgeschrieben. In den schlimmsten Fällen konnten wir den Arbeitern nur große Behälter hinstellen, in die sie — je nach ihrem guten Willen — die Fundsachen aus der Kulturschicht für uns aufhoben. An anderen Stellen konnten wenigstens zeitweise zufällig entstehende, aufschlußreiche Querschnitte gezeichnet und untersucht werden. Daß wir in Ruhe und ohne Hast die Fundstellen untersuchten, kam — die folgenden Fundberichte werden es zeigen — herzlich selten vor. Infolge dieser Umstände ging wohl mehr als die Hälfte dessen, was der Boden barg, verloren, und das Bild, das aus den Berichten und Zeichnungen jetzt gewonnen werden soll, ist von vornherein als lückenhaft anzusehen, besonders wenn man auf tiefergehende Fragen, wie Besiedlungsdauer, Dorfanlage und ähnliches, Antwort haben will. Andererseits dürfte es infolge der ständigen Beobachtung immerhin möglich gewesen sein, einen Ueberblick über die vorhandenen Fundschichten zu erhalten, so daß von den vielen Rätseln, die uns dieses Gelände aufgibt, wenigstens einige einigermaßen klar gelöst erscheinen. Es ist auch zu betonen, daß es nur dem großen Umfange der Erdarbeiten zu verdanken gewesen ist, daß diese vorgeschichtliche Siedlung in dem nun festgestellten Ausmaß entdeckt worden ist. Diese Arbeit wäre mit eigenen Mitteln und eigenen Kräften nur in Jahrzehnten geschafft worden. Freilich wäre dabei auch nichts umgekommen! Ganz besonders zu danken ist den Erdarbeiten die Aufklärung über die erdgeschichtliche Vergangenheit des Geländes. Viele Merkmale und Anzeichen für die Veränderung des Bodens sind erst durch die in bedeutende Tiefe geführten Schachtarbeiten erkannt worden.

Ausgeführt wurden die Grabungen von 1933 bis 1935 unter Aufsicht und Leitung des Ständigen Vertreters des Staatlichen Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer im Regierungsbezirk Westpreußen, Prof. Dr. Ehrlich-Elbing. Ihm zur Seite standen 1933 Herr Konrektor i. R. Voigtmann (jetzt Königsberg) und 1934/35 der Verfasser. Ein Teil der Zeichnungen wurde von Fräulein K. Ehlers (jetzt Frau Jaschinski-Nürnberg) und Herrn Mittelschullehrer i. R. Lemke-Elbing angefertigt. Letzterer stellte auch die für den endgültigen Grabungsbericht benötigten Teil- und Gesamtpläne her und untersuchte eine Anzahl von Erdproben. Der Unterprimaner Kurt Kroll (jetzt Königsberg) half aus Liebe zur Sache in seiner freien Zeit mit; er half auch im Laboratorium Herrn Konrektor i. R. Pahnke beim Zusammensetzen der Scherben. Die Zeichnungen der Fundstücke wurden von meiner Frau, Dr. Helene Neugebauer, und von Herrn Regierungsbaurat Bielefeldt-Elbing angefertigt. Besonderen Dank schulde ich Herrn Prof. Dr. T. Müller-Elbing für Ratschläge und Hinweise bei der erdgeschichtlichen Beurteilung der Fundstellen. Die Bauleitung, besonders die Herren Bauführer Kowalewski und Schachtmeister Arndt (beide in Königsberg), zeigten für unsere Wünsche größtes Entgegenkommen, soweit es ihre eigenen Verpflichtungen zuließen. Bei der wissenschaftlichen Durcharbeitung habe ich im Prussia-Museum Königsberg (Direktor Dr. Gaerte) und im Staatlichen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig (Prof. Dr. La Baume) Rat gefunden. Allen Freunden und Helfern sei hiermit aufs herzlichste gedankt.

Schichtung:

Die Ausgrabungen lehrten, daß die Fundstelle an der Hoppenbeek zu verschiedenen Zeiten mehrmals von Menschen in Besitz genommen worden ist. Das charakteristische Lärchwalder Profil zeigt Kulturschichten von 30—90 cm Dicke in mehreren übereinanderliegenden Bändern (Taf. XXVI). Kulturschicht wird ein breites, deutlich durch seine tiefschwarze Farbe gekennzeichnetes, fortlaufendes Band genannt. Grundsätzliches über die Entstehung und Bedeutung dieser Schicht hat Kiekebusch in so treffender Weise gesagt, daß auf seine Ausführungen verwiesen werden kann[21]), wie überhaupt die Aufsätze dieses leider zu früh verstorbenen Vorgeschichtlers immer wieder eine Fundgrube für den Ausgräber einer vorgeschichtlichen Siedlung und gleichzeitig ein Ratgeber für alle schwierigen Fragen sind. In Lärchwalde waren meistens zwei Kulturschichten vorhanden, die durch gelben Flugsand voneinander getrennt waren (Taf. XXVI b, c, g). An manchen Stellen wurden auch drei bis fünf Kulturschichten beobachtet (Taf. XXVI a, e, f). Diese Schichten verlaufen meistens weder in gleicher Richtung zueinander noch in gleicher Richtung wie die heutige Oberfläche. Ihr ganz andersartiger Verlauf zeigt, daß sich hier die Oberfläche des Bodens in verhältnismäßig kurzer Zeit völlig verändert hat. Hinzu kommt die Tatsache, daß in vorgeschichtlicher Zeit vor der Bebauung das Siedlungsgelände nicht eingeebnet wurde, sondern daß man auf dem schrägen Boden, so

wie er vorgefunden wurde, die Häuser errichtete. Alle diese Erscheinungen stellten uns bei der Ausgrabung oft vor recht schwierige Entscheidungen. Die Schräge der Kulturschichten vereitelte größtenteils die Herstellung eines sauberen und einwandfreien Planums (= ebene Grabungsfläche). Deswegen wurde an dieser Fundstelle — mehr als je woanders — in Querschnitten gearbeitet, besonders nachdem klar geworden war, daß in ein und derselben Grabungsfläche zwei Kulturschichten angeschnitten sein konnten (Taf. XXVI d). Deswegen sind nur einige der Zeichnungen von Grabungsflächen unbedingt zu verwerten, während andere zweifelhaft bleiben und hin und wieder erst durch die Querschnitte deutlich werden. Die Querschnitte hatten — abgesehen von der Zeitersparnis — auch den Vorteil, daß der Schichtenaufbau des Geländes recht klar erkannt werden konnte.

Es sei schon jetzt wegen der klareren Uebersicht das Gesamtergebnis der Lärchwalder Grabung insofern vorweggenommen, als die zeitliche Stellung der beiden Hauptkulturschichten genannt sei: Die obere Kulturschicht, also die — von der heutigen Erdoberfläche aus gerechnet — erste Schicht mit Kultureinschlüssen, gehört der jüngsten Bronzezeit und ältesten Eisenzeit an und ist völkisch der frühgermanischen Kulturgruppe des Weichselmündungsgebietes zuzuschreiben. Die untere Kulturschicht, die an den meisten Stellen, durch Flugsand getrennt, etwa 50—60 cm tiefer lag, ergab Fundstücke der jüngeren Steinzeit, die der schnurkeramischen Haffküstenkultur angehören, die auch in Succase, Tolkemit-Schweinelager und Wieck-Louisenthal (sämtlich Kr. Elbing) vertreten ist. Für die nähere Zeitstellung vgl. S. 148 ff.

Daß eben besonders betont wurde, daß diese beiden Schichten durch Flugsand deutlich getrennt waren, hat seinen guten Grund. Die Feststellung dieser Schichtung ist das hauptsächlichste Ergebnis der Grabung 1934. Bei der sehr eilig durchgeführten Grabung 1933 konnte auf Feinheiten des Siedlungsgeländes wenig Rücksicht genommen werden. Was aber 1933 schon in vereinzelten, nicht zusammenhängenden Fällen entdeckt worden war, aber kein klares Bild ergab, wurde erst 1934, als die Abschachtung auf das ganze Gelände ausgedehnt wurde, in seiner wahren Bedeutung erkannt: daß es sich nämlich um zwei völlig getrennte Schichten handelte. Der Ausgrabungsbericht von 1933[20]) ist daher zu ergänzen. Gerade in dem 1933 durchgegrabenen unteren, westlichen Teil des Geländes nähern sich die beiden Schichten einander bis auf wenige Zentimeter oder sie berühren sich sogar. Infolgedessen kam E h r l i c h zu dem Schluß, daß hier eine von der jüngeren Steinzeit bis in die älteste Eisenzeit reichende einheitliche Kulturschicht vorliege. Die daran geknüpften zeitlichen und völkischen Fragen werden später besprochen. Daß es sich aber um zwei völlig getrennte Schichten handelte, wurde erst durch die Abschachtung der höhergelegenen Geländeabschnitte bewiesen.

Besonders deutlich wurden die beiden selbständigen Schichten an folgenden Fundstellen festgestellt: Stelle XIX, 1/34 (Taf. XXVI d); Stelle XXI, 9/34 (Taf. XXIX c); Stelle XXI, 1/34 (Taf. XXIX d); Stelle XX, 1/34; Stelle XXIV/34 (Taf. XXVI c, g); Stelle XXVI, 1b/35

(Taf. XXVI a, b) und an den großen Schachtprofilen der Grabungsflächen XXIII/34 und XXVI/34.

Die Trennungsschicht zwischen den beiden Kulturschichten war verschieden stark. Im westlichen Teil war — wie schon gesagt — von einer klar erkennbaren Trennungsschicht kaum zu sprechen. Die Fundstellen XXI, 9/34 und XXI, 1/34 geben ungefähr die Höhenlinie an, wo sich die allmähliche Loslösung der Kulturschichten voneinander bemerkbar macht, bis sie nach der Höhe zu, besonders in der Fläche XX/34 ihre größte gemessene Mächtigkeit aufwies. An der Fundstelle XX, 1/34 lag die obere Schicht 70—90 cm unter der Erdoberfläche; die untere Schicht wurde erst in einer Tiefe von 170—200 cm erreicht. Der Höhenunterschied beider Schichten betrug also 100—110 cm. An den Fundstellen XXIV/34 betrug er fast regelmäßig 25—30 cm. In den großen Querschnitten der Stellen XXIII/34 und XXVI/34 wurden 30—50 cm Höhenunterschied gemessen. Die durchschnittliche Stärke der Trennschicht wird mit 50—60 cm anzunehmen sein. Die Trennschicht bestand aus reinem, feinstem, gelbem Sand ohne irgendwelche Einschlüsse; sie enthielt weder Pflanzenreste noch Ueberbleibsel einer menschlichen Besiedlung. Daß es sich um Flugsand handelt, lehrt nicht nur das Fehlen jeglicher Schichtung, sondern auch ein Blick auf die noch heute erfolgende Veränderung der Oberfläche dieses Geländes. Prof. Dr. Müller-Elbing und Dr. Scharff-Berlin, der Geologe der Reichsautobahn im Elbinger Bezirk, bestätigten diese Annahme.

Der unmittelbar unter einer Kulturschicht liegende Teil des Flugsandes war in den meisten Fällen ganz weiß oder gelblichweiß gefärbt (Taf. XXVII d, g, h). Diese weiße Farbe des Flugsandes ist folgendermaßen entstanden: Die Sickerwässer haben aus der Kulturschicht Humussäure und Pottasche abwärts geführt, wodurch die im Flugsand vorhandenen Eisenoxyde, die gerade die gelbliche Farbe des Sandes hervorrufen, aufgelöst und tiefergeführt wurden (Befund der chemischen Untersuchung). Mit diesem Prozeß hängt sicher auch die Bildung der Eisenstreifen zusammen, die überall in Lärchwalde auftraten (Taf. XXVII b, c, g, h; XXIX a). Die Beobachtungen, die Kiekebusch in dieser Hinsicht in Trebus gemacht hat[22]), decken sich vollständig mit den unsrigen in Lärchwalde.

Unterhalb der jungsteinzeitlichen Schicht, die bisher als „Untere Schicht" geführt wurde, lag, wie an einigen Stellen — z. B. XXI, 1/34 (Taf. XXIX d) und XX, 1/34 — festgestellt wurde, noch eine weniger schwarz, meist grau gefärbte Schicht, die von gelbem Flugsand überdeckt war. Die chemische Untersuchung ergab Anhaltspunkte dafür, daß es sich um eine alte, vom Flugsand überwehte Oberfläche handelt. An wenigen Stellen wurden aus dieser Schicht Zeugnisse menschlicher Anwesenheit — wie Scherben und etwas geschlagener Feuerstein — geborgen. Anzeichen einer längeren Besiedlung, z. B. Häuser, Herde oder Gruben, wurden nirgends entdeckt. Nimmt man diese letztere Beobachtung als allgemein gültig an, so wird es sich nur um einen kurzen, vorübergehenden Aufenthalt von Menschen gehandelt haben, nicht aber um eine ständige Besiedlung. Die natürlich hochgespannten

Erwartungen, hier eine wesentlich ältere steinzeitliche Kultur erfassen zu können, wurden nicht erfüllt. Aus den Scherben und den Feuersteinsplittern ist für die kulturelle Einordnung nichts zu gewinnen, so daß wir uns mit der durch die Schichtung des Geländes angezeigten Altersstellung begnügen müssen, die diese Schicht als älter als die schnurkeramische Haffküstenkultur kennzeichnet. Aus der Stärke des Flugsandes zwischen den beiden steinzeitlichen Schichten — ungefähr 15 cm — etwa den Altersunterschied erkennen zu wollen, geht nicht an, da die Vorbedingungen für die Flugsandbildung recht unterschiedlich sein können ebenso wie die Kraft der Aufwehung.

An der Fundstelle XXVI, 1b/35 wurde eine besonders bemerkenswerte Erscheinung beobachtet. Hier lagen zwischen der früheisenzeitlichen und der jungsteinzeitlichen Schicht mehrere schwach schwarze, meist graue Schichten. Sie wurden in Profilgräben von rund 25 m Länge und auf eine Breite von 4—6 m angetroffen (Taf. XXVI a, e, f). Ihre wirkliche Ausdehnung wird sich über einen bedeutenden Teil des östlichen, höher gelegenen Geländes erstrecken. Zwischen den einzelnen Schichten lag gelber Flugsand. Da er stellenweise grau gemischt erschien, wird die Ueberwehung ziemlich langsam vor sich gegangen sein, so daß auch während der Ueberwehung Zeit für die Bildung von kümmerlichem Pflanzenwuchs blieb. Die grauen Bänder bezeichnen dann einen längeren Stillstand in der Flugsandbildung. Daß das Gelände in der zwischen der jüngeren Steinzeit und der jüngeren Bronze- bzw. älteren Eisenzeit liegenden Zeitspanne von Menschen betreten sein muß, bezeugen einige in den Bändern gefundene Scherben. Es ist aber — ebenso wie bei dem vorhergehenden Beispiel — auch hier nicht möglich, aus diesen Scherben irgendeinen Anhalt für die Kultur dieser Uebergangszeit zu gewinnen. Auch hier sind diese Erwartungen nicht erfüllt worden, was aber immerhin an der ziemlich kleinen Fläche liegen mag, die nur untersucht worden ist. Neue, ausgedehnte Untersuchungen sind aber an dieser Stelle nicht mehr möglich, da das Gelände jetzt bebaut ist.

Nur an zwei Stellen (Fläche XXIV/34 = Taf. XXVI g; Fläche XIII B/33, vgl. S. 144) wurde noch eine dicht unter der Oberfläche liegende graubraune oder dunkelgraue Schicht angetroffen. Wegen des völligen Fehlens jeglicher Einschlüsse verdient sie aber nicht den Namen „Kulturschicht", sie muß vielmehr rein natürlichen Ursprungs sein (alte Wald- oder Grasfläche?). Ihre Entstehungszeit kann nicht lange zurückliegen, da sie von der letzten Humusdecke nur durch eine ganz geringe Flugsandschicht getrennt war. Wenn in den folgenden Ausführungen von der „oberen Schicht" die Rede ist, dann ist immer die obere Kulturschicht gemeint und nicht diese alte Humusschicht.

Gehen wir nun auf den eigentlichen Inhalt der beiden hauptsächlich vorhandenen Kulturschichten ein, so sind noch folgende Bemerkungen für die richtige Einreihung der in den Kulturschichten enthaltenen Funde wichtig. Es war schon darauf hingewiesen worden, daß im westlichen Teil des Geländes beide Schichten so dicht übereinander lagern, daß von einer wirklichen Trennschicht nicht die Rede sein kann. Infolgedessen ist es durchaus

möglich, daß auch eine Vermischung des Inhaltes beider Schichten stattgefunden haben kann. Dies muß vor allen Dingen bei denjenigen Fundstücken berücksichtigt werden, die von den Schachtarbeitern eingeliefert wurden. Deshalb beherbergen heute viele von den im Museum vorhandenen Lärchwalder Scherbenkästen Stücke, die einwandfrei jungsteinzeitlich sind, zusammen mit solchen der älteren Eisenzeit — beide Arten von ein und derselben Fundstelle eingeliefert. Abgesehen von der Frage, ob in Westpreußen ein Beharren der steinzeitlichen Kultur bis in die späteste Bronze- und frühe Eisenzeit angenommen werden kann oder nicht, wozu später einiges gesagt werden soll, ist doch durch den Befund des Lärchwalder Grabungsgeländes und durch die Bergungsgeschichte diese Möglichkeit für Fundstellen der eben gekennzeichneten Art abzulehnen.

Dasselbe gilt auch für einige andere Fundstellen. War die Trennungsschicht nur schwach, so konnten die Ansiedler der oberen Schicht bei Anlegung von Gruben durch die Trennungsschicht hindurch bis in die untere Schicht gelangen. Es gibt eine große Zahl von Beispielen für diesen Fall (Taf. XXVI a, b, c, e). Wurden diese Fundstellen ordnungsgemäß durchgegraben, so sind natürlich die Scherben aus der Grube von denen aus der unteren Schicht gesondert aufbewahrt worden. Fiel ein Geländeabschnitt, der diese Erscheinungen zeigte, den Spaten der Schachtarbeiter zum Opfer, so tritt dann im eingelieferten Fundstoff eine kaum noch zu entwirrende Vermischung ein.

Diese beiden Beispiele hätten aber doch nur örtliche, ja rein bergungsgeschichtliche Bedeutung, wenn nicht gerade das zweite Beispiel einen Hinweis darauf geben würde, daß eine unbeabsichtigte und jeder tieferen Bedeutung bare Vermischung schon in vorgeschichtlicher Zeit eingetreten sein kann und daß auch der Fundstoff aus einer einheitlich ausgebildeten und sorgfältig durchgegrabenen Schicht einen zeitlich und kulturell nicht geschlossenen Eindruck machen kann. Wenn die Ansiedler der oberen Kulturschicht Vertiefungen zur Anlegung von Pfosten-, Vorrats- oder Abfallgruben aushoben und dabei die untere Kulturschicht durchstießen, so konnten Scherben und Geräte jungsteinzeitlicher Art an die Oberfläche gelangen. Nicht immer werden sie mit der Füllerde wieder in die Pfostengrube hineingeschüttet worden sein, oft genug werden sie auch an der Oberfläche geblieben sein. Es ist auch, ohne in Phantasien zu verfallen, möglich, daß jungsteinzeitliche Steinbeile oder Feuersteingeräte dann nach ihrer Auffindung weiterhin benutzt worden sind. Aber selbst wenn man berücksichtigt, daß fast die Hälfte aller festgestellten und ausgegrabenen Gruben der früheisenzeitlichen Schicht so tief gegraben worden ist, daß sie bis in die tiefere Schicht hineinreichen, so kann doch ein Verschleppen von Gegenständen aus der unteren in die obere Schicht *nicht allzureichlich* angenommen werden. Ganz und gar problematisch und wohl auch kaum zu beantworten ist die Frage, ob die aus der unteren Schicht stammenden Gegenstände auf das handwerkliche und künstlerische Können ihrer Entdecker irgendeinen Einfluß ausgeübt haben. Bei dem

jetzigen Stande unserer Kenntnis von der Tonware und den sonstigen handwerklichen Erzeugnissen der frühgermanischen Kultur der ältesten Eisenzeit darf ein derartiger Einfluß nicht in Betracht gezogen werden. Für die zeitlichen Fragen der oberen Schicht ist es jedenfalls wichtig, daß nicht jedes Stück, das in der oberen Schicht gefunden wird, unbedingt dasselbe Alter wie die ganze Schicht hat. Wenn also Scherben mit echter Schnurverzierung oder jungsteinzeitliche Steinbeile in der früheisenzeitlichen Schicht auftreten, so läßt dies nicht ohne weiteres einen inneren Zusammenhang zweier sonst so verschiedenartiger Kulturgruppen erkennen, sondern kann auch von den Stellen hervorgerufen sein, wo die untere Schicht durchstoßen worden ist. Nehmen wir das Gegenteil an, d. h. läge hier eine ununterbrochene, jahrhundertelange Besiedlung und Bebauung ein und desselben Platzes vor, die hier von der jüngeren Steinzeit bis mindestens zur ältesten Eisenzeit gereicht haben müßte, so müßten sich die Spuren der jüngeren Besiedlung im Boden mit den älteren zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt haben. Es müßte dann derselbe Befund vorliegen, wie er etwa in Succase im Frühjahr 1936 angetroffen wurde: nämlich eine mehrere Meter dicke Kulturschicht, die nirgends von irgendwelchen Flugsandschichten unterbrochen war. Gewiß ließen sich dort bei eingehender Untersuchung einige Unterteilungen der gesamten Schicht erkennen, aber der Gesamteindruck war jedenfalls der, daß ununterbrochen auf derselben Stelle Häuser gestanden und ihre Spuren hinterlassen hatten (vgl. Anm. 40 im Aufsatz von Prof. Dr. E h r l i ch). Anfang und Ende dieser Besiedlung muß dann aus den Scherben der einzelnen Grabungsebenen (= Plana) erkannt werden. Der Unterschied zwischen dieser Succaser Kulturschicht und derjenigen von Lärchwalde ist nicht zu verkennen. Trotz aller Ueberschneidungen und Durchdringungen der Schichten in Lärchwalde haben wir uns doch einzig und allein an den durch die Grabung 1934 einwandfrei gesicherten Aufbau des Geländes zu halten. Er zeigt mit größter und eindringlicher Klarheit, daß hier z w e i s e l b s t ä n d i g e K u l t u r s ch i ch t e n vorliegen, die einen größeren zeitlichen Abstand voneinander gehabt haben müssen — das beweist die z. T. recht starke Flugsandschicht.

Für die Beurteilung der vorgeschichtlichen Siedlungsanlagen an dieser Fundstelle, soweit sie aus den Plänen und Zeichnungen jetzt zu erschließen sind, ist es besonders wichtig, daß die untere Schicht, die der jungsteinzeitlichen Haffküstenkultur zuzurechnen ist, nur in sehr geringer Anzahl Anzeichen von Häusern gegeben hat. Die Erklärung hierfür wird einzig und allein darin zu suchen sein, daß die eigentliche Siedlung der jüngeren Steinzeit, die im unteren westlichen Teil des Geländes gelegen war, zerstört worden ist. Den Hauptanteil an der Zerstörung wird wohl die Geländeabschachtung von 1933 haben. Da aber 1934 dicht an der Kunststraße Elbing—Dörbeck bei Arbeiten am Straßengraben jungsteinzeitliche Funde zutage kamen, wird auch manches bei Anlegung der Straße beseitigt worden sein. Betrachtet man den Inhalt der unteren Schicht im westlichen und östlichen Teil des Geländes, so wird es ohne

weiteres klar, daß die östlicher gelegenen Teile in der jüngeren Steinzeit nur zur Umgebung der Siedlung gehörten, aber selbst fast keine Anlagen trugen; Taf. XXVI c zeigt eine der ganz wenigen Gruben der unteren Schicht im östlichen Geländeabschnitt. Es muß also bei der Wiedererkennung der jungsteinzeitlichen Anlagen auf andere Fundorte unseres Kreises verwiesen werden. Es ist eine gute Entschädigung für den Verlust der jungsteinzeitlichen Siedlung in Lärchwalde, daß zu derselben Zeit Schachtarbeiter das jungsteinzeitliche Dorf in Succase anschnitten, das nun die beste Ergänzung für alle Lücken bietet. (Vgl. den vorhergehenden Aufsatz von Prof. Dr. Ehrlich.)

Die obere — früheisenzeitliche — Schicht ist wesentlich reicher ausgestattet. Ja, sie ergab, je mehr die Grabung nach Osten ausgedehnt wurde, immer dichter und zahlreicher werdende Anzeichen der Besiedlung. Für die Reichhaltigkeit der oberen Fundschicht an Gruben seien zwei Beispiele genannt: Fläche III/33 enthielt auf rund 300 qm insgesamt 136 Gruben von durchschnittlich 80—90 cm Durchmesser und einige Herde. Fläche XXVI, 1b/35 enthielt auf rund 408 qm insgesamt 237 Gruben von durchschnittlich 30—40 cm Durchmesser. An anderen Fundstellen erschienen meistens nur deswegen weniger Gruben, weil hier nicht so systematisch gegraben werden konnte. Die Gruben lagen also — wie der Ostpreuße sagt — „dicht bei dicht" und es ist kein Wunder, daß Fachleute und Laien kopfschüttelnd vor dieser ungeheuren Menge standen. Ehe darangegangen werden soll, aus dieser schier unübersehbaren Fülle einige Anhaltspunkte für den Häuserbau der früheisenzeitlichen Siedlung von Lärchwalde zu gewinnen, müssen wir uns erst mit der Anlegungsart der Gruben selbst beschäftigen.

Gruben:

Die Arten der Einsenkungen sind recht mannigfaltig. Am auffallendsten waren große, kreisrunde, manchmal auch eiförmige Gruben mit schwarzem Kranz und gelbem Kern. Sie erschienen besonders zahlreich in den Fundstellen III/33, XIII/33, XXII, 3/34 und XXIII, 1/34 (Taf. XXVII a-d; XXVIII a; Taf. XXX a, b; Taf. XXXII a; Taf. XXXV f). Der Aufbau dieser Pfostengruben ist so zu denken, daß eine ausgehobene Eintiefung mit holzkohlehaltiger, fettiger, schwarzer Schutterde ausgefüttert wurde. Der eigentliche Pfostenstamm wurde dann oft nicht unmittelbar auf diese Unterlage aufgesetzt, sondern auf eine Lage gelben Sandes, die auf die schwarze Schicht geschüttet wurde. Dann wurde der Stamm von beiden Seiten mit Sand beschüttet. Hin und wieder scheint er auch durch die schwarze Ausfütterung hindurch in den Boden getrieben worden zu sein, da die schwarzen kesselförmigen Gruben manchmal eine besonders tiefe Einsenkung an der untersten Stelle aufweisen. In wundervoller Klarheit konnte die Bauart einer solchen Pfostengrube an der Fundstelle XXII, 5b/34 beobachtet werden, wo der eigentliche Pfostenstamm sich noch als bräunlicher Kern von den umgebenden Schichten abhob (Taf. XXVII a). Auch der Pfosten 18 in XXVI, 1b/35 (Taf. XXVII b) ist ein Musterbeispiel.

Diese Bauart ist sehr eigenartig und weicht gänzlich ab von den sonst bekannten einfachen Vertiefungen, wie sie beispielsweise in Succase und übrigens auch auf dem Lärchwalder Gelände entdeckt wurden. Daß diese Gruben überhaupt Pfostengruben darstellen, ist — auch von uns selbst — lange bezweifelt worden. Die vielen Einzelbeobachtungen an den Dutzenden dieser Gruben zeigten aber trotzdem mit vollster Klarheit die wirkliche Bedeutung an. Es muß wohl ein ganz besonderer Grund gewesen sein, der die Erbauer zu dieser schwierigen Bauart zwang. Zuerst dachten wir an eine besonders ausgeklügelte Bauart großer tragender Pfosten für die Firstbalken der Häuser. Da aber die Gruben in einer dieser Ansicht völlig widersprechenden Fülle vorkamen, schied diese Erklärung im allgemeinen aus, wenn sie auch für einige Stellen zutreffen wird (vgl. die Besprechung der Fundstellen XXVI, 1b/35 und XXVI, 2/35). Einem Schacht- und Baumeister, der in Lärchwalde arbeitete, verdanke ich einen Hinweis auf zwei Erklärungsmöglichkeiten, die nicht rundweg abzulehnen sind. Er machte auf den hohen Grundwasserstand des Geländes aufmerksam, der eine besondere Sicherung der auf diesem Grunde erbauten Häuser erforderte; sodann sei es unbedingt nötig gewesen, auf dem sehr leichten und beweglichen Flugsandboden, den die Ansiedler vorfanden, die Gebäudeträger tief und standsicher einzusenken, denn ehe nicht eine genügend starke Kulturschicht die vorhandene sandige Oberfläche bedeckte, hätte mit der Gefahr des Abtragens des Bodens durch den Wind gerechnet werden müssen. Zu der Bemerkung über den hohen Grundwasserstand ist zu sagen, daß wir zwar nicht wissen, wie hoch derselbe zur Bronzezeit gewesen ist, daß aber immerhin dieser Beweggrund, besonders im unteren Teil des Geländes, mitgesprochen haben kann. Dem würde nur die allgemeine Regel widersprechen, daß sonst vorgeschichtliche Siedlungen stets auf trockenem, hochwasserfreiem Gelände angelegt worden sind. Wie aus der schon erfolgten Beschreibung hervorgeht, ist das Gelände an sich hochwasserfrei und trocken. Nur die in verschiedener, z. T. geringer Tiefe liegende Triebsandschicht konnte den eingesenkten Pfosten gefährlich werden. Davor wird man auch durch die eigenartige Grubenbauart das Holz des Pfostens geschützt haben. Auch Kiekebusch hat sich mit der Bauart der Pfostengruben beschäftigt und ist auf Grund des Befundes in Buch im wesentlichen zu derselben Erkenntnis gekommen, daß der Schutz vor Wasser- und Fäulnisschäden maßgebend für die Bauart der Gruben war[23]). Für Lärchwalde kommt noch hinzu, daß der Grundwasserspiegel zur Zeit der Anlegung der vorgeschichtlichen Häuser eine andere Höhe gehabt hat als heute. Bei der unmittelbaren Nähe des Haffs wird auf diesem flach ansteigenden Gelände wohl mit einem alljährlichen starken Wechsel des Grundwasserstandes zu rechnen gewesen sein, so lange nicht das Haff — wie heute an dieser Stelle — zugewachsen ist. Alle diese Ueberlegungen lassen es einleuchtend erscheinen, die Behauptung, daß die eingetieften Pfostenstämme nicht nur gegen die von oben einsickernden Regenwässer, sondern auch gegen das von unten hochsteigende Grundwasser geschützt werden sollten, nicht

rundweg von der Hand zu weisen. Die Beweggründe, die für die Erbauer maßgebend waren, werden noch einleuchtender, wenn man weiß, daß die in der geschilderten Weise erbauten Pfostengruben im wesentlichen nur auf dem unteren und mittleren Teil des Geländes erschienen, während weiter nach der Höhe zu diese Bauart abnahm und dafür einfache, in den Boden getriebene oder leicht eingegrabene Pfosten vorgefunden wurden.

Die zweite, zahlenmäßig ebenfalls häufig vertretene Bauart von Pfosten ist in vorgeschichtlichen Siedlungen oft anzutreffen. Sie entspricht u. a. der in Succase festgestellten Pfostenbauart. Der Pfostenstamm wurde ohne besondere Behandlung in eine kleine ausgehobene Grube gesetzt. Nur hin und wieder ließen kleine, am Grunde der Grube auftretende Holzkohlestückchen vermuten, daß absichtlich das Ende des Pfostenstammes angebrannt war, um ein Verfaulen zu verhindern. Trotz dieser damals angewandten Vorsichtsmaßregel gelang es nur in ganz vereinzelten Fällen, noch eine Spur des Stammes zu erkennen. Im allgemeinen ist das Holz vermodert. Das Pfostenloch enthält dann nur die Füllerde, die in alter Zeit um den eingesetzten Pfostenstamm herumgeschüttet worden ist. Der infolge der Vermoderung des Holzes entstandene Hohlraum wurde von dem darüber liegenden Erdreich ausgefüllt. In der Regel sind die Pfostengruben schwarz oder schwarzgrau. Nur die Fläche XXVI, 1b/35 macht insofern eine Ausnahme, als hier Pfostengruben zu bemerken waren, die sich hellgelb aus dem etwas dunkler gefärbten, gelbbraunen, gewachsenen Boden abhoben. Nur hin und wieder kam es vor, daß Feldsteine, geschlagen oder ungeschlagen, zur Verkeilung der Pfosten gedient hatten. Einmal erschien — in Fläche XXVI, 1b/35 — ein zersprungener Mahlstein in einem Pfostenloch (Pfosten 43 im Profil 41); ein Reibstein und ein Scherben wurden unter der Pfostengrube 8 in Fläche XXVI, 2/35 angetroffen. Kiekebusch unterscheidet zwischen eingesetzten und eingetriebenen Pfosten[21]). Letztere wurden in den Boden gerammt, ohne daß eine Grube ausgehoben wurde. Diese Bauart ist in der früheisenzeitlichen Siedlung ebenfalls, aber nur in verhältnismäßig geringem Umfang geübt worden.

Verschieden von diesen als Pfosten erklärten Gruben waren noch andere Eintiefungen. Einige von ihnen scheinen Abfallgruben gewesen zu sein. Es waren mulden- oder kesselförmige Eintiefungen von 50—100 cm Durchmesser, die sich durch tiefschwarze Erde besonders deutlich kennzeichneten (Taf. XXVII h). Sie waren bis zu ihrem oberen Rande angefüllt mit zerschlagenen, aber unbearbeiteten Tierknochen, Fischschuppen und Fischgräten, mit zertrümmertem Tongeschirr und Resten von Werkzeugen (zersprungenen Reib- und Mahlsteinen und Steinbeilen). Dazwischen lagen Holzkohlestücke, hin und wieder in erheblicher Menge, und Gesteinsstücke, die infolge der Einwirkung von Feuer gesprungen oder zermürbt waren — also wohl ehemalige Herdsteine. Soweit festgestellt werden konnte, lagen diese Abfallgruben unregelmäßig verstreut. Ihre Lage zu Häusern und Herden konnte nur in ganz vereinzelten Fällen erkannt werden.

Ueberdachungen, Einbauten oder irgendwelche Besonderheiten sind nicht erkannt worden. So sehr diese Abfallgruben auch mit unbrauchbar gewordenem, für die Wissenschaft aber trotzdem wertvollem Hausrat gefüllt waren, so liegt ihre eigentliche Bedeutung darin, daß aus den in ihnen vorgefundenen tierischen Resten der Speisezettel der damaligen Bewohner des Lärchwalder Geländes deutlich hervorgeht bezw. hervorgehen wird. Von den großen Mengen von Knochen und Fischresten ist bisher nur ein Bruchteil untersucht worden. Die Veröffentlichung dieser Ergebnisse soll später erfolgen.

Von den beiden bisher geschilderten Grubenarten — Pfostengruben und Abfallgruben — verschieden war noch eine dritte Art. Es waren das sehr tiefe Einsenkungen, meist mit gelbgrauer oder weißlicher Erde gefüllt, die nur in ihrem untersten Teil tiefschwarze Erde enthielten und mit Scherben durchsetzt waren. Ihre Form war sehr eigenartig: In der Fläche erschienen sie, sobald die Kulturschicht abgetragen war, als große, kreisförmige Verfärbungen; der Querschnitt zeigte, daß sie sich unterhalb dieses Ansatzes dann etwas verengerten und unten kesselförmig abgerundet waren; meist war der obere Durchmesser kleiner als der untere (Taf. XXVII g). Infolge dieser merkwürdigen Form, die sich im Querschnitt besonders auffallend zeigte, war es kein Wunder, daß wir sie bei der Ausgrabung „Glockenbecher-Gruben" tauften; es gibt keine bessere Beschreibung der Form dieser Gruben als der Hinweis auf diese Gefäßart[25]). Sie traten meist in Gruppen auf, ohne daß aber eine besondere Anordnung zu erkennen war. Am häufigsten erschienen sie in der Fläche XXIV/34. Die Scherben, die in dem untersten Teil dieser Gruben gefunden wurden, gehören zu großen, grobtonigen, stark gerauhten Gefäßen, die sehr dick und plump geformt waren. Sicher ist, daß die besten Vertreter dieser Grubengattung nur Scherben ein und desselben Gefäßes enthielten. Es scheint also in die ausgehobene Grube ein großes Gefäß eingelassen worden zu sein, das dann in sich zusammengestürzt ist und durch seinen organischen Inhalt die unterste Schicht der Grube schwarz gefärbt hat; die Trümmer wurden dann von einsickerndem gelbem Flugsand bedeckt, der die alte Grube völlig ausfüllte und einebnete. Der Zweck dieser Anlagen wird wohl der gewesen sein, in den in den Boden eingelassenen Gefäßen irgendwelche Vorräte für den Hausbedarf aufzubewahren. Es ist allerdings noch nicht gelungen, Getreidekörner oder sonstige Nahrungsreste in diesen Gefäßen zu finden. Die chemische Untersuchung der Erdproben hat lediglich bestätigt, daß nennenswerte organische Reste nur in der untersten Schicht dieser Gruben vorhanden sind. Mit der nötigen Vorsicht und dem Bemerken, daß spätere Grabungen hierzu Ergänzendes bringen können, sind diese Gruben als absichtlich angelegte V o r r a t s g r u b e n anzusprechen, deren Form durch eine uns noch unbekannte Ueberlegung bedingt sein muß.

In diese drei ausführlich geschilderten Grubenarten lassen sich nun aber nicht alle auf der Lärchwalder Fundstelle angetroffenen Gruben einordnen. Es gibt eine ganze Reihe von Sonderfällen, die hier aber nicht weiter behandelt zu werden brauchen. Durch die unvollkommene

Untersuchung großer Teile des Grabungsgeländes mag manche weniger zahlreich vorhandene Grubenart noch nicht erkannt worden sein. Auch hier steht vorläufig noch ein großes Fragezeichen, das ein Hinweis darauf ist, daß noch manche neue Erkenntnis durch planmäßige Untersuchungen gewonnen werden kann.

Herde:

Ehe die für einen vorläufigen Ueberblick besonders geeigneten Fundstellen und die Wiederherstellungsversuche der Siedlungsanlagen besprochen werden sollen, müssen noch kurz die Herde behandelt werden. Sie waren in Lärchwalde besonders zahlreich auf dem unteren, westlichen Teil des Geländes vorhanden. Leider konnte nicht ein Herd in seinem ehemaligen Zusammenhange, d. h. in dem dazugehörigen Hause, freigelegt werden. Anzeichen für zerstörte Herdstellen innerhalb der Siedlungsanlagen enthielten die Fundstellen XXII, 3/34 und XXIII, 1/34. (Vgl. die Fundberichte auf S. 121 ff.). Auch bei der Fläche XXVI, 1a/34 Fundstelle 1 wird ein im Jahre 1934 untersuchter Herd zu den bei der Herbstgrabung 1935 freigelegten Grundrissen gehört haben.

Die Herde waren gewöhnlich rundlich gebaut, einige hatten die Form eines Vierecks mit abgerundeten Ecken. Ihr Durchmesser betrug im allgemeinen 70—100 cm, ihre Tiefe meist 20—50 cm. Die Steine, aus denen sie aufgebaut waren, hatten meist das übliche Aussehen der auf jedem Acker aufzulesenden Feldsteine, oft waren sie aber auch absichtlich zu einer bestimmten Form zurechtgeschlagen. Das beste Beispiel dafür bot der Herd in Fläche XXVI, 1a/34 Fundstelle 1 (Taf. XXIX a). Durch die Einwirkung des Feuers waren die Steine oft zermürbt und gesprungen und konnten bei der Anlegung von Querschnitten mühelos mit dem Spaten durchstochen werden. Die meisten Herde waren nicht aus einer, sondern aus mehreren Lagen von Steinen aufgebaut. Unter den Steinen befand sich in den meisten Fällen noch eine tiefe Grube, die mit schwarzer Branderde gefüllt, oft auch mit Knochen, Scherben, Holzkohlestücken und sonstigen Resten durchsetzt war. Diese Beobachtung ist nicht auf die Lärchwalder Fundstelle beschränkt, sie konnte auch besonders schön in der in aller Ruhe untersuchten, völkerwanderungszeitlichen Siedlung in Böhmischgut Kr. Elbing gemacht werden[26]). Auch Kiekebusch erwähnt, daß in Buch unter den Herdpackungen derartige Gruben vorhanden gewesen sind[27]). Er denkt dabei an eine alte Ueberlieferung, die die Grube als den älteren, die Steinpackung als den jüngeren Stand der Entwicklung des Herdbaues kennzeichnen würde. Gewissermaßen als nicht mehr verstandenes Ueberbleibsel einer vergangenen Zeit hätte man die Gruben auch später noch unter den Steinpackungen angelegt. Kiekebusch hält diese seine Bemerkung selbst nur für reine Annahme. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß bei der Anlegung dieser Gruben unter den Herden nicht nur Gründe der Pietät, sondern auch praktische Erfahrung mitgesprochen hat. Durch die jahrelange Benutzung eines Herdes wurden die Steine von einer sich ständig vergrößernden Schicht von Holzkohle, Speiseresten und Abfällen bedeckt, die zwar immer wieder beseitigt wurde, aber schließlich doch die Benutzung der

Steinfläche behindert haben wird. Wahrscheinlich um diesem Uebel abzuhelfen, sind die Herdsteine aus dieser umgebenden Schuttschicht herausgeholt worden, und die Schutt- und Abfallerde wurde unter die neu anzulegende Steinpackung als Unterfütterung zusammengekehrt. Nicht immer scheint man sich diese Arbeit gemacht zu haben. Oft genug sind wohl auch auf den von Holzkohle und Schutt bedeckten Steinherd neue Steine zu einer neuen Herdpackung gelegt worden, und auch diese Maßnahme hat man dann zu gegebener Zeit wiederholt, so daß ein solcher Herd allmählich in die Höhe wuchs. Auf andere Weise wäre es kaum zu erklären, daß die Steinpackungen aus vier, fünf oder mehr Steinlagen aufgebaut sind, daß in der Grube unter der Steinpackung hin und wieder zermürbte Steine angetroffen wurden und daß innerhalb der dicken Steinpackungen zwischen den Steinen Holzkohle und Scherben lagen. Die Lärchwalder Fundstelle kann hierzu nur etwa ein Dutzend guter Beispiele stellen; bei der beabsichtigten Veröffentlichung der 65 Böhmischguter Herdstellen wird diese Frage noch eingehend behandelt werden.

Als Beispiele für die Lärchwalder Herdanlagen seien die schönsten Fundstellen herausgegriffen:

Herd XXI, 13/34 (Taf. XXVIIIc): Ein Teil der Herdstelle war von den Schachtarbeitern bereits gestört. Erhalten war in 1 m Tiefe unter Erdoberfläche ein Steinkreis von etwa 85×60 cm Durchmesser. Es ließ sich nicht mehr feststellen, ob der Innenraum in Wirklichkeit keine Steine enthalten hatte oder ob diese durch die Störung der Anlage beseitigt worden waren. Der Steinkreis war in eine schwarze Verfärbung eingebettet, die einen Durchmesser von 105×70 cm hatte. Im Innern des Steinkreises lag schwarzgefleckte graue Erde, die mit einigen Scherben und etwas Holzkohle durchsetzt war. Die Tiefe dieser inneren Schicht betrug 12 bis 14 cm. Der Steinkreis, der nur 10 cm tief in den Boden hinabreichte, lag auf einer schwarzgrau gefärbten Mulde, deren größte Tiefe 18 cm betrug. Die Herdgrube lag in gelbbraunem, durch Eisenoxyd rötlich gefärbten Sand, der dicht unterhalb des Herdes in Triebsand überging. Die nur schwach ausgeprägte Kulturschicht, zu der der Herd gehörte, war von den Arbeitern fast gänzlich abgetragen worden. In größerer Entfernung wurde diese Kulturschicht von einer anderen, kräftiger ausgeprägten Schicht überlagert.

F u n d e : In der Mitte des Steinkreises wurden sechs Scherben von mehreren ziemlich glatten, dicken, grobtonigen Gefäßen gefunden, die jungsteinzeitlichen Eindruck machen — ein Ergebnis, das mit dem Befund der Schichtenfolge übereinstimmt.

Herd XXI, 9/34 (Taf. XXIXc): Die Herdstelle konnte knapp vor der Abschachtung gerettet werden. In 1 m Tiefe unter Erdoberfläche war aus geschlagenen, z. T. zermürbten Steinen eine rundliche Steinsetzung gebildet, deren Oberfläche aber nicht voll gepackt war. Der Durchmesser der Steinsetzung betrug 45—55 cm. Sie war in eine schwachgraugelbe Verfärbung von 65 cm Durchmesser eingetieft. Die Grube war bis zur Hälfte (= 10 cm unter Herdoberfläche) mit dicht gepackten, recht kleinen

Steinen angefüllt, die von schwärzlicher Erde umgeben waren. Die Abbildung auf Taf. XXVIIIc gibt das Herdprofil insofern nur ungenau wieder, als diese Zeichnung — im Gegensatz zu den beiden anderen derselben Fundstelle — erst später auf Grund des genauen Berichtes und einer flüchtigen Skizze angefertigt wurde; sie entspricht ungefähr dem richtigen Bild. Unterhalb der kleinen, mit Steinen angefüllten Grube befand sich noch — bis 20 cm Tiefe unter Herdoberfläche — eine nur schwach ausgeprägte, grauschwarze Mulde.

Da keine Funde in der Herdstelle angetroffen wurden, wurde in unmittelbarer Nähe ein Querschnitt durch die noch stehengebliebene Böschung angelegt, um die Zugehörigkeit des Herdes zur oberen oder zur unteren Schicht zu klären. Der Querschnitt zeigte zwei Kulturschichten, die sehr dicht übereinander lagerten und sich nach Osten zu, anscheinend infolge einer aus der oberen Schicht hinabreichenden Grube, vereinigten. Westlich des Herdes waren beide Schichten durch schwachgelben Flugsand getrennt; soweit der weitere Verlauf nach Westen zu beobachtet werden konnte, trennten und vereinigten sie sich infolge des unregelmäßigen Verlaufs der oberen Schicht noch mehrmals. Der Herd selbst lag ganz am unteren Rande der unteren Schicht. Die Zeitbestimmung der Schichten stimmt mit dem Gesamtbefund der Lärchwalder Fundstelle überein, denn die obere Schicht ergab an dieser Stelle eine Anzahl gerauhter Rand- und Wandungsstücke von früheisenzeitlichem Aussehen; in der unteren Schicht wurden einige Funde gemacht, die zwar nicht einwandfrei zeitbestimmend sind, aber doch in Verbindung mit den übrigen Funden der unteren Schicht auf ein jungsteinzeitliches Alter schließen lassen. Lehrreich für die Veränderung der Erdschichten war, daß auch an dieser Stelle der Triebsand schon in die untere Schicht hineinragte, so daß der etwa 30 cm tief angelegte Querschnittgraben am Herd sich mit Grundwasser füllte.

Herd XX, 2/34: In einer Baugrube wurden mehrere dicht beieinander liegende Herde zerstört, von denen nur noch einige, zum größten Teil zermorschte Steine angetroffen wurden. Der einzige vor der Abschachtung gerettete Herd, der aber in seinem nördlichen Teil ebenfalls schon gestört war, hatte einen Durchmesser von noch 70×80 cm. Es war eine rundliche Anlage, die aus sehr großen, meist geplatzten und zermorschten Steinen unregelmäßig gepackt war. Die zwischen den Steinen liegende Erde war in dem noch unbeschädigten Teil tiefschwarz. Im Querschnitt zeigte sich eine 20 cm tiefe Grube mit steilen Rändern, deren eine Hälfte von einem großen Steinblock ausgefüllt war, während die andere Hälfte tiefschwarze Erde enthielt. Irgendwelche Funde wurden nicht entdeckt. Die Kulturschicht, zu der der Herd gehörte, war bereits zerstört und abgetragen.

Nur 5 cm unter der Herdgrube, aber deutlich durch Flugsand von ihr getrennt, erschien eine zweite Kulturschicht. Sie war 40 cm dick, von grauer Farbe und auf eine längere Strecke hin mit Scherben durchsetzt. Aus ihr wurden zwölf Wandungsstücke von steinzeitlichem Aussehen geborgen.

Ob der Herd — als zu der oberen Schicht gehörig — damit als früheisenzeitlich bestimmt ist, sei dahingestellt. Die Wände der Baugruben gaben an dieser Stelle keinen genaueren Aufschluß. Möglich ist es auch, daß der Herd in die jungsteinzeitliche Schicht der Haffküstenkultur gehört und daß die darunter liegende Schicht der älteren, ebenfalls steinzeitlichen Schicht angehört, von der eingangs die Rede war (S. 108 f.); denn gerade in der Fläche XX/34 waren diese drei Schichten besonders gut entwickelt.

Herd XXI, 12/34 (Taf. XXIX b): Die Stelle ergab einen der schönsten und am besten erhaltenen Herde des ganzen Lärchwalder Geländes. In 25 cm Tiefe unter Erdoberfläche erschien eine fast kreisrunde Anlage von 106×104 cm Durchmesser dicht gepackt aus großen, meist geschlagenen Steinen. Die Füllerde war gelbgrau, nur im südwestlichen Teil war sie schwarz.

Seiner wundervollen Erhaltung wegen wurde dieser Herd in Holz, Gips und Lehm verpackt und als Ganzes — ein etwa 15 Zentner schweres Paket! — in den Hof des Museums gebracht und dort in seinem ursprünglichen Gefüge in den Erdboden eingesenkt. Dort bildet nun diese rund 3000 Jahre alte germanische Herdanlage — die Zeitstellung ergibt sich aus zwei glatten und einem gerauhten Wandungsstück, die im Herde lagen, und aus der Tatsache, daß der Herd zur oberen Schicht gehörte — ein willkommenes und lehrreiches Anschauungsstück für die Besucher des Museums. Da der Herd nicht auseinandergenommen werden konnte, wurde die Dicke der Steinpackung notgedrungen mit der Stahlsonde von der Seite her ermittelt: Die gemessene Stärke der Packung beträgt 60 bis 70 cm — es ist die stärkste Herdpackung, die in Lärchwalde entdeckt wurde.

Herd XXVI, 12/34 und Grube XXVI, 13/34: Einer allzu großen Begeisterung für die Vorgeschichtsforschung und der Liebe zur selbständigen Buddelei ist eine wahrscheinlich sehr große Herdstelle im nordöstlichen Teil des Geländes zum Opfer gefallen. Es war nur noch festzustellen, daß unter der Steinpackung eine kleine Grube vorhanden war, die derjenigen der Stelle XX, 2/34 sehr ähnelt. Von den Funden, unter denen laut Feldbuch ein halber Netzsenker, eine zur Hälfte erhaltene Tonschale und eine halbe Steinaxt vorhanden gewesen sein sollen, ist leider nichts ins Museum gelangt.

Wichtig ist, daß unmittelbar neben dieser Herdstelle eine Abfallgrube von 1 m Durchmesser und 75 cm Tiefe gelegen hat. Sie enthielt Fischschuppen, Fischgräten, Knochen und eine große Anzahl von Tongefäßscherben sowie einige Steinstücke, von denen das eine eine glattgeschliffene gekrümmte Fläche zeigt — also vielleicht von einem Steinbeil herrührt. Es ist dies das einzige Mal, daß eine Abfallgrube in unmittelbarer Nähe einer Herdstelle beobachtet worden ist. In der spätbronzezeitlichen Siedlung in Buch ist dies häufiger der Fall gewesen[27]). In Lärchwalde liegen — wie schon erwähnt — die Abfallgruben meist außerhalb der Gebäude.

Die Zeitstellung ergibt sich aus den gerauhten Scherben sowie einigen Randstücken. Herd und Grube sind in der frühen Eisenzeit angelegt worden. Die untere Kulturschicht wurde an dieser Stelle nicht beobachtet.

Herd XXVI, 1a/34 Fundstelle 1 (Taf. XXIXa): Diese Herdstelle, von hilfsbereiter Hand entdeckt und freigelegt, hatte einen Durchmesser von etwa 50 cm. Die Abbildung zeigt eine größtenteils aus geschlagenen Steinen dicht gepackte Anlage. Dies ist besonders wichtig als Beweis für die erwähnte Behauptung, daß manche Herde nicht aus gewöhnlichen Steinen gebildet wurden, sondern daß die Steine von den Erbauern des Herdes eine veränderte Form erhielten.

Die Zeitstellung dieses Herdes ist aus den dabei gefundenen Scherben zu entnehmen, die ebenso wie die Scherben der weiter fortlaufenden Schicht zu gerauhten und glatten Gefäßen gehören, wie sie für die obere, früheisenzeitliche Schicht typisch sind. Im Jahre 1935 wurden bei einer Nachgrabung an derselben Stelle Fundamente von Häusern gefunden, die mit dem Herd möglicherweise in Zusammenhang stehen (Fläche XXVI, 1b/35).

Herd XXI, 1/34 (Taf. XXIX d): Diese Fundstelle ergab einen aus behauenen und unbehauenen Feldsteinen erbauten Herd von rundlicher Form, dessen Durchmesser fast 1 m betrug. Die Füllerde zwischen den Steinen war tiefschwarz. Der Querschnitt zeigte, daß dieser Herd aus sehr unregelmäßig gelegten Steinen errichtet war und nicht die sonst übliche Grube unter den Steinen besaß.

Seine Zeitstellung ist nur aus der Schichtung des Geländes ersichtlich, da Beifunde fehlen. Der Herd liegt in der unteren Schicht, die in nächster Nähe (Fläche XX, 1/34) schnurkeramische Fundstücke ergeben hat. An dieser Fundstelle ließ sich die Schichtung des Geländes vorzüglich erkennen.

Aus den gegebenen Fundberichten geht hervor, daß die Zeitstellung der in Lärchwalde gefundenen Herde und ihr Verhältnis zu dem Zwei-Schichten-Problem ziemlich klar ist. Weitaus die meisten Herde sind in der oberen Schicht zu Tage gekommen. Sie werden durch die in ihnen enthaltenen Funde als spätbronzezeitlich und früheisenzeitlich datiert. Einige Herde gehören aber mit Sicherheit auch zu der unteren Schicht. Dabei fällt auf, daß im Grunde genommen zwischen der Erbauungsart der Herde beider Epochen — der Jungsteinzeit und der frühen Eisenzeit — fast gar kein Unterschied besteht. Die bisher im Elbinger Gebiet bekannt gewordenen jungsteinzeitlichen Herde der schnurkeramischen Haffküstenkultur haben eine ganz andere Form: die besten sind in Wieck-Luisenthal[28]) und Succase entdeckt worden und zeigen in übereinstimmender Form einen rechteckigen oder ovalen Steinkranz, der aus meist ungeschlagenen Feldsteinen gebildet ist und dessen Innenfläche mit schwarzer Erde angefüllt ist, also der Kochraum war (vgl. Taf. III, 1 in der Abhandlung über Succase von Prof. Dr. Ehrlich). Bis auf eine Ausnahme — Herd XXI, 13/34 — ist in Lärchwalde diese Form nicht vorhanden gewesen. Dieser Herd ist aber auch nicht ganz einwandfrei, da er schon von den Schachtarbeitern angestochen war, so daß der steinfrei angetroffene Innenraum auch

zufällig entstanden sein kann. Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, diese Gleichheit der Bauart klar und eindringlich vor Augen zu führen, so kam die Entdeckung eines kleines Herdes (Fundstelle 238) auf Fläche XXVI, 1b/35 in der unteren Schicht gerade zurecht. Die Grabung 1935, die zur Kontrolle des Zwei-Schichten-Problems an dieser Stelle diente, ergab einwandfrei einen aus kleinen, geschlagenen, dicht gepackten Steinen erbauten Herd von der Form eines Vierecks mit rundlichen Ecken. Er wurde zwar nicht durch Beifunde datiert, lag aber in der eine weite Strecke lang beobachteten unteren Schicht, die jungsteinzeitliche Scherben ergeben hat. Es ist das Auffallende bei fast allen Lärchwalder Herden, sowohl denen der unteren als auch denen der oberen Schicht, daß so gut wie gar keine Pfosten in ihrer Nähe gefunden worden sind. Die bereits geschilderten eigenartigen und unglücklichen Fundumstände mögen hierbei viel mitspielen, wenngleich an manchen Stellen dieser Entschuldigungsgrund nicht ausreichen mag. So ist besonders bemerkenswert, daß Reste der jungsteinzeitlichen Siedlung im Anschluß an einige Herdstellen des unteren, westlichen Geländes trotz eifrigen Suchens nicht gefunden werden konnten.

Fundberichte:

Im Folgenden sollen nun einige besonders gute Beispiele der Fundstelle Lärchwalde-Hoppenbeek in Form von Fundberichten vorgelegt wurden. Es sind das größtenteils Stellen, an denen von sachkundiger Hand noch Feststellungen getroffen werden konnten, während andere Fundstellen, die nur kümmerliche Bruchstücke in jeder Hinsicht ergeben haben, hier nicht berücksichtigt werden sollen. Es ist beim Durcharbeiten des Fundstoffes im Museum zu unserem eigenen größten Erstaunen doch mehr an zusammenhängenden Tatsachen herausgekommen, als der auf dem Gelände selbst gewonnene pessimistische Eindruck vermuten ließ. Freilich sind die folgenden Berichte wohl auch das einzige und beste, mit dem wir aufwarten können. Sie mögen zeigen, was selbst unter den schwierigen Arbeitsverhältnissen herausgeholt worden ist und was noch der weiteren Klärung harrt.

Stelle XXIII, 1/34 (Taf. XXX a).

Bei den Schachtarbeiten wurde im oberen Teil des Geländes, etwa 235 m von der Elbing—Dörbecker Kunststraße entfernt, bei Anlegung eines neuen Schachtes eine 20—30 cm starke Kulturschicht angeschnitten, die eine bedeutende Ausdehnung hatte und reichlich Scherben enthielt. Die beschleunigte Abtragung des Geländes zwang dazu, diese Stelle in mehreren kleinen Teilabschnitten zu untersuchen, die ihrerseits auf die große, das Gelände durchquerende Hauchtachse eingemessen wurden. Diese Untersuchungsart hatte den Nachteil, daß nur schwer ein Gesamtüberblick über die Bedeutung und die Zusammengehörigkeit der durchgegrabenen Stellen zu erlangen war. Von der Kulturschicht waren bei Beginn der Untersuchung nur noch kümmerliche Reste vorhanden. Es konnte daher nur Wert darauf gelegt werden, daß die für die Beurteilung der

Siedlungsanlage wichtigen Gruben und Einsenkungen hervortraten. Dies war durchschnittlich bei 70—90 cm unter Erdoberfläche der Fall (Höhe der Erdoberfläche an dieser Stelle über Meeresspiegel etwa 12,40 m). Die Kulturschicht senkte sich etwas nach Nordosten, so daß hier etwas tiefer geschürft werden mußte als im südwestlichen Teil. Bei der Zusammenstellung der untersuchten Stellen in einen Gesamtplan ergab es sich schon während der Grabung, daß hier eine planmäßige Pfosten- und Grubenstellung vorlag. Dieses Ergebnis wurde dadurch nachgeprüft, daß die ringsum liegenden, von der Abtragung noch nicht berührten Böschungen genau untersucht wurden. Dadurch, daß außerhalb der Siedlungsanlage keine Gruben oder Einsenkungen angetroffen wurden, wurden die auf Grund der zeichnerischen Zusammenstellung gewonnenen Ergebnisse bestätigt. Ein glücklicher Umstand war es, daß an dieser Stelle keine Ueberbauung oder Ueberschneidung der Anlage stattgefunden hatte, sondern daß der ursprüngliche Grundriß unverändert wieder zu Tage trat. Die Kulturschicht selbst erstreckte sich noch weiter über das Gelände, sie war in der unmittelbaren Nähe der Anlage tiefschwarz und mit Funden aller Art durchsetzt, schien aber in einiger Entfernung etwas bräunlicher zu werden und weniger Funde zu ergeben (vgl. hierzu auch den ähnlichen Befund in Fundstelle XXI, 2/34, Taf. XXVIIIb). Die aufgefundenen Gruben erhielten auf dem Gesamtplan die Bezeichnung 1—16. Von ihnen sind die Gruben Nr. 1—3, 5—7, 10, 11 und 16 auf Grund der an Ort und Stelle gewonnenen Erkenntnisse als Pfosten anzusprechen, die übrigen haben anderen Zwecken gedient.

Stelle 1 (Pfosten) (Taf. XXVIII a): Diese Stelle war der Ausgangspunkt der Untersuchungen. Nachdem der Zerstörung durch die Schachtarbeiter Einhalt geboten war, zeigte sich in der in 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche angelegten Grabungsfläche (= Planum) ein eiförmiger Kranz aus schwarzer, fettiger, holzkohlehaltiger Erde mit gelblichgrauem Kern. Nur im vorderen, östlichen Teil waren die Schichten durch Spateneinstiche gestört. Der Durchmesser der schwarzen Umrandung betrug 100×120 cm, der Durchmesser des gelbgrauen Kerns 70×90 cm. Ein neben der Grube angelegter Querschnitt zeigte folgende Schichtung: 21 cm Ackererde, 4 cm gelber Flugsand, 21 cm Kulturschicht, 10 cm ausgelaugte weißliche Sandschicht, 19 cm gelbgrauer Sand. Die beiden Schnitte durch die Grube zeigten eine mit schwarzer, fettiger, holzkohlehaltiger Erde ausgefütterte Eintiefung mit gelbgrauer Innenfüllung. Lehrreich war die Beobachtung, daß bei der Anlegung der Grube ein Teil des Lehmgrundes ausgehoben war; der Durchmesser dieses Ausstichs, der größer war als der schwarze Kranz, betrug 80—85 cm. Die Tiefe der ausgehobenen Grube (unter der Grabungsfläche) betrug 46—50 cm, die Tiefe der schwarzen Ausfütterung 32 cm, die Tiefe des gelbgrauen Kerns 20 cm. Aus diesen Maßen geht hervor, daß die Erbauer für die Einsenkung dieses Pfostens eine erheblich tiefe Grube ausgeschachtet haben. Das wird noch deutlicher bei folgender Aufstellung. Nimmt man die Unterkante der Kulturschicht als Erdoberfläche zur Zeit der Anlegung der Siedlung an —

was allerdings nicht ganz genau übereinstimmen wird — so hat man die Grube 75 bis 79 cm tief ausgehoben, die schwarze Ausfütterungsschicht in 61 cm Tiefe angelegt und die Pfostenspitze in 49 cm Tiefe aufgesetzt.

Aus der schwarzen Schicht wurden einige Scherben geborgen. Es sind größtenteils Wandungsstücke gerauhter und glatter Gefäße (vgl. Taf. XXXIV a, g). Ein Randscherben zeigt einen leicht ausladenden Rand. Ein Bodenstück mit Wandungsansatz läßt erkennen, daß der untere Teil des Gefäßes glatt war, während der obere Teil absichtlich gerauht war. Zwischen den Scherben fand sich ein Beil aus graugrünem Felsgestein von 6,7 cm Länge und 3,9 cm Breite (Textabb. 1 b).

Stelle 2 (Pfosten): In 60 cm Tiefe unter Erdoberfläche erschien ein etwas ungleichmäßig ausgeprägter, fast kreisförmiger schwarzer Ring von 1 m Durchmesser mit einem weißlichhellen Kern, dessen Durchmesser 80 cm betrug. Im Querschnitt zeigte sich eine kesselförmige Grube mit weißem Kern und schwarzer Umrandung. Die Tiefe der weißen Schicht betrug noch 20 cm, diejenige der schwarzen Umrandung noch 50 cm.

Scherben wurden nicht gefunden, nur etwas Holzkohle wurde aufbewahrt.

Stelle 3 (Pfosten): In der etwa 60 cm unter Erdoberfläche angelegten Fläche zeichnete sich ziemlich klar ein schwarzer Ring mit gelbem Kern, der etwas gestört war, ab. Der Durchmesser dieser Grube betrug noch 72 cm, er mag ehemals etwa 85 cm betragen haben. Der gelbe Kern hatte einen Durchmesser von 60—65 cm. Im Querschnitt zeigte sich eine kesselförmige Grube mit schwarzer Umrandung und gelbem Kern. Die Tiefe des gelben Kerns betrug 30 cm, die der schwarzen Schicht 60 cm.

In der schwarzen Schicht fanden sich drei kleine, unbearbeitete Bernsteinstückchen sowie etwas Holzkohle.

Stelle 4 (zerstörter Herd): Südwestlich neben der Stelle 3 enthielt in 60 cm Tiefe unter Erdoberfläche eine etwa 1 qm große Fläche auffallend viel fettige Erde, Holzkohle, Lehmstücke und zermürbte Steine. Der Querschnitt ergab eine noch etwa 20—30 cm tiefe schwarze unregelmäßige Einsenkung, in deren unterstem Teil noch eine kleine pfostenartige Einsenkung (Stelle 4a) zu erkennen war. Nach dem Befund dürfte es sich hier um einen von den Schachtarbeitern schon zerstörten Herd handeln. Er scheint aber keine so gute Steinpackung gehabt zu haben wie die bereits geschilderten Herde. Die darunter befindliche Grube entspricht den auch an den anderen Herden auftretenden Gruben, von denen bereits die Rede war. Der kleine Pfosten oder — wohl richtiger — der Pfahl, hat kaum zu der Hauswand gehört, sondern zu einem am Herd befindlichen Aufbau.

An Funden kamen zwei kleine rauhe Wandungsscherben, einige Stücke gebrannten Lehms, die aber keine Abdrücke enthielten, und sehr viel Holzkohle zu Tage.

Etwa 50 cm südöstlich der Stellen 3 und 4 wurde ein Reibstein zusammen mit zwei oder drei Steinen schon außerhalb der ganzen Anlage

gefunden. Wahrscheinlich ist dies aber nicht die ursprüngliche Lagerung, vielmehr scheinen die Steine von den Arbeitern bei der Zerstörung hierher geworfen zu sein.

Zwischen den Fundstellen 4 und 5 traten zahlreiche Lehmstücke und einige Scherben auf. Dieser Fundstreifen füllte in einer Breite von etwa 20 cm den Raum zwischen den beiden Fundstellen. Die fünf Scherben stammen teils von gerauhten, teils von geglätteten Gefäßen. Ein Wandungsscherben zeigt den Rest eines Fingernageleindrucks. Die Lehmstücke sind sehr bröckelig und zeigen nur selten Abdrücke. Diese sind meist so schlecht erhalten, daß irgendwelche Schlüsse auf die Lagerung des Holzes unmöglich sind.

Stelle 5 (Pfosten): In 80 cm Tiefe unter Erdoberfläche war der Rest einer schwarzen rundlichen Verfärbung stehengeblieben. Der schwarze Rand trat recht deutlich hervor, das Innere war von schwärzlich gefleckter gelber Erde ausgefüllt. Der Durchmesser der ganzen Grube betrug 80 cm, derjenige des gelbschwärzlichen Kerns etwa 40 cm. Im Querschnitt zeigte sich noch eine flach kesselförmige Grube, deren gelblichschwarzer Kern noch 7 cm und deren schwarze Schicht 20 cm tief hinabreichte.

In der schwarzen Schicht steckte ein großer Randscherben eines gerauhten Gefäßes, der beim Herausnehmen zerfiel.

Stelle 6 (Pfosten): In etwa 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche war als letzter Rest dieser Stelle eine schwärzliche, unregelmäßig begrenzte Verfärbung von 60—70 cm Durchmesser zu sehen. Die Tiefe der einheitlich schwarz gefärbten Grube betrug noch 10—12 cm. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß hier eine Pfostengrube zerstört worden ist, die denselben Aufbau — schwarze Umrandung, gelber Kern — hatte wie die anderen. Vor der Abschachtung war lediglich der unterste Teil der schwarzen Ausfütterung gerettet worden. Die noch festgestellten Maße lassen darauf schließen, daß diese Pfostengrube einen ähnlichen Umfang gehabt hat wie die übrigen gut untersuchten.

Stelle 7 (Pfosten): In 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche trat eine runde schwarze Verfärbung mit gelbem Kern deutlich in der gelblichschwarzen Kulturschicht hervor. Der Durchmesser der ganzen Grube betrug 60—65 cm, der Durchmesser des gelben Kerns 25 cm. Im Querschnitt zeigte sich eine kesselförmige Einsenkung mit gelbem Kern (10 bis 15 cm tief) und schwarzer Umrahmung (25—30 cm tief).

Stelle 8 (Grube): In 85 cm Tiefe unter Erdoberfläche zeigte sich der Rest einer zerstörten kleinen Grube mit auffallend fettiger Erde, die aber keine Holzkohle enthielt. Ihr Durchmesser, der noch 60×40 cm betrug, ist auf 60—70 cm zu schätzen. Die größte, noch zu messende Tiefe an der unzerstörten Stelle war 10 cm. Die fettige Erde läßt darauf schließen, daß diese Grube als Abfallgrube für organische Reste oder als kleine Vorratsgrube gedient hat.

Scherben und Knochen wurden nicht in ihr gefunden.

Stelle 9 (Grube): In einer in 80 cm Tiefe angelegten Fläche hob sich ein kreisrunder grellgelber Fleck, dessen Durchmesser 65 cm betrug,

sehr deutlich von der umgebenden gelbgrauen Erde ab. Die Untersuchung durch Querschnitt ergab nichts Wesentliches. Es hob sich keine gelbe Grube ab. Der umgebende gelbgraue Sand war nur 5 cm stark; der gelbe Kreis ging ohne merkliche Abgrenzung in den unteren gelbbraunen Sand über.

Die Bedeutung dieser Anlage ist unklar geblieben. Daß es sich nicht um zufällige Erdbildungen handelt, zeigten ähnliche Fundstellen (vgl. Stelle 12; und Fläche XXII, 3/34 zwischen Grube 3 und 6, Taf. XXX b). Als einzige Möglichkeit bleibt die Erklärung, daß hier ein aus organischem Stoff bestehender runder Gegenstand in den Boden eingelassen worden ist; nach seiner restlosen Vermoderung ist die Grube dann durch gelben Flugsand ausgefüllt worden. Es sind in Fläche XXVI, 1b/35 ebenfalls gelbe Gruben beobachtet worden, die sich dort aber einwandfrei als Pfosten deuten ließen, was schon S. 114 besprochen worden ist. Deren Hauptunterschied gegenüber der hier vorliegenden Art besteht darin, daß sich ihre Ränder ganz genau von der umgebenden Erdschicht abhoben, während hier vor allem eine untere Begrenzung nicht festzustellen ist. Vielleicht wird dieses Rätsel durch neue Ausgrabungen gelöst werden.

Stelle 10 (Pfosten): In 80 cm Tiefe unter Erdoberfläche hob sich ein kleiner schwarzer Kreis von 30 cm Durchmesser ab. Seine Tiefe betrug im Querschnitt 28 cm. Die Grube war kegelförmig eingetieft und enthielt keine Funde. Die umgebende Kulturschicht war an dieser Stelle noch 10 cm stark. Die eingetiefte Grube hob sich aber durch ihre Füllung sowohl in der Fläche als auch im Querschnitt klar von der umgebenden Schicht ab. Die Deutung dieser Grube als Pfostengrube beruht darauf, daß die kegelförmige Eintiefung kaum eine andere Erklärung zuläßt. Zwar weicht dann die Bauart dieses Pfostens von der Bauart der übrigen an dieser Stelle entdeckten Pfosten ab, was aber immerhin möglich wäre, da beide Bauarten der Pfostengruben — wie schon ausgeführt — gleichzeitig bekannt waren.

An den Stellen 10 und 11 sowie zwischen den Stellen 11 und 16 lagen Lehmbewurfstücke ohne erkennbare Abdrücke in einem etwa 10 bis 15 cm breiten Streifen.

Stelle 11 (Pfosten): In 74 cm Tiefe unter Erdoberfläche wurde der Rest einer schon angegrabenen großen Grube mit schwarzem Kranz und gelblichem Kern freigelegt. Der Durchmesser der Grube betrug 80 bis 90 cm, der Durchmesser des Kerns 50 cm. Im Querschnitt zeigte sich eine recht tiefe Einsenkung: der gelbgraue Innenkern reichte 20 cm, der schwarze Kranz 38 cm tief. Unter der schwarzen Umrahmung war ein etwa 8 cm breiter Saum von grauer Erde erkennbar, darunter erschien in 50 cm Tiefe unter der angelegten Untersuchungsfläche (Planum) wahrscheinlich die zweite Kulturschicht. Jedenfalls wurde ein 20 cm breites Band festgestellt, das sich nach beiden Seiten des Querschnittes hin fortsetzte, aber der Eile wegen nicht mehr untersucht werden konnte. Es ist dies das einzige Mal, daß an dieser Fundstelle die untere Kulturschicht

gefunden wurde. Sie scheint hier verhältnismäßig tief unter der Erdoberfläche zu liegen (gemessen wurden 124—144 cm) und ist weder durch die Geländeabtragung noch durch unsere Grabungen — mit Ausnahme dieser Stelle — gestört worden.

Unmittelbar neben dem Pfosten wurden in der oberen Kulturschicht mehrere geglättete und gerauhte Scherben, Fischschuppen und ein Reibstein gefunden.

Stelle 12 (Grube): Inmitten schwärzlichgrauer Erde trat in 80 cm Tiefe unter Erdoberfläche ein der Stelle 9 ganz ähnlicher, nur größerer Kreis aus grellgelber Erde von 115 cm Durchmesser hervor. Seine Tiefe war nicht zu messen, da er sich nur von der etwa 5 cm starken Kulturschicht abhob und dann ohne genaue Abgrenzung in den darunter liegenden gelben Sand überging. Seine Bedeutung blieb unklar.

Stelle 13 (Pfosten): Die anscheinend rundliche schwarze Verfärbung war bereits stark gestört. In 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche betrug ihr Durchmesser etwa 75 cm. Der Querschnitt ergab den Rest einer ähnlichen Anlage wie Stelle 5. Der helle Kern war aber schon fast gänzlich gestört. Die schwarze Umrahmung reichte noch bis in eine Tiefe von 105 cm unter Oberfläche (= 30 cm Tiefe unter Grabungsfläche).

Stelle 14 (Pfosten): In 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche erschien eine rundliche, etwas unregelmäßig begrenzte schwarze Verfärbung von rund 1 m Durchmesser. Es war eine kesselförmig ausgehöhlte Grube von noch 30 cm Tiefe. Die Füllerde war ziemlich einheitlich grauschwarz. Ein hellerer Kern wie bei den übrigen Pfosten war nicht vorhanden.

Stelle 15 (Pfosten): In 75 cm Tiefe unter Erdoberfläche war eine rundliche, schwarze Verfärbung von 75 cm Durchmesser zu erkennen, die eine flache Kesselform hatte und noch 28 cm tief war. Ebenso wie bei Stelle 14 war ein hellerer Kern nicht vorhanden. Den Inhalt der Grube bildete grauschwarze Erde.

Stelle 16 (Pfosten): Hier konnte nur ein kleiner Rest der stark zerstörten Grube gerettet werden. In 90 cm Tiefe unter Erdoberfläche zeigte sich eine schwarze, ehemals wohl runde Verfärbung von etwa 80 cm Durchmesser. Der Querschnitt zeigte eine breite, noch 10—15 cm tiefe schwarze Einsenkung von etwas unregelmäßiger Begrenzung. Ein hellerer Kern war nicht vorhanden.

Gesamtbeurteilung: Bei der Betrachtung des durch die Zusammenstellung der Gruben und Pfosten gewonnenen Grundrisses dieser Fundstelle, der auf Taf. XXX a wiedergegeben ist, muß beachtet werden, daß die eingezeichnete Grabungsfläche nicht in gleicher Tiefe unter Erdoberfläche liegt, sondern daß die einzelnen Teile mitunter nicht unerhebliche Unterschiede zueinander aufweisen. So liegt die von den Stellen 2—4 eingenommene Fläche 15—30 cm höher als die Fläche der Stellen 12—16, die durch die Abtragung besonders arg gelitten hatten. Dieser Umstand ist also bei einem Vergleich der anscheinend verschiedenartig gebauten Pfosten zu berücksichtigen. Trotz dieser Unklarheiten ist dieser Grundriß

hier so dargestellt worden, wie er sich nun einmal infolge der Ungunst der Arbeitsmöglichkeiten aus den einzelnen Teilzeichnungen ergab.

Die Pfosten 1, 2, 3, 5, 6, 7, 11, 13, 14, 15 und 16 haben die schon besprochene typische Lärchwalder Bauart — heller Kern, schwarze Umrahmung. Die verschieden starke Zerstörung des Geländes ergab nur recht verschiedenartige Bilder dieser Bauart, da bei einigen der Gesamtbau der Grube bis in alle Einzelheiten zu erkennen war, während andere — wie die Stellen 14—16 — nur noch den letzten Rest der schwarzen Umrandung aufwiesen. Nur der Pfosten 10 scheint tatsächlich eine andere Bauart gehabt zu haben, was im Fundbericht schon hervorgehoben wurde. Die Stelle 14 kann auch von zwei Pfosten herrühren, da sowohl in der Fläche als auch im Querschnitt die Grenzen recht undeutlich zu erkennen waren. Es ist auch möglich, daß der Pfostenstamm mehr nach der Stelle 15 zu gestanden hat, da zwischen den Pfosten 14 und 15 eine stark holzkohlehaltige, schwarz gefärbte, leider verwühlte Verbindung von ziemlicher Dicke bestanden hat.

Die Pfostengruben ergaben ein langgestrecktes Viereck von etwa 10×4 m Ausdehnung. Die Längsseiten sind etwas nach Südosten eingebuchtet, so daß die Verbindungslinien der Eckpfosten 1 und 10 sowie 7 und 3 schwach gekrümmt erscheinen. Daß die Häuser in vorgeschichtlicher Zeit mitunter nicht ganz rechtwinklig gebaut worden sind, ist eine durch viele Funde belegte Tatsache[29]). Derartige schiefe Linien brauchen unser Auge, das nur an den beim Ziegelbau angewandten rechten Winkel gewöhnt ist, nicht zu stören. Der Wiederherstellungsversuch des Gebäudes wird nicht nur durch die Pfostenstellung, sondern auch durch die im Zuge der Wände liegenden Lehmbewurfstücke begünstigt. Die in der Mittelachse des Hauses liegenden Pfosten 2 und 14 werden die Träger des Firstbalkens gewesen sein.

Der große Abstand der Pfosten voneinander (durchschnittlich 2 bis 3 m) schließt die Annahme aus, daß die Hauswand als Flechtwerkwand erbaut worden ist. Eine derartig aufgebaute Wand würde, da der Zwischenraum zwischen den einzelnen Pfosten zu groß ist, keine genügende Festigkeit besitzen. Die großen Pfosten, die mit besonderer Sorgfalt in den Boden eingesetzt wurden, so daß sie in dem losen Flugsand sicher standen, werden vielmehr durch Querhölzer miteinander verbunden gewesen sein. Ob dieselben bearbeitet waren — etwa zu Balken behauen — oder ob sie als Rundhölzer verwendet wurden, entzieht sich unserer Kenntnis. Diese Bauart — Pfostenbau mit Querhölzern —, die nicht mit dem Blockhausbau zu verwechseln ist, bei dem ja die Pfosten fehlen, ist in vorgeschichtlicher Zeit oft geübt worden, so z. B. in der jungbronzezeitlichen Siedlung von Buch[30]) und in der dem 1. vorchristlichen Jahrhundert angehörenden westgermanischen Siedlung von Vehlow (Ostprignitz)[31]). Freilich waren an beiden Fundorten die Ausgrabungen insofern mehr vom Glück begünstigt, als sich dort beim Abheben der Brandschicht des Hauses noch die unterste Lage der Querhölzer als dunkle Spur im hellen Boden abhob, wie es z. B. auch bei dem Bohlenständerhaus

von Seelze, Lkr. Hannover, der Fall war[32]). In Lärchwalde war an dieser und an den anderen Fundstellen die Zerstörung schon so weit vorgeschritten, daß an derartige Beobachtungen nicht mehr zu denken war.

Der Bau des Daches läßt sich aus den in der Mitte des Hauses gelegenen Pfosten 2 und 14 erschließen: sie sind die Träger des Firstbalkens gewesen und bezeugen somit ein hohes Satteldach. Da sie aber nicht im Zuge der Querwände liegen, muß das Dach nach den beiden Querseiten hin abgewalmt gewesen sein. Solch ein steiles, abgewalmtes Dach zeigt die bekannte Hausurne von Königsaue Kr. Aschersleben[33]).

Wie hoch die Wände gewesen sind, läßt sich nur schätzen. Die Pfosten waren meist 50—60 cm in die alte Oberfläche eingesetzt worden, was auf eine Wandhöhe von etwa 2—3 m deuten könnte. Ungefähr dieselbe Wandhöhe nimmt K i e k e b u s ch für die Bucher Häuser an[34]); auch aus der Fundbeobachtung der Lärchwalder Fundstelle XXVI, 2/35 geht ein ähnliches Ergebnis hervor (vgl. S. 137 f.).

Auf eine Vorhalle deuten möglicherweise die Pfosten 6, 7, 10 und 11. Auch die Pfosten 13 und 15, die auf einen türartigen Einbau schließen lassen, würden für die Annahme einer vor der eigentlichen Tür gelegenen Vorhalle sprechen. Vielleicht liegt auch in der Tatsache, daß hier eine Vorhalle vorhanden war, die Erklärung für die abweichende Bauart des Pfostens 10. Trotz dieser Ueberlegungen scheint es für Lärchwalde doch richtiger zu sein, die Frage nach dem Vorhallenbau einstweilen zurückzustellen, bis Grabungen im ungestörten Teil des Geländes ausgeführt worden sind und deutlichere Grundrisse ergeben haben.

Die in ihrer Bedeutung nicht erkannte Grube 12 liegt auffallenderweise fast genau in der Mittelachse des Hauses, dicht am Eingang. Dieselbe Lage hat eine ähnliche Grube in Stelle XXII, 3/34.

Der Herd — Stelle 4 — hat im hinteren Teil des Hauses dicht an der Ostwand gelegen. Voraussetzung für eine derartige Lage des Herdes ist, daß die Hauswand mit Lehm bestrichen ist, um die Wand vor dem offenen Feuer zu schützen, wie es ja durch die zahlreichen gelbrot gebrannten Lehmstücke auch für dieses Haus bewiesen ist. Dieselbe Lage des Herdes ist beispielsweise in einem vorgeschichtlichen Hause der frühen Eisenzeit im Ringwall Postella bei Roswein im Wachengebirge an der Drau vorhanden gewesen, wo auch die Wände mit Lehm bestrichen waren[35]).

Außerhalb des Hauses lagen eine Abfallgrube (Stelle 8; vgl. dazu die Lage der Abfallgrube in Stelle XXII, 3/34) und eine mit gelbem Sand gefüllte Grube unbekannter Bedeutung (Stelle 9).

Die Funde: Eine Anzahl der Funde sind schon, soweit sie im Zusammenhang mit Gruben gefunden worden sind, besprochen. Von den übrigen Funden, die recht zahlreich waren, sind die bemerkenswertesten auf Taf. XXXIII d, f, g und Taf. XXXIV c, h, o wiedergegeben. Die meisten Scherben stammen von gerauhten und geglätteten Gefäßen mit schwach eingezogenem Hals und etwas ausladendem Rand.

Verzierungen durch Fingernageleindrücke oder Striche traten nur selten auf. Der Ton ist größtenteils recht grob und stark mit kleinen Gesteinsstücken durchsetzt. Der Brand ist z. T. recht schlecht, so daß sie beim Reinigen unter der Hand zerbröckelten. Daneben kommen aber sehr gut gemischte und gebrannte, meist geglätte Scherben vor, die oft eine schwarze glänzende Farbe haben.

Besondere Erwähnung verdienen die beiden auf Taf. XXIV o abgebildeten Kalksteinstücke. Wie die Abbildung zeigt, sind an ihnen Abschläge vorgenommen worden. Der ganze Eindruck ist freilich, dem Werkstoff entsprechend, etwas gröber als beim Feuerstein, aber an der Tatsache, daß sie mit Absicht zugeschlagen sind, läßt sich nicht zweifeln. Die Schneiden und Kanten sind auch heute noch recht scharf. Wenn man noch berücksichtigt, daß der etwas poröse Kalkstein bei langer Lagerung in der wasserdurchlässigen Kulturschicht an innerer Härte und Festigkeit verliert, so ist es klar, daß derartige Kalksteinstücke ehemals recht brauchbare Werkzeuge abgegeben haben. Das eine Stück (Taf. XXXIV o links) hat eine grob zugeschlagene Spitze, von der freilich das äußerste Ende abgebrochen zu sein scheint; der übrige Teil des Werkzeuges ist stark verbreitert und verdickt. Das andere Stück ist recht formlos; beabsichtigt erscheint nur die Schneide (in der Abbildung linke Kante), während der übrige dicke Teil grob beschlagen ist. Beide Stücke sind nicht ohne weiteres bestimmten Formengruppen zuzuschreiben. Sie sind wie viele jungsteinzeitliche oder — wie im vorliegenden Falle — noch spätere Kleingeräte aus Feuerstein oder ähnlichem Werkstoff ziemlich roh und kunstlos zugeschlagen. Aehnliche Formen weist z. B. eine jungsteinzeitliche Siedlung in Doberschau bei Bautzen (Sächs. Oberlausitz) auf[36]).

Stelle XXII, 3/34 (Taf. XXX b).

Südwestlich der Stelle XXIII, 1/34 wurde in etwa 16 m Entfernung ziemlich dicht unter der Erdoberfläche eine Kulturschicht angeschnitten. Die ersten Funde — ein sehr zermorschter Tierzahn und wenige Scherben — kamen bereits in 20 cm Tiefe zu Tage. Die Untersuchung dieser Stelle mußte zuerst zurückgestellt werden, da die Arbeit an anderen Fundstellen wichtiger war. Erst als im Verlauf der Schachtarbeiten eine Anzahl schöner Scherben gefunden wurde und einige Pfosteneinsenkungen erschienen, wurde die Arbeit an dieser Stelle aufgenommen.

Der von den Schachtarbeitern stehengelassene Teil wurde waagerecht geschürft. Seine Tiefe betrug im nordöstlichen Teil etwa 40—50 cm, im südwestlichen Teil etwa 15—25 cm unter der Erdoberfläche, die an dieser Stelle etwa 12,20 m über Meeresspiegel lag. Die Grabungsfläche zeigte im nordöstlichen Teil eine stark lehmbrockenhaltige Schicht, worin sich besonders eine fast am Ende der Grabungsfläche gelegene rundliche Verfärbung abhob, die durch tiefschwarze Erde und gelbrot gebrannte Lehmklumpen gekennzeichnet war. Westlich davon erschienen rundliche schwarze Verfärbungen im gelben Sande. Inmitten der Fläche hoben sich an zwei Stellen kreisrunde gelbe Verfärbungen ab, die an die

gelben Gruben unbekannter Bedeutung in der Stelle XXIII, 1/34 erinnerten. Die eine stellte sich als große Grube (Nr. 8) heraus, während die andere nur eine bedeutungslose Unterbrechung der Kulturschicht war. Die Kulturschicht über der Grabungsfläche enthielt zahlreiche Scherben, besonders im nordwestlichen Teil.

Die Profiluntersuchung lehrte bald, daß das Bild der geschürften Grabungsfläche täuschte. Die Kulturschicht senkte sich nämlich nach Nordosten. Daher erschienen die unterhalb der eigentlichen Schicht gelegenen Umrisse der Gruben und Einsenkungen im nordöstlichen Teil in wesentlich größerer Tiefe als im südwestlichen Abschnitt, wo sie z. B. schon in der angeschürften Grabungsfläche zu erkennen waren. Deshalb wurde diese Fundstelle nur in Profilen durchgearbeitet. Die Untersuchung der Fläche hatte folgende Ergebnisse:

Stelle 1 (Pfosten): war schon beträchtlich zerstört. Durchmesser etwa 50 cm. Die schwarze Schicht war gewaltsam in den Boden eingedrückt. Ihre ungestörte Tiefe wird noch etwa 10 cm betragen haben. Inhalt: außer tiefschwarzer Erde wenige gebrannte Lehmbrocken, die vielleicht eingedrückt sind.

Stelle 2 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser etwa 30 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 2 cm Dicke erschien ein gelber Kern, der 15 cm tief war; die schwarze Umrandung und Auskleidung der Grube reichte 20 cm tief hinab. Inhalt: In der schwarzen Umrandung etwas Holzkohle.

Stelle 3 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser 28 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 2 cm Dicke senkte sich der gelbgraue Kern bis in 15 cm Tiefe, die schwarze Umrandung bis in 20 cm Tiefe hinab. Inhalt: In der schwarzen Umrandung wenig Holzkohle.

Stelle 4 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser 56 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 3 cm Dicke senkte sich der gelbe Kern 18 cm tief, die schwarze, sehr fettige Schicht 21 cm tief hinab. Darunter wurde die überall unter der Kulturschicht lagernde weiße ausgelaugte Schicht bis 30 cm Tiefe gemessen. Der Untergrund bestand aus gelbbraunem Sand. Inhalt: In der schwarzen Umrandung wenig Holzkohle und etwas ungebrannter Lehm.

Stelle 5 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser 50 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 3 cm Dicke senkte sich der gelbe Kern 17 cm, die schwarze Auskleidung der Grube 21 cm tief hinab. Inhalt: In der Deckschicht einige gebrannte Lehmbrocken, in der schwarzen Auskleidung etwas Holzkohle.

Stelle 6 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser 35 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 3 cm Dicke senkte sich der gelbe Kern 12 cm, die schwarze Umrandung 19 cm tief hinab. Keine Funde.

Stelle 7 (Pfosten): Kreisrund, Durchmesser 35 cm. Unter einer schwarzen Schicht von 4 cm Dicke senkte sich der gelbe Kern 15 cm, die

schwarze Auskleidung 21 cm tief hinab. Inhalt: In der schwarzen Deckschicht einige gebrannte Lehmstücke.

Stelle 8 (Vorratsgrube?): Rund, Durchmesser 110 cm. Die Tiefe des gelben Kerns, der von zwei waagerecht verlaufenden braunen Rändern durchzogen wurde, betrug 50 cm, die schwarze Auskleidungsschicht reichte 55 cm tief hinab, war also nur sehr dünn. Daran schloß sich bis in 97 cm Tiefe eine kesselförmige Eintiefung aus gelbbrauner Erde an, die von dünnen schwarzen Bändern umsäumt war. In 1 m Tiefe erschien — unter der kesselförmigen Einsenkung — ein waagerecht verlaufendes schwarzes Band. Es ist möglich, daß die eigentliche Grube nur 85 cm tief war und daß die tiefer gelegenen Verfärbungen von der an dieser Stelle angeschnittenen unteren Kulturschicht herrührten. Auch der im untersten Teil der Grube — d. h. in etwa 95 cm Tiefe — gefundene Topfboden könnte aus der unteren Kulturschicht stammen.

Die Deutung dieser Anlage ist nicht einfach. Daß es sich um einen gewöhnlichen Pfosten handelt, ist nicht nur wegen der abseitigen Lage, sondern auch wegen des sehr großen Umfanges der Grube nicht anzunehmen. Möglicherweise ist es eine Vorratsgrube, die aus irgendeinem Grunde nicht ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt wurde. Auf jeden Fall bleibt diese Lösung problematisch. Vielleicht steht diese Grube aber in gar keinem Zusammenhang mit der Hausanlage und ist späteren Ursprungs, denn als gleichzeitige Vorratsgrube würde sie störend im Zuge der Wand liegen.

Stelle 9 (Herd?): Rundlich, Durchmesser 65 cm. Die Tiefe war nicht mehr meßbar, da die Grube durch einen Lastwagen etwas zusammengedrückt war; sie mag etwa 20 cm tief gewesen sein. Die obere Deckschicht von etwa 6—7 cm Dicke enthielt zahlreiche gebrannte Lehmklumpen in tiefschwarzer Erde; darunter und dazwischen befanden sich zermorschte Steine sowie einige Scherben.

Die vom Feuer zermürbten Steine deuten darauf hin, daß diese Grube eine Steinauskleidung besessen hat und als Herd benutzt worden ist. Infolge der Zerstörung durch die Schachtarbeiten ist die genaue Form und die Anlage des Herdes nicht mehr erkennbar.

Eine ähnlich gestaltete Grube wurde in Fundstelle XXII, 7a/34 entdeckt. Die Grube selbst war 50 cm tief, wovon 45 cm auf rot gebrannten Lehm entfielen. Ein größerer Stein lag in der Lehmpackung. Auch hier liegt der Gedanke, daß eine mit Lehm ausgekleidete Grube als Herd gedient hat, nahe.

Stelle 10 (Pfosten?): Diese Stelle hob sich in der Fläche nur recht undeutlich ab (Taf. XXX b oberste Grube). Im Profil war die 10—20 cm starke Kulturschicht von einer 25 cm tiefen gelblichen Verfärbung von schwach muldenartiger Form unterbrochen. In dieser gelblichen Eintiefung erschien ein 35 cm großer, 10 cm tiefer bräunlicher Kern, unter dem einige kleine schwärzliche Verfärbungen zu erkennen waren. Keine Funde.

Diese Anlage war nicht zu deuten. Gegen die Erklärung als Pfosten spricht, daß hier vollständig die sonst übliche schwarze Auskleidungsschicht der Grube fehlt. Auch der Bauart der zweiten, in Lärchwalde vorkommenden Pfostenart entspricht die Anlegungsart dieser Grube nicht.

Stelle 11 (Abfallgrube): Sie war schon außerhalb der eigentlichen Grabungsfläche gelegen (auf Taf. XXX b nicht abgebildet) und wurde beim schnellen Durchstechen der umgebenden, sonst ziemlich fundarmen Kulturschicht entdeckt. Sie war unregelmäßig rundlich gebildet, ihr Durchmesser betrug 130—150 cm. Im Querschnitt zeigte sich ein gelber Kern von 30—40 cm Tiefe und eine schwarze Auskleidungsschicht von 40—70 cm Tiefe. Der untere Rand war ungleichmäßig tief; die tiefste Einsenkung der Grube lag aber nicht in ihrer Mitte.

Inhalt: Scherben gerauhter und glatter Gefäße, Knochenstücke, Fischgräten und Fischschuppen. Die Untersuchung der aus zwei Stellen der schwarzen Umrandungsschicht entnommenen Erdproben ergab 1,240 % und 2,875 % organische Bestandteile (durch Ausglühen ermittelt); dieser Prozentsatz liegt nicht höher als bei den übrigen Erdproben der Lärchwalder Kulturschichten. Außerdem wurden bei der chemischen Untersuchung noch einige kleine Bernsteinstückchen und angebrannte Knochensplitter festgestellt. Der bei der Grabung gewonnene Eindruck, daß die Schicht fetthaltig sei, wurde durch die Untersuchung bestätigt. Wahrscheinlich handelt es sich um Tierfett und Tran; eine genauere Bestimmung des Fettes war nicht möglich.

Die Grube ist als Abfallgrube zu deuten. Dafür spricht ihre Größe, ihre unregelmäßige Form und ihr Inhalt. Die gelbe Sandschicht entspräche dann nicht dem „gelben Kern" einer Pfostengrube, sondern würde auf Flugsand deuten, der vor der vollständigen Anfüllung der Grube mit Abfallresten hineingeweht wäre. Der Gedanke an eine Vorratsgrube hat auszuscheiden, da die Scherben zu verschiedenen, nur in Bruchstücken erhaltenen Gefäßen gehören und da die tierischen Reste wirr durcheinander geschichtet waren.

Die Gesamtauswertung dieser Fundstelle wird erschwert durch die unglücklichen Grabungsverhältnisse: der untersuchte Teil ist nur ein Rest der ganzen Anlage, das übrige ist der Abtragung zum Opfer gefallen. Auch der Rest hat noch erheblich gelitten. Die Abbruchkante, die auf Taf. XXX b deutlich erkennbar ist, zeigt an, daß der vordere Teil um 5 bis 12 cm tiefer gelegt werden mußte, um überhaupt ein klares Bild zu erhalten. Schwere Lastfuhren, die eines schönen Tages darüber hinwegfuhren, haben nicht dazu beigetragen, das Bild der Fundschichten klarer werden zu lassen (vgl. z. B. Fundbeschreibung der Stelle 9). Trotzdem ist aus den Resten soviel zu erkennen, daß die Gruben 1—7 Pfosten eines Gebäudes gewesen sind. Ihre Bauart gleicht derjenigen anderer Stellen. Der noch erhaltene Grundriß zeigt zwei rechtwinklig zueinander verlaufende Pfostenreihen. Der Eckpfosten (Grube 4) ist durch seine Größe (56 cm Durchmesser gegenüber sonst 25—30 cm!) gekennzeichnet. Ein Pfosten (Grube 6) deutet eine mit der Pfostenreihe 1—4 gleichlaufende

Reihe an. Der weitere Verlauf dieser zu vermutenden Reihe geht in den nicht untersuchten, gestörten Teil über. Der Abstand der Pfosten entspricht etwa demjenigen der Stelle XXIII, 1/34 und beträgt durchschnittlich 2 m. Es wird also auch hier keine Flechtwand anzunehmen sein, sondern die Wand dürfte aus großen Pfosten und quergelegten Hölzern gebildet sein. Nur in der Nähe der Pfosten 5 und 7 wurden Lehmstücke mit Abdrücken gefunden, die auf Lehmverputz der Wände schließen lassen. Ob die zweite Pfostenreihe (Grube 5 und 6) auf eine Vorhalle oder einen Nebenraum des Gebäudes zurückzuführen ist, kann nicht entschieden werden, da darüber nur die vernichteten Teile hätten Aufschluß geben können. Die Grube 8 dürfte, wie bereits ausgeführt, als Vorratsgrube zu deuten sein und wird wohl in keinem Zusammenhang mit der Hausanlage stehen. Die Bedeutung der Grube 10 bleibt nach wie vor unklar. Grube 11 ist, wie schon besprochen, eine außerhalb des Gebäudes gelegene Abfallgrube. Die Stein- und Lehmpackung (Grube 9) gibt den Hinweis darauf, wo vermutlich der Herd des Hauses gelegen war. Er liegt also auch hier dicht an der Hauswand. Die sich im Innenraum des Hauses, vom Herd bis zu den Pfosten 5 und 6 hinziehende Lehmpackung ist nicht auf den Lehmbewurf der Hauswände zurückzuführen, sondern deutet einen aus leicht gebranntem Lehm hergestellten Fußboden an, wie er auch an anderen Stellen des Geländes beobachtet worden ist.

Ein Beispiel für Fußbodenanlagen aus hartem, rot gebranntem Lehm bietet die Stelle XXVI, 14/34 (Taf. XXVIII d). Hier erschien eine mehrere Meter lange, 8—10 cm starke Lehmschicht am unteren Rande einer schwarzgrauen Kulturschicht. Der Lehm war bröcklig und enthielt keine Abdrücke von Holz. Die Zugehörigkeit dieser Fundstelle zur frühen Eisenzeit ergibt sich aus dem Schichtenbefund und aus einigen gerauhten Scherben.

Die F u n d e der Stelle XXII, 3/34 bestehen meist aus Scherben von gerauhten und glatten Gefäßen (vgl. Taf. XXXIII a, c, h, i, k, n, o und Taf. XXXIV d, e, f, k). Bei dem Vergleich der Scherben dieser Fundstelle mit denjenigen anderer Stellen in Lärchwalde fällt auf, daß die hier gefundenen Scherben wesentlich reicher verziert sind. Die Mannigfaltigkeit und Häufigkeit der Verzierungen hebt diese Fundstelle aus der großen Masse besonders hervor.

Erwähnenswert ist außerdem noch ein Reibstein, dessen Fundstelle durch ein kleines Viereck im Lageplan Taf. XXX b gekennzeichnet ist.

Stelle XXVI, 2/35 (Taf. XXXII a und b).

Nach Abschluß der Bauarbeiten wurden an zwei im östlichen Teil des Geländes dicht beinander liegenden Kalkgruben Scherben aufgelesen. Die daraufhin erfolgende Untersuchung mußte aus Zeitmangel — das Gelände sollte sofort eingeebnet werden — nur in Querschnitten erfolgen. Nur an zwei kleineren Flächen (Stelle 25—27 und Stelle 29—31)

wurde der Boden in waagerechten Schichten abgedeckt. Die ersten, zur Begradigung und Reinigung der Kalkgrubenwände angelegten Querschnitte ergaben das für Lärchwalde typische Bild der Zerstörung aufschlußreicher Fundschichten. Vom gelben Flugsand waren zwei dicht übereinander liegende Kulturschichten bedeckt (Taf. XXXII a). Die obere Schicht löste sich aus der unteren Schicht heraus und stieg schwach nach Norden zu an. Die Länge der oberen Schicht betrug etwa 3½ m, dann hörte sie plötzlich auf, ohne daß eine Fortsetzung — etwa durch bräunliche Erde, wie es oft beobachtet wurde (vgl. Taf. XXVIII b) — festzustellen war. Aus der unteren Schicht, die von Süden nach Norden anstieg, lösten sich mehrere kleine Pfostengruben und an der Ostwand der Kalkgrube eine große, kesselförmige Pfostengrube von der bei den Stellen XXIII, 1/34 und XXII, 3/34 beschriebenen Art los. Diese Gruben reichten durch den unter der Kulturschicht liegenden Flugsand hindurch bis in eine rötlichbraune Erdschicht — vermutlich eine alte Oberfläche — hinein. Unter dieser lagen weißlichgraue Sande von verschiedener Färbung, die durch Eisenknollen stark zusammengeballt waren und die vermutlich von einem früher an dieser Stelle vorhandenen Bach abgelagert sind. Der ursprünglich langgestreckte Kessel an dieser Seite des Geländes ist erst in der jüngsten geologischen Gegenwart vom Flugsand ausgefüllt worden, war aber vor der Bebauung noch schwach zu erkennen (vgl. die Senke bei 11,91 m im Höhenschichtenplan Taf. XXV). Vermutlich ist der alte Bach zwischen den beiden östlichen, außerhalb des Grabungsgeländes liegenden Hügeln und an dem Lehmberg vorbei, der nach Ausweis einiger großer Aufschlüsse in den Baugruben auf allen Seiten von Flugsand bedeckt worden ist, entlanggeflossen und hat erst im unteren Teil des Geländes dieselbe Richtung wie heute die Hoppenbeek genommen.

Doch zurück zu den beiden Kulturschichten: Die zwischen den beiden schwarzen Erdschichten lagernde Sandschicht bestand aus gelbem Flugsand, der mit grauen Einsprengseln und Scherben durchsetzt war. Es entstand schon an der Grabungsstelle, ohne daß die Funde besonders geprüft waren, durch das bloße Schichtenbild der Eindruck, daß wir es hier nicht mit zwei verschiedenen Kulturschichten zu tun hatten, sondern mit ein und derselben Schicht, die sich aus irgendeinem Grunde teilte. Die Pfosten lösten sich — von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen — aus der unteren Schicht los. Einige waren auch in der oberen Schicht oder in der noch ungeteilten Schicht infolge ihrer etwas helleren Färbung erkennbar. Mit Ausnahme des Pfostens 27, der die schon erläuterte Bauart zeigte, waren es meist schmale Pfähle, die in den Boden eingetrieben waren, ohne daß eine besondere Grube ausgehoben war. Ihre Tiefe schwankte zwischen 20 und 40 cm, ihr Durchmesser zwischen 5 und 25 cm. Die vorherrschende Farbe war gelbgrau. Der Pfosten 8 machte insofern eine Ausnahme, als unter ihm ein Reibstein und ein Scherben lagen; dieselben lagen in größerer Tiefe als die Spitze des Pfostenstammes und dienten wohl zur Befestigung des Untergrundes. Ein Ueberblick über die aufgefundenen Pfosten zeigt die ziemlich große Gleichförmigkeit derselben:

Nummer der Fundstelle	Fundart	Tiefe unt. Oberfläche*) cm	Tiefe unter der Unterkante der Kulturschicht cm	Durchmesser cm	Farbe	Funde	Bemerkungen
1	Pfosten	67	15	25—30	grau	2 kleine Wandungsscherben	löst sich aus der unteren Schicht
2	„	70	25	20—25	gelb-grau	3 gerauhte, 3 glatte Wandungsscherben	„
3	„	112	55	20—25	„	—	löst sich aus der oberen Schicht
4	„	82	45	20	„	—	in beiden Schichten erkennbar
5	„	97	20	25	grau	—	
6	„	75	40	35	„	—	
7	„	80	40	20	„	—	
8	„	80	25	20	dunkelgrau	Vgl. Nr. 28	
9	„	75	35	25	gelb-grau	—	
10	„	75	40	15	„	—	
11	„	105	35	25	grau	—	
12	„	110	30	25	gelb-grau	—	} löst sich aus der unteren Schicht (Nr. 5—18)
13	„	105	30	25	grau	—	
14	„	100	20	25	„	—	
15	„	85	30	25	gelb-grau	4 Wandungs-, 1 Randscherben, gerauht	
16	„	97	35	25	grau	—	
17	„	90	15	10—15	„	—	
18	„	80	25	20	„	—	
19	„	60	12	20	gelb-grau	—	hebt sich in der schwarzen Schicht deutlich, oberhalb derselben schwach ab

*) Gemeint ist die zur Ausgrabungszeit (November 1935) vorhandene unregelmäßige und durch die Bauarbeiten veränderte Oberfläche, die dann später eingeebnet wurde.

Nummer der Fundstelle	Fundart	Tiefe unt. Oberfläche*) cm	Tiefe unter der Unterkante der Kulturschicht cm	Durchmesser cm	Farbe	Funde	Bemerkungen
20	Pfosten	105	30	25	grau	—	löst sich aus der unteren Schicht
21	"	72	20	15	gelb-grau	—	löst sich aus der unteren Schicht
22	"	77	35	20—25	grau	—	lösen sich aus der noch ungeteilten Kulturschicht
23	"	87	40	20	"	—	
24	"	62	30	25	"	—	
25	"	57	30	5	gelblich-schwach-grau	—	winziger, aber deutlich erkennbarer Pfahl
26	Grube	37	10	65—70	schwärzl. grau mit gelb. Fleck.	—	—
27	Pfosten	97	77	110 bezw. 75	schwarzbr. Kranz mit gelb. Kern	—	Zur Hälfte zerstört
28	Einzelfund	85	30	—	—	Reibstein aus rotem Granit und ein schwach gebogener Wandungsscherben	lag dicht unter der Pfostengrube 8 in leicht gemischter Erde
29	"	80	in der Kulturschicht	—	—	Schleifsteinbruchstück	mit vielen Scherben zusammen
30	"	105	"	—	—	beschädigt. Reibstein	mit Scherben zusammen
31	Scherbennest	85—100	"	—	—	gerauhte und glatte Scherben verschiedener Gefäße	

*) Gemeint ist die zur Ausgrabungszeit (November 1935) vorhandene unregelmäßige und durch die Bauarbeiten veränderte Oberfläche, die dann später eingeebnet wurde.

Die auf Taf. XXXII b dargestellten Pfosten ordnen sich bis auf einige Ausnahmen zu zwei gleichlaufenden Reihen. Diese werden von den Pfosten 18, 15, 14, 13, 10, 9, 20 und 11, 8, 5, 3/4, 21 gebildet. Der Abstand der Pfosten einer Reihe voneinander beträgt 50—150 cm, die Entfernung beider Reihen etwa 150 cm. Etwas schiefwinklig dazu verläuft eine von den Pfosten 20, 19, 26 und 27 gebildete Reihe. Die übrigen Pfosten sind ihrer unregelmäßigen Lage wegen nicht einzureihen.

Die genannten Reihen sind als fortlaufende Wände anzusprechen. Die beiden erstgenannten, gleichlaufenden Reihen haben einen bedeutend größeren Abstand voneinander als die Doppelreihe bei den jungsteinzeitlichen Häusern in Succase; dort betrug der Abstand durchschnittlich 30—70 cm (vgl. Taf. VII, 2; IX, 2; XIII, 2; XIV/XV; XVIII, 1). Hier in Lärchwalde muß die Doppelreihe einen anderen Zweck gehabt haben und ist nur als ein besonders abgeteilter Raum an der Langseite des Hauses anzusehen. Die große Pfostengrube 27 gibt die Stellung des Giebelpfostens an, der den Firstbalken trug; deswegen war dieser Pfosten besonders sorgfältig und standsicher angelegt. Ob die Hauswand mit Lehm verputzt war, ist an dieser Stelle unklar geblieben, da nur winzige Reste von Lehmpatzen gefunden wurden. Der angrenzende Teil des Geländes war leider schon so zerstört, daß über den übrigen Verlauf der Wände nichts ausgesagt werden kann. Immerhin dürfte so viel klar sein, daß nach Süden zu sich keine Hausreste mehr befunden haben, da dieser Teil bis zu dem großen Störungsgraben — also auf eine Breite von durchschnittlich 3 m — untersucht worden ist. Der Innenraum des Hauses ist bei Anlegung der Kalkgrube vernichtet worden. Daß einige Pfosten sich in die großen Linien nicht einreihen lassen, braucht den Wiederherstellungsversuch des Gebäudes nicht zu stören. Es ist bekannt, daß auch in den Innenräumen der Häuser Pfosteneinbauten vorhanden waren (für Tische, Bänke, Gestelle usw.), und Pfosten außerhalb der Häuser können von Zäunen, Gestellen für Netze u. ä. herrühren (vgl. Succase Haus XII und XIIa, Taf. XIII, 2).

Wichtig ist diese und die folgende Fundstelle deswegen, weil durch sie das Nebeneinander zweier verschiedener Bauarten der Pfosten und wohl dementsprechend auch der Häuser nachgewiesen ist. Es gibt teils mit großer Sorgfalt tief in den Boden eingesetzte Pfosten — wie bei den Fundstellen XXIII, 1/34 und XXII, 3/34 — und daneben kleine Pfähle, die nur eingeschlagen worden sind. Die kleinen Pfähle sind dann auch nicht die Stützen für die aus quergelegten Stämmen errichteten Wände gewesen, sondern haben Flechtwerkwände getragen wie die Succaser Häuser.

Um die Frage des Unterganges dieses Gebäudes zu klären, muß noch einmal auf die beiden Kulturschichten eingegangen werden. Es war an Hand der Taf. XXXII a schon klargelegt worden, daß hier wahrscheinlich nur e i n e Kulturschicht vorliegt. Zu begründen ist dies durch das Vorhandensein von Scherben und grauen Einsprengseln in der Zwischenschicht. Sodann unterscheidet sich diese Zwischenschicht von

den sonst üblichen Flugsandschichten durch ihre Graufärbung. Wichtig ist auch, daß trotz genauester Beobachtung keine Fortsetzung der oberen Schicht gefunden werden konnte. Die Scherben aus den beiden schwarzen und der graugelben Schicht gleichen einander vollständig und scheinen zu denselben Gefäßen zu gehören. Die Pfosten, die sich aus der unteren Schicht loslösen, sind hin und wieder auch in der oberen Schicht zu erkennen gewesen. Alle diese Beobachtungen sprechen dafür, daß hier ein besonderes und eigentümliches Schichtungsverhältnis vorliegt. Die genaue Prüfung unserer Beobachtungen spricht dafür, daß die obere Kulturschicht von einer umgestürzten Wand herrührt, deren Höhe ungefähr 2—3 m betragen haben mag. Dieser Zusammensturz der Wand muß erfolgt sein durch einen Druck von außen, für den es dem Befunde nach nur den Flugsand als Triebkraft gibt. Das Gebäude ist wahrscheinlich durch den Flugsand langsam eingesandet. Dafür sprechen die Flugsandschichten im Innenraum des Hauses, die mit Resten des Hausrates durchsetzt waren. In einem noch nicht zu weit vorgeschrittenen Stadium der Versandung — die Flugsandschicht ist nicht sehr stark — ist durch den Druck der Sandmassen die aus verhältnismäßig leichten Pfählen erbaute Hauswand eingestürzt. Dabei konnte sie nicht mehr unmittelbar auf den Boden des Hauses zu liegen kommen, sondern auf den schon in das Innere des Hauses gewehten Sand. Die Fallrichtung der Wand geht nach Norden; das würde eine Windrichtung aus Süden voraussetzen und daher mit den heutigen Hauptwindrichtungen (Nordwest und West) nicht übereinstimmen. Möglich ist aber auch, daß der von Nordwest wehende Wind den Flugsand an die Nord- und Westwand des Hauses getrieben hat. Als diese einstürzten, haben sie dann auch die Südwand mit zu Fall gebracht. Die Zerstörung der übrigen Hauswände macht es unmöglich, diese Erklärung des Schichtenbefundes zu bestätigen oder zu widerlegen. Die genaue Ueberprüfung der Fundumstände ergab aber die vorgetragene Deutung als die wahrscheinlichste. Daß die Pfosten hin und wieder auch noch in der oberen Schicht erkennbar waren, würde gut dazu passen; es wären dies dann die untersten Enden des oberirdischen Teiles der Pfostenstämme[37]).

Die Zeitstellung ist durch die Scherben gegeben. Die gerauhten und geglätteten Stücke, einige mit wenig ausladendem Rand oder mit breitem bandförmigem Henkel (Tafel XXXIII b), sind die charakteristischen Funde der oberen, der späten Bronze- und frühen Eisenzeit angehörenden Schicht.

Stelle XXVI, 1b/35 (Taf. XXXI).

Bedeutendere Hausreste wurden in der Stelle XXVI, 1b/35 entdeckt. Auf die Bedeutung dieser Fundstelle für die Schichtenfolge und die Ueberwehungen wurde schon hingewiesen (S. 109). Es war möglich, hier im Herbst 1935 in etwas größerer Ruhe als sonst eine Nachgrabung an einer Stelle zu unternehmen, die schon 1934 durch die Aufdeckung eines Herdes (Herd XXVI, 1a/34, Fundstelle 1 = Taf. XXIX a) und mehrerer bedeutender Fundstücke (Scherben, Steinbeile, Reib- und Mahl-

steine) aufgefallen war. Allerdings war das Bild, das sich zunächst darbot, trostlos. Die Fundstelle war von Lastfahrzeugen tief zerfahren, durch Kalkgruben, Gerüstpfähle, Telephon- und Kanalisationsgräben zerstört und schien nichts Grabenswertes mehr zu bieten. Trotz dieser aussichtslos erscheinenden Zustände wurden einige Suchgräben angelegt, und wir wurden zwar nicht durch besonders schöne Fundstücke, aber doch durch eine ganze Reihe neuer und wichtiger Erkenntnisse für unsere Ausdauer belohnt.

Um wirklich klare Bilder zu erhalten, mußte die zerstörte Kulturschicht vollständig abgetragen werden. Es traten dann in der unter der Kulturschicht liegenden weißlichgrauen Auslaugungsschicht die Umrisse der Verfärbungen von Pfosten und Gruben deutlich hervor. Freilich war an einigen Stellen die Erde auch hier noch gestört, aber diese Unregelmäßigkeiten hielten sich doch in erträglichen Grenzen und ließen trotzdem die Merkmale der vorgeschichtlichen Besiedlung des Geländes erkennen. Wie die Suchgräben zeigten, stieg die obere Kulturschicht nach Norden zu an. Da der nördlich der Stelle XXVI, 1b/35 gelegene Berg abgetragen und eingeebnet war, erschienen oft genug, besonders in den sich nach Norden erstreckenden Suchgräben, die Pfosteneinsenkungen nur noch in der weißlichgrauen Schicht oder — falls auch diese bereits abgetragen oder zerstört war — in der darunter liegenden gelben Flugsandschicht.

Die durchgegrabene Fläche XXVI, 1b/35 enthielt — ohne Anrechnung der Fundstellen des Jahres 1934 und der Fundstellen der unteren Schicht — auf 408 qm Grabungsfläche 237 Pfosten und Gruben von durchschnittlich 30—40 cm Durchmesser, d. h. es kam 1 Pfosten auf 1,7 qm! Stellenweise eine geradezu verwirrende und unglaublich erscheinende Fülle, die an keiner anderen Stelle in dem Lärchwalder Grabungsgelände festgestellt wurde.

Da eine Aufzählung und Fundbeschreibung aller Einzelheiten gerade dieser Stelle den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, seien hier nur die Teilflächen 1 und 2 dargestellt. Sie bieten nämlich für den Hausbau, der durch die Funde der oberen Schicht bezeugt ist, einige Aufschlüsse, außerdem werden sie aber gleichzeitig ein typisches Beispiel für die Beschaffenheit der Fundstelle und für die Möglichkeiten unserer Arbeiten sein.

Die Suchgräben 1, 2 und 3 zeigten die fast völlig zerstörte, obere Kulturschicht mit gelegentlichen Pfosteneinsenkungen, darunter die weiße Auslaugungsschicht und den gelben Flugsand, der die untere Kulturschicht überlagerte. Diese untere Kulturschicht war im südlichen Teil, also besonders in Teilfläche 1, recht schwach ausgeprägt und war erst in Graben 3 und besonders in den nördlich davon gelegenen Teilflächen 4 und 5 gut erkennbar. Sie lagerte unmittelbar auf einer bräunlichroten, sehr fest und dicht gelagerten Sandschicht, die vollständig der in den Bohrungen bei Kahlberg (Frische Nehrung) erkannten „braunen Düne“

ähnelte. Durch Probeeinstiche wurde festgestellt, daß unter dieser braunroten Sandschicht keine Kulturschicht mehr vorhanden war, sondern daß sie in klaren, weißen Sand überging.

Die untere Kulturschicht schien nach Osten hin anzusteigen, wie aus Graben 3 ersichtlich war. Nach Westen und Norden hin senkte sie sich, z. T. sogar recht tief, ein und deutete somit an, daß zur Zeit ihrer Entstehung die Erdoberfläche erheblich anders verlaufen war als später. Sie war an einigen Stellen nur als „alte Oberfläche", d. h. als hellgraue, unregelmäßig gefärbte Schicht erkennbar, an anderen Stellen, besonders in Teilfläche 3 (nördlich von Graben 3) war sie tiefschwarz, mit Kulturresten (Holzkohle, Scherben, Feuerstein) durchsetzt. Es wurden in ihr aber keine Einsenkungen oder Gruben erkannt. Etliche Scherbennester, die unregelmäßig in der unteren Schicht verstreut lagen, waren nicht in Gruben eingetieft, sondern nur von besonders schwarzer, manchmal holzkohlereicher Erde umgeben. Der in der unteren Schicht dieser Fundstellen (Fundstelle 238, Teilfläche 6, westlich von den Teilflächen 1 und 2) entdeckte Herd ist bereits auf S. 121 behandelt worden. Die in dieser Schicht gefundenen Scherben gehören einer dicken, grobtonigen, z. T. schlecht gebrannten Ware an; die in sehr geringer Zahl vorhandenen verzierten Wandungs- oder Randscherben haben ihre Vergleichsstücke in der jungsteinzeitlichen Haffküstenkultur, wie sie in Succase, Tolkemit und Wieck-Luisenthal entdeckt wurde.

Nur aus der oberen Kulturschicht lösten sich Gruben los. Die in den Teilflächen 1 und 2 vorhandenen Pfosten und Gruben wurden, nachdem nach Abtragung von 15—20 cm Störungsschicht in der weißgrauen Erde die Umrisse der Gruben erkennbar waren, durch Querschnitte untersucht. Dabei stellte es sich heraus, daß die Umrisse, die in der Fläche zu erkennen waren, nicht immer mit der tatsächlichen Eintiefung, die sich im Querschnitt zeigte, übereinstimmten. Auf Taf. XXXI sind die Verfärbungen der Fläche eingetragen und, falls der Pfosten eine andere Stellung hat, ist seine richtige Lage durch eine punktierte Kreislinie angegeben. Dies trifft besonders auf die Pfosten 14, 15, 16, 21, 22, 26 und 31 zu. Nur durch Querschnitte zu klären waren die Verfärbungen 33, 36, 37, 39, 42—46, die in der weißen Fläche einen zusammenhängenden gelbgrauen Streifen bildeten. Dagegen kam es auch vor, daß einige in der Fläche deutlich vorhandene Verfärbungen sich bei der Querschnittuntersuchung als Trugbilder herausstellten.

Ueber die in den Teilflächen 1 und 2 der Stelle XXVI, 1b/35 vorhandenen Pfosten und Gruben sind folgende Angaben zu machen:

Nummer der Fundstelle	Fundart	Tiefe unt. Oberfläche*) cm	Durchmesser cm	Farbe	Funde	Bemerkungen
1	Pfosten	35	20	hellgrau, oben schwarz	3 Lehmstückchen, etwas Holzkohle	—
2	„	47	oben 45 unten 22	oben schwarz, unten grau	1 vermorschter Scherben, wenig Holzkohle	—
3	„	50	34	schwarzgrau, oben schwarz	2 Scherbenstückchen	—
4	„	14	18	grau, oben schwarz	2 Scherbenstückchen	—
5	„	36	20	grau, oben gelblich	—	—
6	„	40	26	grau mit schwarzen Flecken	1 glatter Scherben, Holzkohle	—
6a	„	etwa 15	15	grau	—	—
7	„	etwa 25	20—25	grau, oben schwarz	—	—
8	„	30	30	dunkelgrau	Einige Scherben, Holzkohle	—
9	„	40—50	130	schwarze Grube, gelber Kern	Lehm, Holzkohle, Scherben, im östl. Teil größere Anzahl von Sand- und Kalksteinbruchstücken	—
10	„	30	10	schwarz	—	in schwarzgrauer Erde etwas Lehm
11	„	60	20	grau, gelber Kern	—	—
12	„	20	10	schwarzgrau	—	—
13	„	15	10	grau	—	—
13a	„	etwa 20	20	„	—	—
14	„	30	18	„	—	—
15	„	52	ob. 20, unt. 10	hellgrau	—	—
16	„	60	ob. 45, unt. 20	schwarzgrau	—	—
17	„	16	15	schwarz	—	—
18	„	54—68	115	schwarze Grube, gelber Kern mit schwarzen Flecken	Gerauhte und glatte Scherben, gebrannte Lehmbrocken, geschlagene Kalksteine, Nackenteil eines Beiles aus dunkelrotem Sandstein, Holzkohle.	Funde nur in der schwarzen Umrandungsschicht; die in Richtung auf Pfosten 19 liegende Verfärbung war nur 4 cm tief, also kein Pfosten
19	„	56	oben 20 unten 8	grauweiß oben schwarz	—	—

*) Gemeint ist die zur Ausgrabungszeit (November 1935) vorhandene unregelmäßige und durch die Bauarbeiten veränderte Oberfläche, die dann später eingeebnet wurde.

Nummer der Fundstelle	Fundart	Tiefe unt. Oberfläche*) cm	Durchmesser cm	Farbe	Funde	Bemerkungen
20	Pfosten	60	30	grauschwarz	Sand- und Kalksteinstück, bearbeitet ?, 1 Randscherben	—
21	„	48	22	grau, innen gelb	2 Wandungsscherben	—
22	„	44	22	hellgrau, oben gelb	—	—
23	„	etwa 30	18—20	grau	—	—
24	„	31	20	schwarz	—	dicht dabei, etwas nördlich, ein zermürbter Scherben in weißem Sande
25	„	etwa 20	12—15	grau	—	—
26	„	75	25	schwarzgrau	—	—
27	„	50	22	hellgrau, oben gelb	—	—
28	„	42	20	grau, oben gelb	—	—
29	„	58	32	grau	1 gebranntes Lehmstück, 1 Bodenscherben, Holzkohle	—
30	„	10	10	„	—	—
31	„	54	35	oben gelb, unten grau	—	—
32	„	etwa 20	15	schwarz	3 Scherbenstückchen	—
33	„	38	44	grau, oben und an der Südseite schwarze Flecke	—	—
34	„	22	28	grau	—	—
35	„	36	26	gelb, innen grau	—	—
36	„	26	30	gelb	—	—
37	„	50	30	„	—	—
38	„	46	22	grau	—	—
39	„	50	24	grau, oben gelb	—	—
40	„	12	22	gelb, etwas grau	—	—
41	„	40	35	gelb	1 verschlacktes Scherbenstückchen	—
42	„	24	18—20	gelblich, oben grau	—	—
43	„	38	40	graugelb, oben gelb	1 Rand- und 1 Wandscherben, gerauht; 1 geschlagener Feuerstein, rötlichbraun; Bruchstück eines einseitig geglätteten Granites, wohl Mahlstein.	Das Mahlsteinstück lag unter der eigentlichen Kulturschicht, 36 cm über der tiefsten Stelle des Pfostens
44	„	44	etwa 40	gelb	—	} überschneiden einander
45	„	28	etwa 30	„	—	
46	„	60	30	grau	—	—

*) Gemeint ist die zur Ausgrabungszeit (November 1935) vorhandene unregelmäßige und durch die Bauarbeiten veränderte Oberfläche, die dann später eingeebnet wurde.

Die Farbe der Gruben wechselte zwischen hellgelb oder grau bis grauschwarz. Die mit hellgelbem Sand gefüllten Einsenkungen enthielten fast nie Scherben oder Holzkohle, während die grauschwarzen Pfosten hin und wieder Fundstücke enthielten. An zwei Stellen, 9 und 18, traten andere Bildungen auf, als sie sonst hier vertreten waren. Stelle 9 war eine breite, flachkesselförmige Grube mit gelbem Kern und schwarzer Ausfütterung, die reichlich Lehmbewurfstücke und Scherben barg. Stelle 18 war einer der schönsten Pfosten der schon früher beschriebenen Art (gelber Kern, tiefe schwarze Ausfütterung) (Taf. XXVII b). Er wurde in 13 Querschnitten von je 15 cm Abstand untersucht. Um ihn herum, in der Fläche durch Verfärbungen mit ihm verbunden, lagen drei einfach gebaute Pfosten. Seiner besonderen Bauart wegen wird diesem Pfosten wohl eine besondere Stellung einzuräumen sein, er ist also möglicherweise Träger des Firstbalkens des Hauses gewesen und mußte als solcher besonders fest im Flugsandboden verankert gewesen sein. Er steht in etwa 3—4 m Entfernung von einer durch die Pfosten 3, 2, 6, 11, 26, 34, 40, 41 und 1, 23, 31, 38 gekennzeichneten Doppelwand (s. auch Taf. XXVII e). Die von den Pfosten 34, 40, 41, 38, 35, 33 gebildete Ecke war an Ort und Stelle ganz klar ersichtlich. Nach Süden und Südosten zu traten nur noch kleinere, unbedeutendere Einsenkungen auf. Ob die Pfosten 1, 23 und 31 wirklich eine Doppelwand anzeigen oder ob sie nicht von Einbauten im Innern des Hauses herrühren, bleibt natürlich bei der vorgeschrittenen Zerstörung des Geländes und der dadurch bedingten Einschränkung der Untersuchungsmöglichkeiten zweifelhaft; das Beispiel der Stelle XXVI, 2/35 läßt aber diese Deutungsmöglichkeit zu. Unklar bleibt die Aufgabe der Grube 9, die entweder einen großen Pfosten darstellt, der zur Verstärkung der Außenwand eingebaut ist, oder eine Art Vorratsgrube ist, die innerhalb der Doppelwand gelegen ist. Das würde auf eine wirtschaftliche Ausnutzung des durch die Doppelwand gebildeten Hohlraumes schließen lassen; wenn nicht, wie bei der Grube 8 in Stelle XXII, 3/34, auch hier die Grube mit der Hausanlage in gar keinem Zusammenhang steht, sondern früher oder später angelegt worden ist. Die von den Pfosten 36—46 gebildete Reihe gehört wahrscheinlich zu einem anderen Hause, das früher oder später erbaut worden sein muß, da diese Reihe bis in das Innere des erstgenannten Hauses ihre Fortsetzung findet (Pfosten 29, 22, 19).

Die Bauart des hier vorhanden gewesenen Gebäudes, dessen Ecke sich so deutlich abhebt, wird durch die Pfosten, die in 80—150 cm Entfernung voneinander stehen, und durch den spärlich gefundenen Lehmbewurf, der einige Abdrücke von Zweigen und Aesten aufweist, gekennzeichnet: es kann also ein Pfostenbau mit Flechtwerk und Lehmverputz angenommen werden. Das Dach hat seine Stütze im Pfosten 18 und wohl auch in einigen anderen ähnlich gebauten Pfosten gehabt, die aber im schon zerstörten Teil gelegen haben müssen. Die Stellung des Pfostens 18 weist auch hier — wie bei dem Haus der Stelle XXIII, 1/34 — auf ein abgewalmtes Dach hin. Die kleinen, um diesen großen Pfosten herum-

liegenden Gruben weisen entweder auf Pfähle, die zur Verstärkung und Sicherung des großen Pfostens eingeschlagen sind, oder auf Einbauten innerhalb des Hauses.

Die Zeitstellung dieses Gebäudes kann aus den ziemlich spärlichen Scherbenfunden ersehen werden. Sie gehören zu gerauhten und glatten Gefäßen und können der spätesten Bronze- und ältesten Eisenzeit zugezählt werden, was sich ja auch aus dem Schichtenbefund ergibt. Einige Steinbeile und Bruchstücke von solchen, die in dieser Stelle zu Tage kamen, werden später besprochen.

Die Dorfmühlanlage.

Die Ausgrabung dieser Fundstelle wurde teils vom Ständigen Vertreter des Staatlichen Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer im Regierungsbezirk Westpreußen, Prof. Dr. Ehrlich-Elbing, teils in dessen Abwesenheit von Konrektor i. R. Voigtmann-Marienburg vorgenommen. Aufschluß über die Ausgrabung ergaben die Feldbücher des Vertrauensmannes und ein Grabungsbericht Herrn Voigtmanns[38]). Die Ausgrabung erfolgte im Oktober und November 1933. Die Arbeiten wurden durch den Schachtbetrieb sehr stark beeinträchtigt. Die für diese Anlage in Frage kommenden Grabungsflächen tragen die Bezeichnung XIII B—F, III B und III A_2.

F l ä ch e XIII B: Bereits in einer Tiefe von 80 cm unter Erdoberfläche erschienen zwischen unregelmäßig auftretenden Verfärbungen die Pfosten 204, 205 und 206. Deutlicher wurden die Grenzen der schwarzen Verfärbungen im Planum II in 1 m Tiefe. Hierbei ist zu bemerken, daß laut Grabungsbericht Voigtmann die Kulturschichten schräg verliefen, so daß die mit Hilfe der Wasserwaage hergestellten Plana keine der Wirklichkeit entsprechenden Bilder lieferten. Der Pfosten 206 zeichnete sich durch einen schönen kreisrunden schwarzen Kranz und durch einen gelben Innenkern aus; sein Durchmesser betrug fast 1 m, der Durchmesser des gelben Innenkerns etwas über 1 m. Der Pfosten 205 zeigte dieselben Eigenschaften wie Pfosten 206, verschwand aber zwischen Planum II und III. Ueber Pfosten 204 bemerkt Voigtmann: „Von der Pfostengrube XIII B/204 wurde ein farbiges Profil im Maßstab 1:10 hergestellt, weil diese Grube jünger ist als die anderen. Sie hängt an einer in etwa 30 cm unter der jetzigen Ackerkrume sich hinziehenden Kulturschicht (?) und reicht knapp bis an die von uns durchgearbeitete ältere. Zwischen Grube und älterer Kulturschicht befindet sich sogar hellerer Sand als Trennmittel." Demnach handelt es sich hier um zwei verschiedene Kulturschichten, deren oberste anscheinend ohne irgendwelche Besonderheiten war. Von ihr liegen keine Zeichnungen vor. Die Funde (Scherben und ein Steinbeil) stammen dem Fundbericht nach sämtlich aus der unteren Schicht, in der auch die Pfosten 205 und 206 erschienen.

F l ä ch e XIII C: Das erste Planum wurde in 67 cm Tiefe angelegt. Im nördlichen Teil desselben erschienen nur einige schwach schwärzliche Verfärbungen von unklarem Verlauf. Im östlichen Abschnitt wurde ein

aus 16 größeren Steinen und 7 Reibsteinen gebildeter sperriger Kreis von etwa 2,50 m Durchmesser freigelegt, der anscheinend ungestört geblieben war (Taf. XXXV f). Die schwärzliche Verfärbung um die Steine herum war etwa 5 qm groß. Zwischen den Steinen wurde ein Pfosten von etwa 60 cm Durchmesser entdeckt, der oberflächlich gelb, in der Tiefe aber schwarz erschien.

Der westliche Teil des gebildeten Planums wurde auf 80 cm Tiefe gelegt und ergab ebenso unklare Linien wie das erste Planum in diesem Teil. Vermutlich tragen auch hier wieder die schräg verlaufenden Kulturschichten Schuld daran.

Erst das dritte Planum in 1 m Tiefe ergab insofern klare Bilder, als zwar die Kulturschicht verschwunden war, aber in aller Deutlichkeit dafür vier große Pfostengruben (Nr. 207—210) hervortraten. Nr. 209 und 210 waren nur zum Teil angeschnitten.

Grube 207: Pfosten, tiefschwarz, sehr deutlich, ziemlich klein. Durchmesser 32 cm, Tiefe unter Planum III 8 cm.

Grube 208: Pfostengrube. Gelber Außenring, schwarzer runder Kern. Durchmesser des Kernes 60 cm, Durchmesser des Ringes 20 cm. Tiefe unter Planum III 5 cm.

Grube 209: Pfostengrube, nur zur Hälfte angeschnitten. Dunkler Außenring, heller Kern. Tiefe unter Planum III 15 cm.

Grube 210: Pfostengrube, nur zur Hälfte angeschnitten, tiefschwarz. Durchmesser 50 cm. Tiefe unter Planum III 15 cm.

Beim Abtragen des Steinkranzes wurden Scherben und zwei Reibsteine unter demselben gefunden. Die Mehrzahl der größeren Steine des Steinkreises war abgerieben. 5 Steine erwiesen sich als kleinere Mahlsteine, die aber sämtlich so gelegt waren, daß die abgeriebene Fläche nach unten gekehrt war. Ein größerer Mahlstein, ebenfalls umgekehrt liegend, befand sich in der südlichen Steingruppe. Außerdem können noch zwei andere Steine als Bruchstücke von Schleifsteinen bezeichnet werden.

F l ä ch e XIII D (östliche Erweiterung der Fläche XIII C): Das erste Planum in Tiefe von 50 cm erbrachte keine bemerkenswerten Erscheinungen, nur einige Reibsteine kamen zu Tage. Das Planum II in 65 cm Tiefe ließ eine große Pfostengrube (211) sowie eine kleine schwarze Grube (212) erkennen. Das Profil zeigt eine fortlaufende gleichbleibende Kulturschicht von etwa 30 cm Stärke auf Triebsand.

Grube 211: Pfosten. Durchmesser 1 m. Gelber Kern (Durchmesser 55 cm) in schwarzer Umrandung. Keine Funde.

Grube 212: Pfosten. Durchmesser 0,35 m. Tiefschwarz. Keine Funde.

F l ä ch e XIII E (südlich anschließend an die Fläche XIII D): In 38 cm Tiefe (Planum I) wurde ein Steinmeißel gefunden. Planum II in 55 cm Tiefe ließ zahlreiche schwarze Gruben erkennen, die besonders deutlich im Planum III (Tiefe nicht angegeben) hervortraten. Die Gruben erhielten die Nr. 213—235. Nach dem Voigtmannschen Fundbericht sind davon fraglich Nr. 223, 229/30, 228 und 235. Zwischen den Gruben

220 und 222 (über 221) wurden Reste einer Holzverbindung festgestellt. Die weitere Untersuchung dieser Fläche unterblieb des Abbruchs der Arbeiten wegen.

Fläche XIII F: nicht planmäßig abgetragen, sondern nur während der Schachtarbeiten beobachtet. Hier wurden 3 Gruben festgestellt, die die Nr. 236—238 erhielten. Grube 237 war 50 cm im Durchmesser und 10 cm tief (unter einem nicht angegebenen Planum).

Die Funde aus diesen Flächen sind sehr gering. Es sind meist grobe, nur wenig glatte Scherben, die von großen gerauhten Gefäßen herrühren.

Die Auswertung dieser eigenartigen Fundstelle erfordert es, mit wenigen Worten auf einige bemerkenswerten Einzelheiten einzugehen. Nicht ersichtlich aus dem Fundbericht ist, ob der Steinkreis sich in einer höheren Schicht befunden hat als die großen Pfosten. Nach der Photographie des Pfostens 206 (Taf. XXXV f) hat es fast den Anschein, als ob es sich auch hier um zwei verschiedene Kulturschichten handle. Anderseits geht aber aus der Profilzeichnung des Planums I der Fläche XIII C hervor, daß der sich hier herauslösende Pfosten bis in eine Tiefe von 1 m reicht, womit bewiesen sein dürfte, daß die ganze Anlage — mit Ausnahme des Pfostens 204 und der dazugehörigen Schicht — einer einheitlichen Zeit angehört. Demzufolge könnten bei einer Auswertung der sicher als Pfosten anzunehmenden Gruben sämtliche Gruben berücksichtigt werden mit Ausnahme von Nr. 204, deren Zeitstellung mangels jeglicher Funde unklar bleibt (vgl. S. 109).

Die Erklärung des Steinkreises muß von der Bemerkung des Ausgräbers ausgehen, daß die Steine in ungestörter Lage aufgefunden wurden. Es sind etwa ein halbes Dutzend Mahlsteine und einige Bruchstücke sowie etwa 9 Reibsteine gefunden worden. Diese Steine lagen dicht beieinander inmitten zahlreicher Pfostengruben, die trotz der durch die Schachtarbeiten unglücklich beeinflußten Grabungsart immerhin erkennen lassen, daß sie wohl ehemals zu einem oder mehreren Hausgrundrissen gehört haben. Diese Anlage liegt am östlichen Ende einer größeren gut untersuchten Fläche, die sich durch sehr zahlreiche Gruben auszeichnet. Um die Begrenzung des für die Steingruppe anzunehmenden Hauses zu erkennen, müssen auch die westlich anschließenden Grabungsflächen III B und III A_2 herangezogen werden. Die Pfostengruben 206, 208/209, 92 a und 212, 211, 213/214, 127 bilden zwei gleichlaufende Reihen, die nördlich und südlich der Steingruppe in ostwestlicher Richtung verlaufen. Ob die Gruben 92 a und 127 wirklich die Enden dieser Reihen anzeigen, ist nicht mit Sicherheit festzustellen, da die anschließende Fläche eine unübersichtliche Anzahl von Pfostengruben aufweist; immerhin deutet der Pfosten 92 auf eine Querverbindung zwischen den Pfosten 92 a und 127. Die Maße der so erkannten Wände stimmen ungefähr mit dem sonstigen Befund in Lärchwalde überein: die Längsseiten sind 6 und 9 m, die Querwand ist 4,50 m lang. Fast in der Mitte zwischen den beiden Längsseiten, in geringer Entfernung von der angenommenen Querwand, liegt die Pfostengrube 129, die möglicherweise den Platz des Firstbalkenträgers

andeutet. Unerklärbar bei dieser Beurteilung der Gruben bleibt nur die Pfostengrube 128, die zwischen den Gruben 129 und 213 liegt und wohl mit den in Fläche XIII E untersuchten Gruben in Beziehung zu setzen ist. Wenn auch die genaue Begrenzung des hier vorhanden gewesenen Hauses nicht feststeht, so ist doch soviel zu erkennen, daß die Bauart derjenigen der Stelle XXIII, 1/34 (vgl. S. 126 ff.) gleicht. Der Unterschied liegt nur in dem Zweck des Gebäudes. Während das Gebäude in Fundstelle XXIII, 1/34 als Wohnraum gedient hat, worauf ja der Herd hindeutet, ist dieses Haus hier als Wirtschaftsgebäude anzusprechen; denn den Hinweis auf die richtige Erklärung haben wir in der Gruppe der Mahl- und Reibsteine, die einen größeren Raum in der Innenfläche des Hauses eingenommen hat.

Die Ausdeutung der Steinanlage hat Voigtmann bereits kurz umrissen, indem er im Fundbericht von einer „Mahlanlage" spricht. Damit ist gesagt, daß diese Anhäufung von Mahl- und Reibsteinen nicht auf den Wirtschaftsbetrieb eines einzigen Gehöftes schließen läßt. Nach den in den übrigen zerstörten Häusern von Lärchwalde vorliegenden Funden wird eine derartige Annahme durchaus bestärkt, denn eine so große Anzahl dieser Geräte wurde an keiner anderen Stelle mit Sicherheit beobachtet. Wohl traten in Fläche XIX, 1/34 überraschend zahlreich Mahl- und Reibsteine, untermischt mit Steinbeil- und Schleifsteinbruchstücken auf. Da hier aber nachweislich zwei verschiedene Kulturschichten übereinander lagen, ist diese Häufung auch durch diese Tatsache zu erklären, zumal die Steine auf einer erheblich größeren Fläche als XIII C gefunden wurden. Es bleibt also dabei, daß die Häufung der Steingeräte in Fläche XIII C einmalig ist und deshalb auch einen einmalig vorhandenen Grund gehabt haben muß. Die Fundgegenstände aus der zugehörigen Schicht sind an sich verhältnismäßig nichtssagend: Scherben, etwas Feuerstein, 2 Steinmeißel, einige Tierknochen. Sie entsprechen durchaus den Fundgegenständen aus den übrigen Fundstellen der oberen, früheisenzeitlichen Kulturschicht und beweisen nur das Vorhandensein auch anderer Geräte und Gegenstände in dem angenommenen Hause als nur der Mahlwerkzeuge.

Die Aufdeckung eines Hauses mit einer Mahlanlage für einen mehr als eigenwirtschaftlichen Betrieb, also für die Wirtschaft einer Dorf- oder Sippengemeinschaft, einer ausgesprochenen Mahlmühle, ist für die vorgeschichtliche Zeit m. W. nirgends festgestellt worden. Da diese Ausdeutung durch den Grabungsbericht und die Funde gesichert erscheint, ist damit eine neue Erkenntnis für die Wirtschaftsgeschichte der vorgeschichtlichen Zeit gewonnen, deren weitere Auswertung aber in einen anderen Rahmen als den hier vorliegenden gehört.

Ueber die Zeitstellung der Anlage ist zu bemerken, daß die meisten darin aufgedeckten Scherben einer gerauhten, groben Tonware angehören. Mehrere Stücke sind auch glatt, unverziert und dünnwandig. Diese Tonware ist kennzeichnend für die früheisenzeitliche Kultur des Weichselmündungsgebietes.

Zusammenfassend kann also gesagt werden, daß auf dem Gelände Lärchwalde-Hoppenbeek inmitten eines früheisenzeitlichen Dorfes eine Mahlanlage entdeckt worden ist, die in einem Pfostenhause untergebracht war. Ihre Benutzung muß von einer größeren Zahl von Familien erfolgt sein, da der Bestand an Reib- und Mahlsteinen weit über den Werkgerätbestand eines gewöhnlichen Hauses dieser Siedlung hinausgeht. Vielleicht ist eine Benutzung durch eine Sippe oder durch die Bewohner des Dorfes anzunehmen.

Die vorstehenden Fundberichte haben eine Uebersicht über die Fundstellen gegeben, die am klarsten und einwandfreiesten zu beurteilen sind. Die übrigen Fundstellen bieten entweder nichts wesentlich Neues oder sind zum großen Teil zerstört worden; etwa vier bis fünf Fundstellen, die unter ständiger Beobachtung standen, sind noch nicht berücksichtigt worden, da die Durcharbeitung der Zeichnungen und der Pläne noch nicht so weit gediehen ist. Infolgedessen kann auch die jetzt folgende Beurteilung der Fundgegenstände später in manchen Punkten ergänzt werden, obgleich versucht worden ist, schon jetzt ein möglichst genaues Bild von dem Lärchwalder Fundbestand zu geben.

Die Funde der unteren Schicht und ihre zeitliche Einordnung.

Von den Funden der unteren Schicht sind hier mit Absicht fast keine Abbildungen gegeben. Die Scherben tragen die für die schnurkeramische Haffküstenkultur typische Verzierung durch Schnureindrücke und umlaufende Linien. Sie finden ihre besten Vergleichsstücke in dem Fundbestand von Succase (vgl. den vorhergehenden Aufsatz von Prof. Dr. Ehrlich). Ganze Gefäße sind recht selten erhalten, besonders schön und typisch sind bootsförmige Wannen sowie ein kleiner Topf mit Schnurverzierung und kleinem Griffzapfen. Ein sehr schöner, reich mit Schnureindrücken verzierter flacher Griffzapfen entspricht einem ähnlichen in Succase gefundenen Stück (vgl. Taf. XXI d).

Runde, konische Eindrücke sind nur einmal beobachtet worden (Taf. XXXIII k).

Feuersteingeräte und -abschläge kommen häufig vor; die Zugehörigkeit zur Schnurkeramik zeigt besonders eine kleine gut bearbeitete Lanzenspitze aus braunem Feuerstein (Länge 4,2 cm; Stelle XV/33; Inv. Nr. 5148,25 a)[39]).

In der Fläche IV/33 — nur mit jungsteinzeitlichen Funden zusammen — kam ein kleines schmales Beilchen aus sogen. „Hartem Kalkstein" zu Tage (Länge 6,8 cm, Schneidenbreite 2,5 cm, Nackenbreite und Nackendicke 1,2 cm, größte Dicke 1,6 cm, Inv. Nr. 5148,78). Seine Kleinheit wegen wird es in die Gruppe der „Miniaturgeräte" gehören, die wohl Amulett- oder Spielzeugcharakter, auf keinen Fall aber irgend eine Bedeutung für die praktische Handarbeit gehabt haben[40]).

Die Steinbeile werden zusammen mit denen der oberen Schicht besprochen.

Aus nicht gesicherter Schicht in der Fläche XXIII/34 stammt ein Bernsteinring (Durchmesser 2,5 cm, lichte Weite 1,9 cm, der völlig dem Ringe von Schwarzort (Kurische Nehrung)[41]) gleicht und daher auch als steinzeitlich angesprochen werden kann. Ein anderer Bernsteinschmuck wurde in der unteren Schicht der Stelle XXVI, 1 b/35 (Profil 27) gefunden. Es ist ein oval geformter Anhänger, der am oberen Ende waagerecht abgeschnitten ist und unterhalb des Randes eine längsdurchbohrte Einschnürung zeigt.

Die Funde der oberen Schicht und ihre zeitliche Einordnung.

Tonware:

Die Hauptmasse der Lärchwalder Funde stellen die Fundstücke aus der oberen Schicht. Zahlenmäßig am stärksten ist — wie immer bei vorgeschichtlichen Siedlungsgrabungen — die Tonware vertreten. Aus den schon gegebenen Fundberichten ging hervor, daß die meisten Scherben zu gerauhten und zu glatten Gefäßen gehören. Als „gerauht" wird ein Scherben dann bezeichnet, wenn seine Oberfläche eine absichtlich hervorgerufene Rauhung zeigt. Diese ist nicht zu verwechseln mit der Oberflächenbeschaffenheit von Scherben, die infolge schlechter und unvollkommener Glättung vor dem Brennen jetzt eine leicht rauhe, rissige, spröde Oberfläche zeigen. Die Rauhung ist das eigentliche Kennzeichen der Scherben der oberen Schicht. Mehr als die Hälfte aller in der oberen Schicht gefundenen Scherben ist gerauht. Die Rauhung kommt bei den Funden der unteren Schicht mit Sicherheit nicht vor; dagegen zeigen die Scherben der unteren Schicht auch keine ausgesprochene Glättung, sie haben vielmehr meistens ein sprödes und etwas rissiges Aussehen. Die echte Rauhung ist in ganz verschiedener Weise ausgeführt. Bei vielen Scherben ist die ganze Oberfläche anscheinend durch Darüberstreichen mit Binsen, Stroh oder ähnlichem Stoff aufgerauht worden. Andere Scherben dagegen sind mit einer regelrechten Ueberfangschicht versehen, die dann in stark aufgerauhten Streifen über den Gefäßkörper verteilt ist, so daß es mitunter den Anschein hat, als hätte man bestimmte Muster damit hervorrufen wollen (Taf. XXXIV c, d). Nicht selten ist infolge der langen Lagerung in der Erde diese Ueberfangschicht abgeplatzt. Die Farbe ist bei den meisten gerauhten Scherben ein rötliches Braun.

Die glatten Scherben sind in der Minderzahl. Sie haben alle einen bräunlichen oder schwärzlichen Ton, einige sind tiefschwarz. Schon ein leichtes Reiben der Oberfläche läßt sie stark glänzen, was mitunter durch die in die Oberfläche eingearbeiteten Glimmerstückchen noch besonders hübsch unterstrichen wird. Auch hier ist in vielen Fällen eine ausgesprochene Ueberfangschicht festzustellen, die sich besonders in ihrer schwärzlichen Farbe von der übrigen Tonmasse abhebt. Die Schwarzfärbung scheint durch Holzkohlezusatz hervorgerufen worden zu sein; Graphitzusatz ist nirgends festgestellt worden.

Der Ton ist meistens stark mit Feldsteinstückchen — Granitkörnern, Glimmerstückchen oder Kalksteinsplittern — durchsetzt. Bei einigen sehr groben gerauhten Scherben hat man den Eindruck, als ob mehr als ein

Drittel der gesamten Tonmasse aus solchem Steinzusatz besteht. Die Beimengung von Steinstückchen ist nicht auf die gerauhten Scherben beschränkt, sondern ist, wenn auch in geringerem Umfange, auch bei den geglätteten Scherben vorhanden. Der Brand der Gefäße ist recht verschieden. Die geglätteten Scherben sind durchweg besser und härter gebrannt als die gerauhten. Im allgemeinen scheint aber der Brand bei beiden Arten nicht sehr stark gewesen zu sein.

Die Formen sind recht mannigfaltig. Von den ganz oder zum großen Teil erhaltenen Gefäßen sind besonders zwei 1933 gefundene Töpfe mit hohem Hals und bauchigem Körper bemerkenswert. Der eine von ihnen (Taf. XXXV c) besitzt einen steilen Hals, einen ziemlich kantig ausgebildeten Umbruch und einen kleinen, vom Rande ausgehenden, aber nicht überragenden Henkel. Die Halsbildung des anderen Gefäßes (Taf. XXXV d) ist wesentlich geschwungener und weicher ausgebildet, auch ist der Uebergang am Halsansatz nicht so scharf ausgeprägt; der Gefäßbauch ist mit etwas schräg verlaufenden Strichen, die zu Gruppen von je drei geordnet sind, verziert. Zwei weitmündige Gefäße stellen die Abbildungen Taf. XXXV e, g dar. Ihr Unterschied gegenüber den beiden erstgenannten Töpfen besteht nicht allein in den anderen Ausmaßen, sondern vor allem in dem grundlegend anderen Verhältnis von Gefäßhals und Gefäßbauch. Der Hals ist hier kleiner und in der Höhe zugunsten des Gefäßkörpers eingeschränkt. Bei dem Gefäß (Taf. XXXV e) ist der Hals ziemlich steil und ohne besondere Schwingung gebildet; er ähnelt also dem des zuerst besprochenen Topfes (Taf. XXXV c). Bei dem anderen Gefäß (Taf. XXXV g) setzt der sehr geschwungene Hals an einem sehr weich gebildeten Uebergang zum Gefäßkörper an, so daß gewissermaßen kein Abbruch der Körperlinie entsteht, sondern dieselbe fast ohne merkliche Umbiegung weitergeführt wird. Alle diese Gefäße sind glatt und haben dunkelbräunliche bis schwärzliche Farbe. Taf. XXXV zeigt außer einer kleinen braungrauen Schale mit ziemlich steil aufsteigender Wandung und einer Ansatzstelle für einen jetzt abgebrochenen kleinen Henkel (b) noch den Oberteil eines rötlichbraunen Gefäßes (a); ausladender Rand, eingezogener Hals, weit ausladender Gefäßbauch und unregelmäßige Rauhung der Oberfläche sind die Kennzeichen (die glatten Teile sind Ergänzungen aus Gips).

Die Eigentümlichkeiten der Gefäßformen treten besonders deutlich hervor, wenn man auch die Scherben berücksichtigt. Besonders verschiedenartig ist die Randbildung. Von dem ganz steil aufsteigenden und am Halsansatz stark abgesetzten Hals (Taf. XXXIII b, Taf. XXXIV g, h) bis zu einer weich und gebogen ausgebildeten Halslinie, wie sie das Gefäß Taf. XXXV d zeigt, sind alle Uebergänge vorhanden. Ueberwiegend herrscht die geschwungene Linie vor, wie sie die Scherben Taf. XXXIII c—g, Taf. XXXIV a—e zeigen. Einige Bruchstücke von Schüsseln haben einen leicht nach innen gebogenen Rand (Taf. XXXIII a, Taf. XXXIV f).

Henkel treten nicht gerade häufig auf. Ihre Form ist verschieden. Selten sind die breiten bandförmigen Henkel, die an der Gefäßmündung ansetzen und nur eine kleine Oeffnung haben (Taf. XXXIII a, b). Häufiger

sind kleine Henkel, die meist vom Rande ausgehen, aber ziemlich schmal und rundlich gebildet sind und meistens auch etwas länger sind als die erstgenannte Art (Taf. XXXIII c—e). Bei den breiten bandförmigen Henkeln sind die Ränder des Henkels gleichlaufend gebildet, während es sonst die Regel ist, daß die Henkel mehr oder weniger stark in der Mitte zusammengedrückt sind (besonders auffällig bei den Scherben Tafel XXXIII e, g). Die Anbringungsart der Henkel ist recht unterschiedlich. Neben solchen, die anscheinend recht fest und sorgfältig eingesetzt sind, oft sogar — wie die Scherben zeigen — mit einem großen Zapfen, gibt es auch Stücke, deren Henkel bloß aufgesetzt sind und eigentlich gar keine Tragfähigkeit gehabt haben können; deshalb sind auch viele von ihnen abgeplatzt. Nur einmal kommt ein kleiner ösenartiger Henkel vor, der nicht am oberen Rande ansetzt, sondern sich am Schulterumbruch befindet (Taf. XXXV g).

Knubben, Zapfen und ähnliche Bildungen an den Rändern sind sehr selten. Ein glatter Scherben zeigt einen ziemlich großen, vom Rande ausgehenden Lappen, der etwas nach unten geneigt ist (Taf. XXXIV i). Ein großes Vorratsgefäß von geschwungener Form, das zur Hälfte erhalten ist, besitzt einige dicht am Rande angebrachte dicke Knubben. Bei einigen Scherben fällt auf, daß die Ränder ziemlich wulstig gebildet sind, was aber wohl auf die mehr oder weniger schlechte Verarbeitung des Tones zurückzuführen ist.

Abgesehen von der in manchen Fällen wohl als Muster gedachten Rauhung (Taf. XXXIV a, c, d, h) kommen Verzierungen sehr selten vor. Vorherrschend sind waagerechte, in Reihen gestellte oder sich kreuzende Striche (Taf. XXXIII a, c, i, n, o). Auch die Henkel tragen derartige Striche (Taf. XXXIII a, c). Einige Male kommen auch gekerbte Ränder vor (Taf. XXXIV f). Verzierungen durch Fingernagel- und Fingerspitzeneindrücke sind ebenfalls gewählt worden, manchmal sind sie auch zu Reihen und sich kreuzenden Linien angeordnet (Taf. XXXIII f, g, h, m). Beim Aussondern und Durchsehen der Funde wurde eine Beobachtung gemacht, die vielleicht nicht ganz zufällig ist: Einige Fundstellen zeichneten sich durch besonderen Reichtum an verzierten Scherben aus, während andere Stellen nur hin und wieder einen verzierten Scherben ergaben. Besonders ergiebig in dieser Hinsicht waren die Stellen XXII, 3/34 und XXIII, 1/34, die einen ganz überraschend großen Reichtum an verzierten Stücken ergaben (fast die Hälfte aller abgebildeten Funde stammt aus diesen Stellen).

Von den übrigen Tongegenständen, die in Lärchwalde vorkommen, ist nur eine Auswahl gegeben: Netzsenker in rundlicher Form (Tafel XXXIV k, l), ein Bruchstück eines Tellers mit leicht aufgebogenem Rand und mit einer durch Fingereindrücke verzierten Bodenfläche (Tafel XXXIV m), und ein kleiner Löffel, dessen Stiel nicht erhalten ist (Taf. XXXIV n). Spinnwirtel aus Ton sind nur spärlich vorhanden, wenn nicht einige als Netzsenker angesprochene Gebilde ihrer ziemlich engen Durchbohrung wegen als Spinnwirtel gelten können.

Bronzen:

Die Ausbeute an Metallgegenständen war äußerst gering. In der oberen Kulturschicht wurde nur ein Gegenstand, beim Absuchen der Oberfläche zwei andere gefunden:

1. Streufund: Eine Bronzesichel, schwach gebogen, mit verstärktem Rücken und einer gleichlaufenden Rippe; am Griffansatz ein 0,5 cm hoher Dorn oder Knopf. Die Sichel ist vollständig dunkelgrün patiniert, anscheinend stark abgenutzt und bis auf einige leicht beschädigte Stellen gut erhalten. Länge 9,2 cm, größte Breite 2,1 cm, Dicke des Rückens 0,6 cm. Inv. Nr. 5148,411. Die schwachgebogene Form entspricht derjenigen der Knopfsichel von Klein-Kreidel, Kr. Wohlau (Schlesien)[42], die Anordnung des Knopfes derjenigen der beschädigten Knopfsichel von Dobrischau, Kr. Oels (Schlesien)[43].

2. Streufund: Ein bronzener Armring, zur Gruppe der „Schlangenkopfarmringe" gehörig. An den eigentlichen Armreif setzt ein mehrfach gegliederter gedrungener Kopfteil an. Der Ring ist innen glatt, außen halbrund; er ist vollständig dunkelgrün patiniert, durch den Finder leicht verbogen, sonst aber gut erhalten. Durchmesser 7,9 cm : 6,5 cm; Dicke des Ringes in der Mitte 0,5 cm; Länge der Köpfe je 2 cm; größte Dicke derselben 1,1 cm. Inv. Nr. 5148,422. Die Kopfbildung dieses Ringes entspricht derjenigen des Ringes von Krossen, Kr. Pr. Holland[44]).

3. Fläche VIII/33: Ein schmaler, flacher Bandreif, dessen Enden abgebrochen sind. Er ist völlig unverziert, oval geformt und völlig dunkelgrün patiniert, nur an den beschädigten Enden ist die Patina hellgrün. Größter Durchmesser 6,8 cm; Breite des Bandes 0,6—0,7 cm; Dicke desselben 0,1 cm. Inv. Nr. 5148,69a. Zusammen mit nur früheisenzeitlichen Scherben.

Steingeräte:

Die wichtigsten Geräte aus Stein sind die Steinbeile und -äxte. Sie kommen, wie schon mehrfach erwähnt, auf dem Lärchwalder Fundgelände recht häufig vor. Ihr Auftreten in der oberen Schicht läßt sich an Hand mehrerer Beispiele beweisen. Für die überwiegende Mehrzahl der Steinbeile und -äxte kann aber eine genaue Altersbestimmung nicht gegeben werden, da sie nur Oberflächenfunde sind oder von den Arbeitern an nicht näher untersuchten Schachtstellen aufgelesen worden sind. Folgende Beispiele geben einen Ueberblick über die gewöhnlichsten Formen:

1. Fläche III/33: Kleines Beil aus weiß-rötlichem Feuerstein, der durch Feuer sehr stark zersetzt ist; rundlicher Nacken, die Seitenkanten etwas mehrflächig (fazettenartig) abgeschliffen; etwas beschädigt. Länge 4,8 cm, Schneidenbreite 3,8 cm, größte Dicke 1,3 cm. Inv. Nr. 5148,133. Textabb. 1 a.

   Zeitstellung: vermutlich früheisenzeitlich; an derselben Fundstelle kommen auch steinzeitliche Scherben vor.

2. Fundstelle XXIII, 1/34, Grube 1 (vgl. S. 122): Sehr unregelmäßig geformtes, stark beschädigtes Beil aus quarzitischem Sandstein[45]), an einer Seitenkante mehrflächig geschliffen. Länge 6,7 cm, größte Breite 3,8 cm, größte Dicke 1,4 cm. Textabb. 1 b.
   Zeitstellung: früheisenzeitlich; die Pfostengrube störte die untere Schicht nicht; nur früheisenzeitliche Begleitfunde.
3. Fundstelle XXII, 1/34: Gut erhaltenes Beil aus feinkörnigem Basalt-Porphyrit; mehrflächig geschliffen. Länge 7,8 cm, Schneidenbreite 4,8 cm, Nackenbreite 2,5 cm, Nackendicke 0,3 cm, größte Dicke 1,8 cm. Textabb. 1 c.
   Zeitstellung: früheisenzeitlich, zusammen mit gleichaltrigen Scherben an einer Abschachtungsstelle aufgelesen; in einer Entfernung von etwa 10 m lag eine steinzeitliche Fundstelle.
4. Fundstelle XXVI, 3/34: Sehr dickes, gut erhaltenes Beil aus Diabas-Porphyrit, nur an einer Stelle mehrflächig geschliffen; Nacken etwas bestoßen. Länge 7,4 cm, Schneidenbreite 5,1 cm, Nackenbreite 2,8 cm, Nackendicke 2,1 cm, größte Dicke 2,8 cm. Textabb. 1 d.
   Zeitstellung: Wahrscheinlich früheisenzeitlich, da nur mit gerauhten und glatten früheisenzeitlichen Scherben zusammen aufgelesen; in der Nähe liegt die Stelle XXVI, 1 b/35, wo zahlreiche Pfostengruben bis in die untere Schicht reichten.
5. Fundstelle XXVI, 1 b/35; aus Profil 11—12: Nackenteil eines Beiles aus rotem Sandstein, mehrflächig geschliffen, eine Fläche stark beschädigt. Länge noch 3,9 cm, Nackenbreite 2,3 cm, Nackendicke 1,1 cm.
   Zeitstellung: wohl früheisenzeitlich; mit einem glatten früheisenzeitlichen Scherben zusammen in der oberen Schicht gefunden; die untere Schicht wurde durch die Pfosten der oberen Schicht gestört.
6. Fundstelle XXVI, 1 b/35, in der zerstörten oberen Schicht: Gut erhaltene Axt aus quarzitischem grauen Sandstein mit angefangener Hohlbohrung; das Bohrloch ist nicht in der Mitte zwischen den beiden Seitenkanten, sondern mehr nach der einen Kante zu angesetzt worden; Schneide stumpf; ohne mehrflächigen Schliff. Länge 7,7 cm, Schneidenbreite 3,8 cm, Nackenbreite 3,2 cm, Nackendicke 3 cm, Durchmesser des Bohrloches 1,2 cm.
   Zeitstellung: früheisenzeitlich?
7. Fundstelle XXVI, 1 b/35, Pfosten 18 (vgl. S. 141): Nackenteil eines Beiles aus rotem Sandstein, Nacken fast spitz; kein mehrflächiger Schliff. Länge noch 4,2 cm, größte Dicke 2,2 cm.
   Zeitstellung: Da im Pfosten 18 auch einige, vermutlich jungsteinzeitliche Scherben gefunden wurden, bleibt die Zeitstellung unklar.
8. Fundstelle XXVI, 1 b/35, Teilfläche 3, in der zerstörten oberen Schicht: Nackenteil eines sehr dicken Beiles aus Gneis, Nacken abgerundet und stark bestoßen (als Klopf- oder Reibstein benutzt?), kein mehrflächiger Schliff. Länge noch 7,3 cm, Nackenbreite 4,7 cm, Nackendicke 2,8 cm, größte Dicke 4,3 cm.
   Zeitstellung: früheisenzeitlich?

Ein besonderes Kennzeichen fast aller dieser Steinbeile ist der mehrflächige Schliff, der auch bei den meisten anderen nicht beschriebenen Beilen vorhanden ist. Bis auf wenige Ausnahmen haben die meisten Beile einen gerade abschließenden, manchmal recht starken Nacken. Der Schneidenteil ist meist besonders zugeschliffen. Ungelochte Beile überwiegen bei weitem, gelochte sind sehr selten. Hacken — d. h. Geräte, deren Schneide quer zum Stiel stand — sind bisher nicht mit Sicherheit festgestellt worden. Ein großer Teil der Beile ist unbeschädigt; an manchen Fundstellen kamen aber auch zersprungene Beile in größerer Zahl vor. Als Werkstoff ist fast immer Felsgestein verwendet worden. Die Schäftung vorgeschichtlicher Steinbeile und -äxte zeigen besonders glücklich erhaltene Funde in verschiedenen vorgeschichtlichen Fundstätten[46]).

Textabbildung 1.

a: Fläche III/33 b: Fundstelle XXIII, 1/34
c: Fundstelle XXII, 1/34 d: Fundstelle XXVI, 3/34

1 : 3

Es wird hier vorläufig mit Absicht darauf verzichtet, eine formenkundliche Einreihung der Steinbeile und -äxte vorzunehmen. Es wird bei sehr vielen dieser Fundstücke die Zugehörigkeit zu einer der beiden Schichten unklar bleiben; die wenigen mit Sicherheit der unteren oder oberen Schicht zuzusprechenden Stücke reichen noch nicht aus, ein klares Bild des Formenbestandes beider Zeitabschnitte zu bieten. Es kommt hinzu, daß die Formenkunde vorgeschichtlicher Steinbeile, besonders wenn es sich um Arbeitsgeräte und nicht um Waffen handelt, noch ein wenig bearbeitetes Gebiet ist; denn die Einteilung der süddeutschen Steinbeilformen in mehrere Gruppen, wie sie Reinerth[47]) vorgenommen hat, dürfte sich wohl nicht ohne weiteres auf das west- und ostpreußische Gebiet übertragen lassen, vor allem aber nicht auf die der schnurkeramischen

Haffküstenkultur folgenden Zeitabschnitte. Deshalb soll die genaue formenkundliche Einreihung der Lärchwalder Steinbeile und -äxte einer späteren Untersuchung vorbehalten werden. Es genügt jetzt, auf das Vorhandensein von Steinbeilen in der unteren, jungsteinzeitlichen Schicht — einwandfrei bezeugt u. a. durch einen Hohlmeißel aus Felsgestein, der zusammen mit nur jungsteinzeitlichen Scherben in Fläche IV/33 gefunden wurde — und auf ihr Vorkommen in der oberen, früheisenzeitlichen Schicht hinzuweisen.

Von Steingeräten sind noch die Mahl-, Reib- und Schleifsteine zu nennen. Sie kamen in sehr großer Anzahl zu Tage, und zwar in beiden Kulturschichten. Die Mahlsteine sind gewöhnlich große Granitblöcke, die auf der Oberseite muldenartig eingetieft sind, während die Unterseite meist keine Spuren der Bearbeitung zeigt[48]). Zu den Mahlsteinen gehören die Reibsteine — auch Kornquetscher genannt —. meist faustgroße rundliche Steine aus hartem Gestein (Granit oder Gneis), die an einer oder mehreren Stellen Reibflächen zeigen[49]). Für die Schleifsteine ist immer weiches Gestein (roter oder grauer Sandstein) benutzt worden; sie sind an langen Schleifspuren zu erkennen, von denen oft mehrere auf einem Stein vorhanden sind[50]).

Zur Herstellung von Kleingeräten hat Feuerstein und Kalkstein gedient. Feuersteinabschläge kommen in reichlicher Menge vor, meist sind es aber roh zugeschlagene Stücke, die keine besondere Form oder feinere Bearbeitung aufweisen. Erwähnenswert ist nur eine kleine, ziemlich gut bearbeitete Pfeilspitze aus rötlich-weißem Feuerstein (Länge 1,4 cm), die in der oberen Schicht in Fundstelle XXVI, 1 b/35 gefunden wurde.

Außer den beiden in Stelle XXIII, 1/34 gefundenen Kalksteinwerkzeugen sind noch andere Kleingeräte aus demselben Werkstoff gefunden worden. In Fläche III/33 wurde ein breiter Abschlag ohne besondere Randbearbeitung (Länge 4,1 cm, Breite 3,2 cm, Inv. Nr. 5148,145) entdeckt, dessen starke weißliche Kruste an einer beschädigten Stelle noch den eigentlichen Werkstoff (Silurkalk) erkennen ließ. Ein kleines Miniaturbeilchen aus „Hartem Kalkstein" ist schon genannt (S. 148). Was sonst an Kalksteinstücken in den Kulturschichten vorkam, waren mehr oder weniger schlecht bearbeitete Splitter. Da Kalkstein unter den Geschiebegesteinen der Elbinger Höhe sehr häufig vorkommt (in zwei Arten, dem Silurkalkstein und dem obersenonen „Harten Kalkstein"[51]) und da in Lärchwalde Kalksteinknollen oft als Herdsteine gedient hatten und dabei gesprungen waren, sind nicht alle Splitter ohne weiteres als Werkzeuge oder als Abfälle bei der Herstellung von solchen zu betrachten, zumal einige probeweise unter schwere Baufuhren gelegte Kalksteinknollen hin und wieder Absplisse von großer Aehnlichkeit mit den als echt erkannten Stücken ergaben. Im allgemeinen wies die genaue Prüfung der Schlagspuren, der Fundumstände und der Verwitterungsmerkmale den Weg zur richtigen Einreihung der Kalksteinstücke. Zweifelsfälle bleiben selbstverständlich übrig.

Bernstein:

Von Gegenständen aus anderen Werkstoffen sollen nur noch die Bernsteinfunde genannt werden. Bernstein kommt in der oberen Kulturschicht sehr reichlich vor. So ist er häufig aufgetreten in den Gruben der Flächen XXII/34—XXIV/34, ohne aber irgend einen Aufschluß darüber zu geben, zu welchen Formen er verarbeitet zu werden pflegte. Bisher ist in der oberen, früheisenzeitlichen Schicht kein einziges wirkliches Schmuckstück zu Tage gekommen; die Bruchstücke sind nichtssagend.

Die zeitliche Einordnung der Funde der oberen Schicht ist bereits am Anfang des Aufsatzes gegeben: Frühgermanische Kulturgruppe der späten Bronze- und frühen Eisenzeit. Ganz so einfach, wie es in diesen knappen Worten der besseren Uebersicht wegen ausgedrückt worden ist, liegt aber das Zeitproblem der oberen Lärchwalder Schicht nicht. Siedlungsfunde in eine klare zeitliche Ordnung zu bringen, ist oft sehr schwierig, da eine Siedlung längere Zeit hindurch bestanden haben kann, so daß Siedlungsfunde niemals so zeitlich geschlossen sein können wie etwa ein Grabfund; hinzu kommt noch, daß in Lärchwalde nur an ganz wenigen Stellen die ursprünglichen Zusammenhänge der Fundschicht gewahrt und berücksichtigt werden konnten. Besonders schwierig ist es aber, die Lärchwalder Funde nun mit den sonstigen Siedlungsfunden der frühgermanischen Kultur vergleichen zu wollen, da diese im Weichselmündungsgebiet nur in äußerst geringer Zahl bekannt geworden sind. Noch Petersen kannte nur ganz wenige und unbedeutende Siedlungsfunde, ihre Zahl hat sich seitdem nicht besonders vermehrt[52]). So bleibt also nichts anderes übrig, als die frühgermanische Grabkeramik beim Formenvergleich zu Hilfe zu nehmen — trotzdem in vorgeschichtlicher Zeit Grab- und Siedlungskeramik mitunter verschieden sein können[53]), — und außerdem die Siedlungsfunde der den Frühgermanen benachbarten gleichzeitigen Kulturgruppen in Betracht zu ziehen. Es kommen für diesen Vergleich die altpreußischen Stämme in Frage, deren Sonderentwicklung Engel herausgearbeitet hat[54]), und ferner die Illyrier des sogenannten Lausitzer Kulturkreises, über deren Auftreten in Ostpreußen ebenfalls Engel die letzte Untersuchung geliefert hat und deren Kulturstand in den benachbarten Gebieten Ostdeutschlands und Polens aus einer Reihe von Einzelarbeiten bekannt ist[55]).

Die Richtigkeit der oben angeführten Zeitstellung der oberen Lärchwalder Schicht geht aus zahlreichen Einzelbeobachtungen hervor. Die Oberflächenbehandlung der Scherben entspricht durchaus derjenigen in der gesamten frühgermanischen Kultur: die Rauhung, die besonders in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends v. Chr. bei West- und Ostgermanen sehr beliebt ist, hat ihre Vergleichsstücke ebenso wie die schwarze oder dunkelbraune Glättung[56]). Für die Verzierungsmotive müssen im wesentlichen die sogenannten ostpreußischen Pfahlbauten herangezogen werden, wo Fingernageleindrücke an der Wandung und am Boden, Strichmuster, Knubben am Rande und kleine Auszipfelungen zu

beiden Seiten des Henkelansatzes gebräuchlich sind[57]); für einige dieser Motive wie für die vielleicht als Verzierung gedachte gestreifte Rauhung und für Fingernageleindrücke liefern auch die spärlichen Siedlungsfunde und die Grabkeramik der Frühgermanen einige Beispiele[58]), die aber sonst — abgesehen von den Gesichtsurnen, deren Verzierungen aber auf anderen Voraussetzungen beruhen[59]) — recht arm an Mustern ist. Der wichtigste und untrüglichste Hinweis auf die Einreihung der Lärchwalder Funde sind aber die Gefäßformen. Die in Lärchwalde so charakteristische Randbildung — ausladender Rand, eingezogener Hals, weicher Halsansatz an der Schulter — kehrt an frühgermanischen Grabgefäßen häufig wieder[60]). Für das Gefäß mit am Umbruch weich ansetzendem und leicht eingekehltem Hals (Taf. XXXV d) gibt es Beispiele in der Großendorfer Gruppe des Weichselmündungsgebietes[61]). Sie sind dort allerdings mit großen, vom Rande bis zum Halsansatz gehenden Henkeln versehen, die in Lärchwalde nicht bekannt sind, auch ist bei ihnen der unterste Teil der Wandung oft eingezogen; trotzdem wird das Lärchwalder Gefäß doch in dieselbe Entwicklungsreihe gehören. Anders dagegen steht es mit dem steilen Hals, der in einigen Scherben und besonders in dem Gefäß Taf. XXXV c vertreten ist. Zwar kommen steile Ränder hin und wieder in der frühgermanischen Grabkeramik und in den ostpreußischen Pfahlbauten vor, aber die Bildung des Gefäßbauches weicht dort von der des Lärchwalder Gefäßes ab[62]). Am ähnlichsten kommt diesem Gefäß noch ein fast gleichartig gebildeter Krug aus dem Hügelgrab von Gapowo Kr. Karthaus, das in die jüngere Bronzezeit (Montelius Periode IV) gehört und mit dem Lausitzer Kulturkreis in engem Zusammenhang steht[63]). Daß sich in diesem Gefäßtypus Einflüsse des Lausitzer Kulturkreises bemerkbar machen, zeigt auch die Verwandtschaft des Lärchwalder Gefäßes mit einigen Formen des an der Nordgrenze des Lausitzer Kulturkreises liegenden Gräberfeldes von Neuguth (Kr. Kulm)[64]). Daß auch die steilwandigen dänischen Gefäße, die S. Müller in die Bronzezeit gesetzt hat[65]), in die Reihe dieser Vergleichsstücke gehören, könnte möglich sein, da Petersen auf den engen Zusammenhang zwischen der Großendorfer Gruppe der frühgermanischen Kultur und dem norddeutsch-skandinavischen Formenkreis der Bronzezeit hingewiesen hat[66]). Bedeutungsvoller für den Lärchwalder Formenbestand ist, daß in dem noch nicht veröffentlichten Siedlungsfund aus Kl. Kleschkau-Langenau (Kr. Danziger Höhe), dessen Kenntnis ich Herrn Professor Dr. La Baume verdanke, steilwandige Gefäße gefunden sind, die den Lärchwaldern sehr ähnlich sind. Dieser Fund, den La Baume in die späte Bronzezeit gesetzt hat[52]), bietet auch ein Vergleichsstück für die beiden weitmündigen Gefäße Taf. XXXV e und g. Der kleine Oesenhenkel des Gefäßes Taf. XXXV g, für den es sonst in der frühgermanischen Kultur nur schlecht ein Beispiel gibt[67]), tritt in der Langenauer Siedlung an einem Gefäß auf. Erwähnt sei noch, daß sich im Prussia-Museum ein ähnlich gestaltetes Gefäß aus Rössel (Ermland) befindet, das aber wegen des Mangels an Beifunden zur Zeitbestimmung nichts aussagt[68]).

Die Zuteilung der Lärchwalder Siedlung der späten Bronze- und frühen Eisenzeit an den frühgermanischen Kulturkreis stützt sich im wesentlichen auf die schon beim Vergleich des Fundstoffes gekennzeichneten Uebereinstimmungen Lärchwalder und sonstiger frühgermanischer Fundstücke. Die Anklänge an die Keramik der Lausitzer Kultur, die sich in den Vergleichen mit den Funden von Neuguth (Kr. Kulm) und Gapowo (Kr. Karthaus) zeigten, dürfen nicht überschätzt werden. Die Hügelgräber des Kreises Karthaus gehören nach La Baume trotz der lausitzisch anmutenden Keramik wegen der in ihnen vorkommenden nordischen Bronzen zum germanischen Kulturkreis[69]), wogegen das Neuguther Gräberfeld wahrscheinlich auf ein illyrisches Volkstum schließen läßt[70]). Petersen und von Richthofen haben ausdrücklich betont, daß der Einfluß der Lausitzer Kultur auf die Nachbarkulturen, so auch auf die Frühgermanen, nicht überschätzt werden darf und daß von einer volklichen Zuwanderung keine Rede sein kann[71]). Die Lärchwalder Funde können nur dazu dienen, diese Meinung zu stärken. Ein ähnliches Bild ergibt sich auch für den Vergleich mit Fundstücken altpreußischer Herkunft. Die Uebereinstimmungen, die sich mit der Keramik der ostpreußischen Pfahlbauten ergaben, die aber auch, wie augenscheinlich festgestellt, in manchen Einzelheiten mit der Keramik der westmasurischen Hügel- und Flachgräber der jüngeren Bronzezeit (Woritten Kr. Allenstein, Workeim Kr. Heilsberg)[72]) vorhanden sind, zeigen auch nur nachbarliche Beziehungen an, und die Funde des im Auftrage des Reichsführers SS. Himmler ausgegrabenen Burgwalles von Alt-Christburg (Kr. Mohrungen), die der Verfasser dank des liebenswürdigen Entgegenkommens der Ausgräber besichtigen konnte, runden das so gewonnene Bild ab. Wichtig bei dieser Stellung der Lärchwalder Siedlung gegenüber der altpreußischen Kultur scheint der Umstand zu sein, daß keine rundbodigen Gefäße, die gerade für die altpreußische Keramik der frühen Eisenzeit so charakteristisch sind[73]), in Lärchwalde gefunden wurden. Daß aber in Lärchwalde überhaupt kulturelle Beeinflussungen des altpreußischen Kulturkreises vorhanden sind, bezeugt den Zusammenhang dieser Siedlung mit der von Engel umrissenen Mischzone („Elbinger Typus“) zwischen frühgermanischer und altpreußischer Kultur[74]). Es dürfte sicher sein, daß Lärchwalde mit größerer Gewißheit germanisch genannt werden kann als manche anderen Funde dieser östlichen Randzone des frühgermanischen Siedlungsraumes.

Nachdem die Funde der oberen Lärchwalder Schicht in großen Zügen in das Bild der frühgermanischen Kultur eingereiht sind, erscheint es angebracht, noch die Frage nach dem Beginn und dem Ende der Lärchwalder Siedlung zu klären. Wohl als die ältesten Fundstücke sind die Sichel und der steilhalsige Henkelkrug (Taf. XXXV d) anzusehen. Das beste Vergleichsstück für den Henkelkrug, das Gefäß aus dem Hügelgrab von Gapowo, gehört zusammen mit den übrigen Fundstücken aus den Hügelgräbern von Gapowo, Dubowo und Stendsitz (Kr. Karthaus) der allgemeinen Einordnung nach in die Periode IV der norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit (Einteilung Montelius)[69]). In dieselbe Zeit kann

auch die Bronzesichel gesetzt werden, die zu einem an sich recht langlebigen Typus gehört, aber doch nicht jünger als die Periode V der Bronzezeit (Montelius) ist[75]). Damit ist — soweit dies z. Zt. überhaupt möglich ist — an Hand des Fundstoffes der früheste Beginn der Lärchwalder Siedlung in die Periode IV der Bronzezeit (Montelius) (etwa 1200 bis 1000 v. Chr.) verlegt, was nach der Zeiteinteilung Engels der Hügelgräberstufe I/II in Ostpreußen entsprechen würde[76]). Zu berücksichtigen ist bei dieser Feststellung, daß die Bronzesichel als Einzelfund nur einen geringer zu bewertenden Hinweis auf das Alter der Siedlung gibt als der in einer Grube gefundene Henkelkrug. Die Anfänge des Lärchwalder Dorfes reichen also in eine Zeit zurück, als die Großendorfer Gruppe, der Ausgangspunkt der frühgermanischen Sonderentwicklung, noch nicht entstanden war.

Nach dieser Feststellung muß nun nochmals zu der im Vorbericht über die Lärchwalder Ausgrabung von Ehrlich aufgestellten Vermutung Stellung genommen werden, daß die Lärchwalder Siedlung in lückenloser Folge von der jüngeren Steinzeit bis zur ältesten Eisenzeit bestanden haben könnte[20]). Ein derartiges Ergebnis wäre für die Frage der Siedlungsstetigkeit in Ostpreußen, die Engel mit Recht in den Vordergrund seiner Betrachtung gestellt hat, ein unschätzbarer Gewinn, weil dadurch eine schon lange als sehr schmerzlich empfundene Lücke ausgefüllt würde. Folgende Gründe sprechen für einen engen Zusammenhang zwischen der jungsteinzeitlichen und der früheisenzeitlichen Siedlungsschicht:

1. In beiden Schichten kommt dieselbe Herdform vor.
2. In beiden Schichten werden Steinbeile gefunden.
3. In beiden Schichten treten Werkzeuge aus Feuerstein und Kalkstein auf.
4. In beiden Schichten erscheinen Scherben, die dieselbe Zusammensetzung des Tons aufweisen (bräunlicher Ton mit Zusatz (?) von weißen Kalkstein (?) -Splittern).
5. In beiden Schichten werden schnurverzierte Scherben gefunden.

Dazu muß folgendermaßen Stellung genommen werden:

Zu 1. Daß in der unteren Siedlungsschicht die Herde rundlich und vollgepackt gebaut sind, also eine Form haben, die in unserer Gegend bisher nur für die Germanen belegt war, braucht jetzt nicht mehr zu überraschen, da die neuesten Ausgrabungen in Succase das Vorhandensein dieser Herdform auch für die schnurkeramische Haffküstenkultur ergeben haben. Das Nähere ergibt sich aus einem Bericht über den letzten Stand der Ausgrabung in Succase[77]).

Zu 2. Die Formen der in beiden Kulturschichten vorkommenden Steinbeile scheinen dieselben zu sein. Das Vorkommen von Steinbeilen braucht aber kein Grund zu sein, die obere Schicht recht alt anzusetzen, da Beobachtungen über die Verwendung von Steinbeilen und -äxten in nachsteinzeitlichen Fundplätzen häufig gemacht worden sind. Als

Beispiele seien hier nur Fundstellen in Sachsen[78]), Schlesien[79]), Brandenburg[80]), Pommerellen (ehemalige Provinz Westpreußen)[81]), Regierungsbezirk Westpreußen[82]), Ostpreußen[83]) und Finnland[84]) angeführt. Diese Funde berechtigen nur dazu, eine Weiterführung steinzeitlichen Handwerks anzunehmen. Ob damit auch ein Weiterleben der sonstigen steinzeitlichen Kulturgüter und ein Beharren der steinzeitlichen Bevölkerung vorliegt, muß von Fall zu Fall geprüft werden. Oft genug mag auch die abseitige Lage, die dem Heranschaffen des Bronzerohstoffes hinderlich war, oder auch die Armut der Bevölkerung, der Mangel einer entsprechend wertvollen Gegengabe der Grund für ein zwangsweise erfolgendes Wiederaufleben der Steinbearbeitungstechnik gewesen sein. Im vorliegenden Fall kann vorläufig, vor der formenkundlichen Durcharbeitung der Lärchwalder Steinbeile, nichts Endgültiges gesagt werden. Zu berücksichtigen ist auch, daß Lärchwalde eine Siedlung einer zugewanderten Bevölkerung gewesen ist, die schließlich auch diese Technik mitgebracht haben kann.

Zu 3. Für die Verwendung von Feuerstein und Kalkstein gilt in noch stärkerem Maße dasselbe, was für die Steinbeile gesagt wurde. Hier zwang allein die Menge des eingeführten Rohstoffes zu jeder Zeit, die nicht überwiegend Metallgeräte aus einheimischem Rohstoff hatte, denselben Werkstoff wie die Steinzeitler zu benutzen[85]). Eine unmittelbare Verbindung zwischen zeitlich weit auseinander liegenden Kulturkreisen braucht deshalb nicht angenommen zu werden.

Zu 4. Diese Feststellung will am wenigsten besagen, da die Bewohner beider Siedlungsschichten dieselben Lehm- und Tonvorkommen für ihre Töpfereien benutzt haben werden. Entscheidend wird die Technik der Behandlung sein, die — wie ausgeführt — einen deutlichen Unterschied zwischen steinzeitlicher und frühgermanischer Ware erkennen läßt.

Zu 5. Bei der Besprechung der Schichtung des Lärchwalder Geländes hat diese merkwürdige Erscheinung schon ausreichend Klärung gefunden (S. 109 ff.). Daß echte Schnurverzierung im Ostbaltikum aber auch in späterer Zeit noch gelebt hat, bezeugen Funde aus Estland[86]). Ein Nachleben steinzeitlicher Bevölkerung kann aber schließlich auch nicht allein aus dem Vorkommen einer Verzierungsart erschlossen werden, da die Schnurverzierung ja nur e i n Bestandteil der schnurkeramischen Kultur ist.

So bleibt also vorläufig nichts anderes übrig, als zwischen den beiden Siedlungszeitabschnitten einen Trennungsstrich zu ziehen, der ja in Wirklichkeit auch in Gestalt der über der unteren Schicht liegenden Flugsanddecke vorhanden ist. Diese Flugsandschicht und ferner die Tatsache, daß — ganz anders als bei den neuen Funden von Succase — der Formenbestand der unteren Schicht einen zeitlich ganz geschlossenen Eindruck macht, sind die stärksten Stützen für die Behauptung, daß in Lärchwalde k e i n e S i e d l u n g s s t e t i g k e i t vorliegt. Wenn es auch den Anschein hat, daß die Schnurkeramik hierzulande zeitlich weiter in die Bronzezeit hineinreicht als in anderen Gegenden Deutschlands, wie es L a B a u m e und E h r l i c h schon angedeutet haben[87]), so kann doch der Fundplatz Lärchwalde hierfür nicht als Beweis herangezogen werden.

Abbildungen zu der Abhandlung

Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde

Kreis Elbing

Von

Werner Neugebauer

Tafel XXIII.

1:5000

Lageplan vorgeschichtlicher Fundstellen bei Lärchwalde, Kr. Elbing.
(Vgl. S. 103 f.)

I. = Gelände an der Hoppenbeck (Hartmanns Plantage) Die gestrichelte Linie gibt die Grenzen der Ausgrabungen von 1933—1935 an.
II. = Sandberge Schmidt.
III. = Gelände bei Oehmkenhof.
IV. = Fricks Ziegelei.

Tafel XXIV.

Gelände an der Hoppenbeek, westlicher Teil.
Grabungsfläche III/33.

Tafel XXV.

Lärchwalde (Gelände an der Hoppenbeek, Hartmanns Plantage).
Höhenschichtenplan mit Grabungsflächen I—XXVI (1933—1935).

Tafel XXVI.

Schichtung. a: Fläche XXVI, 1b/35, Profil 60 mit Pfosten 59—62; b: Fläche XXVI, 1b/35, Profil 81 mit Pfosten 85—86; c: Fläche XXIV/34, Profil 2 mit Gruben 3, 3a, 2, 1; d: Fläche XIX/34, Profil Q—Y; e: Fläche XXVI, 1b/35, Profil 43 mit Pfosten 46; f: Fläche XXVI, 1b/35, Profil 121; g: Fläche XXIV/34, Profil 18 mit Gruben 16 u. 17.

Tafel XXVII.

a

b

c

d

e

f

g

h

Pfosten und Gruben.

a = XXII, 5 b/34;
c = XXIII, 5/34 (Doppelpfosten) Profil 1;
e = XXVI, 1 b/35. Teilfläche 1 mit Pfosten 1—13;
g = XXIV/34. Grube 3 im Profil 4;

b = XXVI. 1 b/35 Pfosten 18 im Profil 22.
d = XXIII. 6/34 (Doppelpfosten) Profil 1.
f = XXVI 1 b/35 Planum der unteren Schicht zwischen Profil 22 und 31 mit den Pfosten 24 u. 27 der oberen Schicht.
h = XXIV/34. Grube 9, Profil 13.

Tafel XXVIII

TTT = gelbbrauner Lehm.

a: XXIII, 1/34, Grube 1.
b: XXI, 2/34, Profil 2.
c: XXI, 13/34.
d: XXVI, 14/34.

Tafel XXIX.

a: Stelle XXVI, 1a/34.
Fundstelle 1

b: Stelle XXI, 12/34.

Ackererde
gelbbrauner Sand
1 Kulturschicht
gelber Flugsand
2 Kulturschicht
gelbbrauner Flugsand
Profilwand

1:20

Planum

Herd profil

c: XXI, 9/34.

Ackererde
gelber Flugsand
1 Kulturschicht
ausgelaugter Flugsand
gelber Flugsand
2 Kulturschicht
gelber Flugsand
alter Humusboden
sandiger Lehm
Profil

Planum

1:20

d: XXI, 1/34.

Herde.

Tafel XXX.

Lärchwalde 1934 XXIII, 1/34

a

= Pfosten
= Kulturschicht mit Holzkohle
= Kulturschicht
= Sande
= Lehmpackung

Lärchwalde 1934 XXII, 3/34

ang. N Richtung

b

Grundrisse.

Tafel XXXI.

Suchgraben 3

gestört

Suchgraben 1

gestört

gestört

bebaut

0 1 2 3 m

1:50

Lärchwalde XXVI, 1b/35

Teilflächen 1 u 2

gez. Lemke.

Suchgraben 2

Schwarz = Kulturschicht.
Engstehende Punkte = Graufärbung.
Weitstehende Punkte = weißlich-gelber Sand.

Tafel XXXII.

Kanalgraben (gestörte Schichten)

Südgraben

Ostgraben

gestört (Grube)

gestört (Grube).

Profile 1a u 3

gez. Lemke

Lärchwalde XXVI 2/35

Farbenerklärung des Profils S. 133 f.

Tafel XXXIII.

a, c, h, i, k, n, o: XXII, 3/34; b: XXVI, 2/35; d, f, g: XXIII, 1/34; e: XXIV/34, Profil 2 Grube 3; l: Streufund; m: XXI, 9/34, Profil $A_1 B_1$.

1 : 3.

Tafel XXXIV.

a, g: XXIII, 1/34, Pfosten 1; b: XXVI, 7—8/34; c, h, o: XXIII, 1/34; d, e, f, k, l: XXII, 3/34;
i: XXIII, 2/34; m: XXII, 5d/34; n: XXIV/34, Profil 18.
1 : 3.

Tafel XXXV.

a b c d e

a: Streufund; b, c, e: Fläche III/33; d: Fläche VIII/33.
etwa 1 : 9.

f: XIII C/33, im Vorder-
grund Pfosten 206.

g: Stelle XXVI 15/34.
1 : 12

Die Frage nach dem Ende der Lärchwalder Siedlung läßt sich nicht klar beantworten. Die frühgermanische Kultur bricht um die Mitte des 1. Jahrtausends v. Chr. im Weichselmündungsgebiet ab. Neue Funde und Forschungen lassen aber auch die Möglichkeit offen, daß — wie bei jeder Volkswanderung — auch bei der Abwanderung der frühgermanischen Bevölkerung Restteile in einigen Gegenden des ehemaligen Siedlungsraumes sitzen blieben[88]). Vor einer eingehenden Veröffentlichung dieser Funde kann auch über das Ende der Lärchwalder Siedlung nichts Bestimmtes gesagt werden. Es sei aber darauf hingewiesen, daß außer einigen Randstücken, die vielleicht in die fragliche Zeitspanne gehören könnten, auch Anzeichen der Besiedlung des Geländes durch die Goten (1. Jahrh. n. Chr.) vorliegen (z. B. der S. 152 beschriebene Schlangenkopfarmring).

So ergibt sich für die Lärchwalder Siedlung der oberen Schicht eine Zeitdauer von mindestens 700 Jahren (1200—500 v. Chr.), eine Zahl, die nach Klärung der eben angedeuteten Fragen sich noch erhöhen kann. Von besonderer Bedeutung ist es, daß diese Siedlung vielleicht schon zu der Zeit angelegt worden ist, als der volle germanische Zuwandererstrom, der zur Ausbildung der frühgermanischen Kulturgruppe führte, noch nicht eingesetzt hatte. Möglicherweise können neue Funde oder neue Ergebnisse der Durcharbeitung des Fundstoffes noch auf einen zeitlichen Anschluß an die von La Baume und Kersten[89]) erkannte frühbronzezeitliche Bevölkerung hinweisen, deren selbständiges, aus der jungsteinzeitlichen Haffküstenkultur hervorgegangene Leben erst infolge des Vordringens der Germanen in der jüngeren Bronzezeit endgültig ein Ende fand. Damit dürfte klargelegt sein, daß Lärchwalde, trotzdem viele der gestellten Fragen noch nicht als endgültig gelöst gelten sollen, ein sehr wichtiger Fundplatz für die siedlungsgeschichtlichen Fragen der frühgermanischen Kultur ist. Für die Vorgeschichte des engeren Bezirkes bietet der Fundstoff dieses Platzes dank seiner Besiedlung in mehreren vorgeschichtlichen Zeitabschnitten von der Steinzeit bis zur Ordenszeit eine schier unerschöpfliche Fundgrube. Seine Bedeutung für die übrigen gleichaltrigen Fundplätze des Elbinger Kreises[90]) herauszuarbeiten, ist die Aufgabe der Zukunft.

Anmerkungen.

1) Dorr, Robert, Uebersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing. I. Teil Elbing 1893 (Beilage zum Programm des Elbinger Real-Gymnasiums Ostern 1893); II. Teil Elbing 1894 (Beilage zum Programm des Elbinger Real-Gymnasiums Ostern 1894). Tafel I.

2) Kerstan, E. G., Die Geschichte des Landkreises Elbing, Elbing 1925, S. 250 ff.

3) Dorr a. a. O. S. 11.

4) Dorr a. a. O. S. 10, 18 f. und 70. — Die Wikingerfunde sind zuletzt behandelt von Kurt Langenheim: Elbinger Jahrbuch Heft 11, 1933, S. 262 ff. Der dort in Abb. 1 dargestellte Wikingerring ist 1935 leider entwendet worden. — Der Flurname „Kämmereisandland" wird heute nicht mehr gebraucht. Er findet sich noch auf dem von A. Rahnke herausgegebenen „Plan der Kreis- und Handels-Stadt Elbing"; der Plan trägt keine Jahreszahl, er soll 1872 erschienen sein (vgl. hierzu M. Toeppen, Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing; erschienen in der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins Heft XXI, 1887, S. 45 f.).

5) Dorr a. a. O. S. 70.

6) Ehrlich, Bruno und Steegmann, Erich, Der Fund eines alten Flußschiffes bei Elbing, Elbinger Jahrbuch Heft 3, 1923, S. 152 ff.

7) Im Städtischen Museum Elbing.

8) Dorr a. a. O. S. 61.

9) Dorr a. a. O. S. 11, 22 und 74.

10) Aeltere Berichte bei Dorr a. a. O. S. 11 f. und 23.

11) Dorr a. a. O. S. 12 (hier genannt „Niedriges Sandplateau"); neue Funde im Städtischen Museum Elbing.

12) Im Städtischen Museum Elbing.

13) Privatbesitz.

14) Dorr a. a. O. S. 22.

15) Dorr a. a. O. S. 22 f. und 34.

16) Grabung Sommer 1934. Funde und Zeichnungen im Städtischen Museum Elbing.

17) Dorr a. a. O. S. 71.

18) Dorr a. a. O. S. 75 (hier „Burgwall Roland" genannt).

19) Im Stadtarchiv Elbing: Rep. P. Abt. I Nr. 369 und Rep. P. Abt. II Nr. 82. — Herrn Stadtarchivdirektor Dr. Kownatzki danke ich bestens für freundliche Unterstützung bei meinen Arbeiten im Archiv.

20) Erster Bericht: Ehrlich, Bruno, Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit, 1933, Heft 10, S. 201 ff.

21) Kiekebusch, A., Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin, Berlin 1923, S. 22 ff.

22) Prähistorische Zeitschrift Bd. 5, 1913, S. 348 ff.

23) Kiekebusch, A., wie Anm. 21, S. 29 ff. — Wie ich von Fachgenossen hörte, soll Kiekebusch auf dem Penigsberg bei Teltow (Prov. Brandenburg) ähnliche Gruben mit schwarzem Kranz und gelbem Kern gefunden haben. Das Schrifttum hierüber ist mir noch nicht erreichbar gewesen.

24) Kiekebusch a. a. O. S. 32 f.

[25]) Z. B. Ebert, Max, Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. IV, 2. Hälfte, Taf. 151 a, f und Taf. 152 b, c, d.

[26]) Ehrlich, Bruno, Vorgeschichtliche Funde und Ausgrabungen beim Bau der Reichsautobahn im Landkreis Elbing, in der Zeitschrift „Die Straße" 2. Jahrgang, 1935, Heft 14 (2. Juliheft) S. 500 ff.

[27]) Kiekebusch a. a. O. S. 56.

[28]) Ehrlich, Bruno, Elbinger Jahrbuch Heft 4, 1924, S. 113 ff.; vgl. auch das dort angeführte ältere Schrifttum über diesen Fundort.

[29]) Vgl. z. B. Kiekebusch a. a. O. S. 51; Radig, Werner, Germanisches Siedlungswesen, Leipzig 1935.

[30]) Kiekebusch a. a. O. S. 42 ff. und S. 54.

[31]) Quente, Paul, Das germanische Haus von Vehlow (Ostprignitz), in Hahne, Hans, 25 Jahre Siedlungsarchäologie, Leipzig 1922 (Mannus-Bibliothek Nr. 22) S. 67 ff.; Radig a. a. O. Taf. 2, 6. Vgl. die Wiederherstellungen in „Germanen-Erbe", 1. Jahrgang, Heft 3, Juli 1936.

[32]) Radig a. a. O. S. 19 und Abb. 24; vgl. Schroller, Hermann, Beiträge zum urgeschichtlichen Hausbau in Niedersachsen, Mannus 26. Jahrgang, 1934, S. 65 ff.

[33]) Behn, Friedrich, Hausurnen. Vorgeschichtliche Forschungen Bd. I Heft 1, Berlin 1924, Taf. 10 d, e und S. 29 f., 99 f.

[34]) Kiekebusch a. a. O. S. 54.

[35]) Schmid, Walter, Die Ringwälle des Bacherngebietes. Mittl. der prähist. Kommission der k. Akad. der Wissenschaft Bd. II, Nr. 3, Wien 1915, S. 257, Abb. 33 (da z. Zt. nicht erreichbar, nur angeführt nach Altschlesien Bd. 3, Heft 1, 1930, S. 56 Anm. 3).

[36]) Frenzel, Walter, Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz, Bautzen 1929, S. 20 (Abb. 2 und 5 unten rechts), Text S. 21.

[37]) Ueber Art und Wirkung der Wanderdünen unterrichten u. a.:

Frische Nehrung:
Müller, Traugott, Die geologischen Verhältnisse der Frischen Nehrung, Elbinger Jahrbuch Heft 3, 1923, S. 164 ff. (bes. S. 174 f.); Kerstan a. a. O. S. 282 ff.; Krüger, Emil, Rund um Elbing, Elbing 1930, S. 70 f.; Bauer, Hanns und Lange, Carl, Das Frische Haff und die Frische Nehrung, Königsberg 1933, S. 18 f. (E. Carstenn).

Kurische Nehrung:
Bezzenberger, Albert, Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner, Stuttgart 1889, S. 227 ff.; Tornquist, A., Geologie von Ostpreußen, Berlin 1910, S. 204 ff.; Thienemann, J., Rossitten, Drei Jahrzehnte auf der Kurischen Nehrung, Neudamm 1928, S. 22 ff. mit Abbildungen; Mortensen, Hans, Samland, Kurische Nehrung und Memelland, in: Der Nordosten, I. Landschaften des deutschen Nordostens, herausgegeben von Nikolaus Creutzberg (Veröffentlichungen des Geographischen Seminars der Technischen Hochschule Danzig) Breslau 1931, S. 15 f. und Karte zwischen S. 26 und 27.

[38]) Kurzer Bericht im Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit 1933, Heft 10, S. 203.

[39]) Aehnlich: Blätter für deutsche Vorgeschichte, Heft 9/10, 1933, Taf. 22 h.

[40]) Ebert a. a. O. Bd. VIII, S. 194.

[41]) Ebert a. a. O. Bd. XI, Taf. 119 g.

[42]) Altschlesien Bd. VI, Heft 1, 1936, S. 121 Abb. 35.

[43]) Ebenda Taf. X, 3.

[44]) Blume, Erich, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge in der römischen Kaiserzeit (Mannus-Bibliothek Nr. 8), 1912, I. Teil, Abb. 79.

[45]) Die Gesteinsbestimmungen der Steinbeile hat in dankenswerter Weise Herr Prof. Dr. Müller ausgeführt.

n. Chr. angehörende germanische Siedlung von Böhmischgut Kr. Elbing nachzutragen, vgl. hier Anm. 26).

[89]) La Baume und Kersten a. a. O. S. 65. — Für die bronzezeitliche Einwanderung der Germanen in das Weichselmündungsgebiet vgl. auch Kossinna, Gustaf, Das Weichselland ein uralter Heimatboden der Germanen, Danzig 1919, S. 14; Petersen, Frühgerm. Kultur S. 118 ff.; Urbanek, Hans, Frühgermanen und Westbalten vor der Zeitenwende, Der ostpreußische Erzieher, Jahrgang 1936, Heft 35, S. 560 ff.

[90]) Dorr a. a. O. S. 15 ff.; Dorr, Robert, Die jüngste Bronzezeit im Kreise Elbing, Elbing 1902 (Beilage zum Osterprogramm 1902 der Ober-Realschule zu Elbing).

Bemerkungen zu einigen Tafeln.

Taf. XXIII: Umzeichnung nach Meßtischblatt 544.

Taf. XXIV: oben Grabungsfläche III/33, vom Südrande gesehen.
unten Grabungsfläche III/33, großes Profil.

Taf. XXV: Höhenschichtenplan des Städtischen Vermessungsamtes 1934. Die geraden, von den Kilometersteinen 3,6 und 3,7 ausgehenden Linien sind Hilfslinien für die Einmessung der vorgeschichtlichen Fundstellen. Die Grenzen der Grabungsflächen sind punktiert.

Taf. XXVI: Schwarz = Kulturschicht,
///// und xxxxx = Graufärbung,
.... = gelber Sand,
—.—.—.— = dunkelbrauner Sand.

Taf. XXX: Die Bezeichnung „Lehmpackung“ trifft nur für b zu; bei a bedeutet diese Schraffur „Lehmbrocken“.

Die Photographien sind mit Ausnahme von Taf. XXVII a—f und XXIX b, die der Verf. aufgenommen hat, von Prof. Dr. Ehrlich hergestellt.

Beobachtungen über die geologischen Verhältnisse des Südwestrandes der Elbinger Höhe

Von

Traugott Müller

am Nordrande der Chaussee nach Pr. Holland, von wo aus das Erdreich zur Beschüttung der von Osten kommenden Zufuhrstraße zum Reichsautobahnhof abgefahren wird. 12 ist eine verlassene, 13 eine in starkem Abbau begriffene Kiesgrube des Herrn Ehrlichmann. 14 ist eine erst in neuester Zeit ausgebeutete Kiesgrube des Bauern Max Großmann. Die letzten fünf aufgeführten Stellen gehören zu Neuendorfhöhe.

Die Oberflächengestaltung weicht von der des Nordrandes der Elbinger Höhe beträchtlich ab. Dort haben wir, soweit es nicht zur Terrassenbildung kommt (51, S. 56 und Tafel I), Steilküsten, während hier mehr gerundete Formen auftreten. Auch sind hier ebenso wie weiter ostwärts einzelne Hügel wie der Windmühlenberg von Grunau-Höhe der eigentlichen kuppigen Moränenlandschaft (III) vorgelagert. Das Vorgelände, auf dem die beiden Hauptverkehrsstraßen, die Chaussee nach Pr. Holland und die Ostbahn, verlaufen, besitzt eine durchschnittliche Höhenlage von rund 15 m über N.N. bzw. 7 m (46, S. 37) und senkt sich allmählich zu der Drausenniederung herab, die nur 1 m Meereshöhe besitzt. Zwischen Neuendorfhöhe und Hansdorf nähert sie sich dem Drausen bis auf 500 m (III).

Der Windmühlenberg hat eine Höhe von 47 m, während die nördlich gelegenen Pfaffenberge bis 44,4 m ansteigen und die benachbarten Geländeabschnitte in ihrer Höhenlage zwischen 30 und 35 m schwanken. Nördlich und nordöstlich davon werden z. B. im Aufschluß 1 Höhen von 70 m erreicht.

Die vorhandenen Wasserläufe, welche die Regen- und Schmelzwasser dem Drausen zuführen, stellen kleine Bäche dar — örtlich Beek genannt —, die sich verhältnismäßig schwache Täler ausgenagt haben. Der die Julius-Mühle speisende Bach hat ein tieferes Bett gebildet und fließt von dort durch ein breiteres Tal, das als diluviales Gebilde anzusprechen ist. Er gabelt sich bei Kupferstrauch in einen von Ost nach West verlaufenden rechten Arm, in dem die Chaussee Grunau-Höhe—Neuendorfhöhe verläuft, und einen linken Arm, der die größten Wassermengen besonders bei der Schneeschmelze dem Drausen zuführt und durch die mitgeführten Erdmassen ein Delta in den Drausen von 500×750 qm Fläche vorgeschoben hat. Um die anliegenden Wiesen vor Überschwemmungen und damit verbundenen Versandungen zu schützen, ist der Unterlauf mit Deichen umgeben (II). Von kleineren Bächen sind folgende zu bemerken (vergl. umseitige Kartenskizze): Von Ost nach West aufgeführt: 1 ein Bächlein, östlich von Neuendorfhöhe, das die Höhe 59,4 nördlich umfließt, sich der Chaussee Neuendorf—Pr. Mark nähert, um in gestreckt S-förmigem Bogen den Feldweg vom Südausgang des Dorfes N. zu kreuzen und westlich des Bahnwärterhäuschens dem Drausen zuzufließen. Auch dieser Abfluß hat eine dreieckige Deltaschwemmlandstrecke vorgetrieben. 2. ein kleiner Graben, der in einer schwachen Mulde die Bodenwässer, die z. T. durch Dränierung abgeleitet werden, westlich der Blockstation Drausensee in das Wiesengelände gelangen

läßt. 3. die schon vorher beschriebene Beek, die von dem Stauteich der Juliusmühle gespeist wird. 4. ein Bach, dessen linker Arm im NO. von Grunau ein kleines Tal bildet, dieses Dorf durchfließt, um südwestlich der Chaussee sich mit dem rechten Arm zu vereinigen, der nördlich des Serpiner Weges entspringt. Alle diese Abflüsse lassen erkennen, daß diese Geländeform als „kuppige Moränenlandschaft" zu bezeichnen ist (IV).

Das Material aus dem sich dieser Abschnitt aufbaut, besteht hauptsächlich aus zwei Horizonten, zu denen an einer Stelle noch ein dritter tritt:

I. Oberer Geschiebelehm
II. Fluvioglaziale Kiese, Sande und Grande mit Zwischenlagen von Tonmergeln
III. Unterer Geschiebelehm.

Die Bezeichnungen, die diesen Schichten zukommen, und ihre zeitliche Eingliederung dürfte allgemein anerkannt sein. Folgt man Wahnschaffe-Schucht, so würde die hier mit II kurz gekennzeichnete Schicht als der zweiten Interglazialzeit, also Menthen und Waplitz gleichzusetzen (58, S. 377) oder an gleicher Stelle mit „Vorschüttungsbildungen" der dritten Vereisung vorangehend anzusprechen sein.

Der Obere Geschiebelehm zeigt die im allgemeinen hier immer gleiche braungelbe Färbung, nur an einer Stelle fand sich eine

hellgrau gefärbte Masse von geringer Ausdehnung bei Aufschluß 11 eingebettet. Möglicherweise ist dies ein Stück Ton, der von den Eismassen mitgeführt infolge seiner Plastizität seinen Zusammenhalt bewahrte. Die Mächtigkeit ist verschieden, meist bis 3 m heraufreichend und bis wenige cm heruntergehend. Er schmiegt sich der Unterlage gleichmäßig an. Nur im Aufschluß 10 zeigte sich ein sprungartiger Absatz. Als besonders beachtenswert erschien eine Stelle am Eingang zur Abbaustelle am Windmühlenberg, die in Abbdg. 2 Taf. XXXVI wiedergegeben ist, an der eine Wechsellagerung mit gleichmäßig gekörntem Sande auftrat. Wahrscheinlich ist dies die Ausfüllung eines Gletscherbaches.

Ganz besonders eigenartig erscheint die darunter liegende Schicht, die am häufigsten folgende drei Bestandteile erkennen läßt: a) feine Tonmergel, b) Sande, c) Kiese, Grande und Gerölle. Der Tonmergel zeichnet sich vor den beiden übrigen Schichten durch die Fähigkeit, Wasser festzuhalten, aus. Infolge dieser Eigenschaft siedeln sich auf ihm fast überall, wo er sich findet, also bei 4 Algen an; in 4 auch das Lebermoos *Marchantia polymorpha* und das Laubmoos *Funaria hygrometrica*. Die Spaltalge stellt isodiametrische Zellen mit gleichmäßig grünem Inhalt dar, wahrscheinlich *Chroococcus turgidus* Naeg. Diese Tonmergel sind sehr fein geschichtet und bilden meist Lagen von wenigen Millimeter Mächtigkeit. Sie sind Zwischenlagen zwischen den Sanden und Kiesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind sie in völlig ruhigem oder nur wenig bewegtem Wasser abgesetzt, während die Sande bei stärkerer Bewegung des Wassers, Kiese, Grande und Gerölle unter Einwirkung stärkster Strömung abgelagert sind. Die Mächtigkeit ist sehr wechselnd. In 4 erscheinen Sande von gleicher Körnung sehr stark entwickelt und heben sich sehr scharf von den benachbarten Kiesen und Granden ab. Die Gesamtmächtigkeit — das Liegende ist noch nicht erreicht — beträgt in 9 rund 30 m. Ob diese Schichten an den übrigen Stellen die gleiche Mächtigkeit besitzen, ließe sich nur durch Bohrungen feststellen. Der Untere Geschiebelehm ist nur im Aufschluß 5 erreicht; leider war die Stelle bei der zuletzt ausgeführten Besichtigung durch Absturzmassen verschüttet. Er ist aber sowohl bei der Reichsautobahn nördlich Grunau angeschnitten und bei den Ausschachtungsarbeiten zu den Bauten des Lazaretts, wie auch früher beim Bau des Lehrerseminars und dem Erweiterungsbau für die Hochschule für Lehrerbildung und in der Ziegelei Dambitzen aufgeschlossen.

Für die zeitliche Eingliederung würden folgende Angaben bei Wahnschaffe-Schucht (58, S. 377) zu berücksichtigen sein. Danach gehören die Stufen I und II der Dritten Vereisung, Unterstufen b. (Maximum) und c. (Vorschüttungsbildungen), an. Der untere Geschiebemergel entspricht der zweiten Vereisung. Nach Woldtstedt (61, S. 25) gehört der obere Geschiebelehm der Weichsel-Eiszeit an, während er die Sand- und Kiesbildungen zur Saale-Weichsel-Interglazialzeit rechnet. Den Unteren Geschiebelehm setzt er in die Saale-Vereisung (S. 20).

Von Wichtigkeit ist zum weiteren Verständnis die Kenntnis der Geschiebe und der aus der Eiszeit stammenden Reste der Pflanzen- und Tierwelt. Um die Kenntnis der ersteren hat sich besondere Verdienste der Herausgeber der Zeitschrift für Geschiebeforschung Herr Dr. Kurt Hucke in Templin (Uckermark) erworben, die in diesem Jahre ihren 11. Band herausgebracht hat. Selbstverständlich wird jede größere Sammlung auch darnach streben, die in ihrer Nähe sich findenden Gesteine in typischen Handstücken zu besitzen. Freilich erfordert das Studium derselben Arbeit und Zeit, aber im Laufe der Jahre sind die Kenntnisse dieses Sondergebietes außerordentlich gefördert worden. Die von den Eismassen mitgeführten Geschiebe gehören entweder zu den kristallinen oder den Sediment-Gesteinen. Das Verhältnis dürfte nach oberflächlicher Schätzung 5 : 4 sein.

Von den ersteren fallen besonders die Granite auf. Einige mögen hier etwas genauer betrachtet werden. Ein verhältnismäßig grober dürfte dem bei Korn (29. Taf. 1 Fig. 7) wiedergegebenen Smaland-Gr. (S. 4) entsprechen. Mit ihm verwandt ist ein größerer Block, dessen Ausbildung mit dem Handstück übereinstimmt, das in der Schausammlung des Danziger Museums A III 28 als „Biotitgranit, grobkörnig, Diluvialgeschiebe von Bärenwalde, Kr. Schlochau", bezeichnet ist. Er fällt durch die großen, verstreut vorkommenden Biotitplatten auf. Ein weiterer grober Granit enthält neben grauem Quarz Orthoklas und Muskowit, sowie als Übergemengteil Einzelkristalle von Almandin (Eisengranat). Außer zahlreichen mittel- und feinkörnigen Graniten fallen durch ihre charakteristische Oberflächenzeichnung die Rapakiwi-Granite auf. Besonders eigenartig ist ein Schriftgranit (7, S. 160). Gneise sind verhältnismäßig zahlreich vertreten. Eine große Platte fällt durch die in ihr enthaltenen, fast gleichartig verteilten Alamandinstücke, vom kolumbinroter Farbe (25, S. 333) auf, die etwa 1 cm lang sind und stark zerklüftet erscheinen.

Die Porphyre treten der Zahl und Größe nach sehr zurück. Das von Korn (29, S. 17/18 u. Taf. 5, Bild 5, 6) als „Roter Ostsee-Quarzporphyr" bezeichnete Gestein, das auf den meisten Steinhaufen der Elbinger Höhe zu finden ist, wurde nur in einem Stück beobachtet.

Zu den Diabasen ist ein mäßiggroßer Wanderblock zu rechnen, der wohl durch längeres Liegen an der Luft stark verwittert ist und die bei Korn (29, S. 38) angegebene Farbe zeigt. Er ist als Oeje-Diabas zu bezeichnen.

Unter den Sediment-Gesteinen sind in erster Linie Quarzit, quarzitische Sandsteine und Sandsteine vertreten. Die letztgenannten lassen alle möglichen Übergänge von Rot zu Grau und Gelb erkennen und zeigen mehr oder weniger deutliche Schichtung. Auch kommen die mit gelblichweißen erbsengroßen Tupfen versehenen roten Sandsteine vor, die wohl dem Kambrium bzw. Algonkium angehören.

Enthalten die Absatzgesteine Reste von Lebewesen, so ist dadurch ihre Kennzeichnung erleichtert, wenn auch ihre genauere Bildungsstelle,

da sie „meist über größere Flächenräume in gleicher Ausbildung entwickelt sind“ (29, S. 1), weniger leicht zu bestimmen ist. Eine treffliche Hilfe bietet das zusammenfassende Werk von Hucke (14) für jeden, der sich auf diesem Gebiete betätigen will. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn Hucke sich entschließen würde, mit Heranziehung von Forschern auf Einzelgebieten ein größeres Handbuch zu bearbeiten, das auch die in den verschiedenen Zeitschriften vergrabenen Schätze heben und damit der allgemeinen Ausnutzung zugänglich machen würde.

Von den hier vorhandenen Geschieben sind die des Silurs beachtenswert, weil sie, wenn auch nicht mannigfaltige, so doch immerhin erkennbare Ausbildung zeigen. Dem Untersilur ist der von Hucke (14, S. 87) geschilderte „Backsteinkalk“ zuzurechnen, der die dort angegebene Eigenschaft besitzt, daß „die ursprünglich als kohlensaurer Kalk im kieseligen Gestein erhaltenen Reste von Organismen ausgelaugt“ sind „und nur als Hohlräume in der verwitterten Gesteinsmasse erscheinen“. Leider sind die Hohlräume bei dem vorliegenden Stück mit einer gelbbraunen Masse und Kalzitkristallen ausgekleidet, die die Erkennung einer deutlichen Umgrenzung der Wände unmöglich macht. Ein weiterer größerer Block enthielt einen *Orthoceras* und außerdem einen Brachiopoden, der m. E. *Plastytrophia lynx* Eichw. in mehreren Exemplaren darstellt (14, Taf. 6, 4 und 65, Fig. 467; 24, S. 249 und Taf. II, 13).

Kiesow rechnet die in Langenau bei Praust gefundenen Gesteine zu den den Wesenberger Schichten gleichaltrigen. Mehr oder weniger erkennbar sind besonders an der Oberfläche auftretende Schalen von Ostrakoden, wahrscheinlich der Gattung *Beyrichia* angehörig. Als weiteres charakteristisches Gestein tritt ein kristallinischer Kalkstein auf von heller gelblichgrauer Farbe, der zahlreiche verhältnismäßig kleine Bruchstücke von Fossilien enthält, die nicht angehäuft sind. Deutlich sind nur einige Ostrakoden-Schalen, von denen eine *Beyrichia Salteriana* Jones angehören dürfte. Ein Prachtstück eines Silurkalkes ist ein völlig mit den Resten einer Koralle angefüllter größerer Block. Ich vermutete, daß diese Koralle, da sie fast genau der Abbildung bei Sonntag (52, Fig. 49) und bei Hundt (15, Abb. 2) entsprach, *Acervularia ananas* M. Edr. et H. sei. Nur die Größenverhältnisse waren nicht die angegebenen. Auf meine Anfrage hatte Herr Prof. Dr. Woldstedt die Güte, mir brieflich mitzuteilen, daß die angegebenen Größenverhältnisse der Wirklichkeit entsprechen. Jentzsch (Ber. über die Verwaltung usw.) führt auf S. 97 P. O. G. XXXVII 1896 *Acervularia luxurians* Eichw. aus der Sammlung des Geolog. Instituts der Universität Königsberg an. Vielleicht ist die bei Elbing gefundene Art mit dieser Art identisch. Ein weniger gut erhaltenes Stück wurde unter den bei den Ausschachtungen zur Reichsautobahn an der Laupichler-Schlucht geförderten Geschieben gefunden.

Von aus dem Muttergestein gelösten Versteinerungen wurden ein Stiel und ein Stielglied von Enkriniten gesammelt. Vielleicht gehört

das Glied der Gattung *Entrochus* an (14, S. 98, Taf. 5, 7), die dazu gehörende Schicht würde dann Beyrichienkalk sein.

Einzelne dem Silur zuzurechnende Diluvialgeschiebe haben bis jetzt noch keine Spuren von Lebewesen gezeigt. Wahrscheinlich wird einerseits die eingehende Untersuchung dieser Stücke, von denen einige aus Aufschluß 10 rötliche Partien, andere grünlich gefärbte Teile zeigen, noch Reste von Lebewesen, andererseits werden sich vielleicht auch in den versteinerungenführenden Kalken noch neue Formen erkennen lassen. Hier bietet sich sicher für sorgfältige Beobachter ein reiches Feld der Betätigung. Im Aufschluß 10 wurden kleine Kristalle eines Kupfer enthaltenden Minerals in einem Silurkalk beobachtet.

Von den Kreideschichten, die bekanntlich im Untergrund des Elbinger Gebietes und darüber hinaus liegen und dem Obersenon angehören, sind die harten Kalksteine in beträchtlicher Menge vertreten und zeichnen sich im Windmühlenberg von Grunau-Höhe vor denen anderer Lagerstätten dadurch aus, daß sie nicht zertrümmert sind. Besondere Beachtung verdienen die in ihnen enthaltenen Fossilien. Am häufigsten war *Belemnitella mucronata* Schloth., von dem Kayser (23, S. 274) eine treffliche Abbildung gibt. Dieser Rest wurde wiederholt im Muttergestein, gelegentlich von diesem losgelöst, gefunden. Interessant ist ein Stück, in dem einerseits ein verhältnismäßig großes Exemplar eingeschlossen ist — größter Durchmesser 1,7 cm bei 8,7 cm Länge, am verjüngten Ende mit einem Durchmesser von 1,2 cm —, andererseits liegen darin noch zwei kleinere Exemplare, die die gleiche Lagerungsrichtung wie das größte zeigen. Weniger häufig sind von diesem Aufschluß die Kieselschwämme, und zwar ist nur eine Art, *Rhizopoterion regulare* Ung.-St. (56, S. 146) vorhanden. Ein besonders gut erhaltenes Individuum fand sich in der Kiesgrube von Abraham mit völlig kreisförmigem Querschnitt, während von dem erstgenannten Fundort ein Exemplar mit elliptischem Querschnitt vorliegt. Ein Handstück, in dem *Belemnitella* und *Rhizopoterion* nebeneinander liegen, liefert den Nachweis, daß beide Tiere gleichzeitig lebten. Die sonst vorhandenen Abdrücke gehören Muscheln, wahrscheinlich *Pterinea*-Arten an, doch lassen sich an den z. Zt. vorliegenden Stücken weder Gattung noch Art deutlich erkennen.

Zum Tertiär ist m. E. ein stark gerundeter Quarzit von 9 zu rechnen, der an einem Teil seiner Oberfläche in einer schwärzlichen Grundmasse grünliche, abgerollte Quarzstücke angekittet zeigt, wie sie gelegentlich an Phosphoritknollen, besonders in der Nähe des Thumberges beobachtet werden. Phosphoritknollen sind in den Aufschlüssen nur verhältnismäßig wenige gefunden worden: im Aufschluß 10 eine, 9 zwei, bei Lange zwei, während in den übrigen Aufschlüssen keine angetroffen wurden. Ich bezweifle nicht, daß die Phosphoritbildungen, die mir vorgelegen haben, mit einer Ausnahme dem Tertiär angehören; die in der Kreide beobachteten sind anders gestaltet und zeigen nicht die eigentümliche traubenartige Form und die runzlige Oberfläche. Besondere Einschlüsse konnten ebensowenig beobachtet werden wie besondere

Gestaltung, die diese Körper als Steinkerne von Meeresschnecken dokumentieren. Jentzsch (19, S. 52/3 und Tafel I) hat über das Vorkommen von Phosphoriten und ihre Verbreitung berichtet, leider ohne die Unterschiede zwischen tertiären und senonen anzugeben. Durch die Bohrung vom Zigankenberg bei Danzig (26, S. 3) wurde festgestellt, daß in 125 m Tiefe „Phosphorite in sandigem, glaukonitreichem Ton und 1 m tiefer im Glaukonitsand vorkommen". Beide Schichten werden dem Oligozän zugerechnet. Bernstein wurde an diesen Stellen m. W. nicht gefunden, obgleich sein Vorkommen im Tal der Wilden Hommel in der Nähe des Stadtfeldes in diesem Jahre bekannt wurde. Außerdem ist dieses fossile Harz vor wenigen Jahren in Nestern dicht bei Cadinen auf der Terrasse 17 m (51, Tafel I) aufgefunden worden. Ein Prachtexemplar, das aus der Cadiner Tongrube stammen soll, befindet sich im Gutshause. Von Braunkohlenstücken und verkieselten Hölzern ist m. W. nichts beobachtet worden.

Von diluvialen Wirbeltieren wurden vor allem Knochen von Säugern, ein Zahn und angeblich ein Geweih gefunden.

Ein zarter Knochen von 1,8 cm Länge, der an dem einen Ende zertrümmert ist und in der Mitte 2,30 und 1,54 mm mißt, an dem unverletzten Ende die Ausmessungen 3,98 und 2,37 mm zeigt und zwei Hohlräume nebeneinander erkennen läßt, dürfte als ein Extremitätenknochen einer Schwanzlosen Lurche anzusprechen sein. Es dürfte der Unterschenkelknochen, der bei diesen Amphibien Verwachsung von Tibia und Fibula zeigt (66, S. 628), sein. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er aus einer zwischeneiszeitlichen Süßwasserschicht, wie sie in Vogelsang und in Hohenhaff auftreten, stammt.

Reste von Reptilien und Vögeln sind bis jetzt nicht aufgefunden worden.

Von Säugern sind Knochenbruchstücke in den Aufschlüssen 9, 10, 13 und 14, sowie in 9 ein Zahn gefunden worden; außerdem soll aus 9 ein Geweih erhalten sein. Die meisten Knochenstücke, die ich in Augenschein nehmen konnte, sind Fragmente, die sich schwer bestimmen lassen. Ein mir von Frau Kahlweiß gezeigtes Knochenstück, das aus dem Aufschluß 10 stammt, könnte einen Oberschenkelknochen vom Nashorn darstellen (12, Tafel 6, Fig. 3, und 66, S. 876, Fig. 1958). Besonderes Interesse beansprucht der Zahn, der mir von Herrn Dr. W. Neugebauer gütigst zur Untersuchung zur Verfügung gestellt wurde. Leider ist seine Krone sehr stark beschädigt; an der günstigsten Stelle besitzt er 12 mm Höhe und ist hell braungelb gefärbt. Die Wurzel dagegen ist mit Ausnahme eines 3 mm hohen weißen Saumstückes blauschwarz und läßt im Querschnitt die Schmelzfalten sehr deutlich erkennen. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich nach dem Vergleich mit den im Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig vorhandenen Stücken und unter Berücksichtigung der Arbeiten von Hermann (12) und Thies (53) den vorliegenden Zahn für einen Prämolaren des linken Unterkiefers ansehe. Die Art ist m. E. *Rhinoceros (Coelodonta) Mercki* Jaeger. Derselben

Tafel XXXVI.

Abbildung 1.

Abbildung 2.

Tafel XXXVIa.

Abbildung 1.

Abbildung 2.

Art dürfte der im genannten Museum unter G. S. 17 470 eingetragene, 1917 in der Kiesgrube von Schönwarling, Kr. Danziger Höhe, gefundene Zahn angehören. Er ist nach der Herausgabe der Arbeit von Hermann durch M. Hoyer eingeliefert, konnte also in dieser nicht berücksichtigt werden. Unser Zahn ist etwas größer, das scheint mir bedeutungslos, da sicher die Individuen nach Geschlecht und den Lebensbedingungen in der Größe starken Schwankungen unterworfen sein dürften. In Westpreußen ist diese Art außer dem angeführten Fundort noch in einem Stück bekannt geworden: von Kiesgrube Gruppe Kr. Schwetz, im Danziger Museum unter G. S. 1795 inventarisiert und bei Hermann (12) abgebildet.

Von besonderer Bedeutung erscheinen die Diluvial-Conchylien, über deren Vorkommen Hilbert eine dankenswerte Zusammenstellung unter gleichzeitiger, wohl vollständiger Angabe der in Frage kommenden Literatur gegeben hat (13). Ob inzwischen noch viel Neues dazugekommen ist, vermag ich nicht anzugeben; es hat den Anschein, als ob in der Literatur sich wenig darüber zeigt. In der Z.f.G. finden sich wenigstens für Ostpreußen keine Angaben. Zu der Arbeit ist nur folgendes zu bemerken: Berendt schreibt sich ohne „h" — es ist ständig der Name dieses Geologen falsch wiedergegeben; S. 376 ist der Kreis Berent zu schreiben; die S. 372 angeführte *Tapes virginea* Gmel. findet sich im Verzeichnis S. 375 nicht. Nach Leunis (38, S. 1017) ist *Tapes* eine Untergattung von *Venus*; ist nun *Venus virginea* L. synonym mit *Tapes virginea* Gmel? Kobelt (27, II. S. 386) unterscheidet *Tapes virginea* Autor. *s. T. edulis* Chemn. und *Tapes virginea* L non auct. angl. Da die letztere nach der dortigen Angabe in Neuholland vorkommt, so dürfte es sich um die *T. virginea* Aut. non L. handeln. In der Schausammlung des Danziger Museums findet sich ausgestellt *Venus virginea* auct. *s. Tapes aureus eemiensis* mit der Fundortsangabe Kniebau und Mewe. Bei Woldstedt (59, S. 140) als *T. senescens* nach Nordmann bezeichnet und Abb. 73 dargestellt. Diese Art dürfte für die Angabe in Frage kommen.

Als ich ein Gehäuse einer *Paludina*-Art in 9 gefunden hatte, erwachte die Lust am Sammeln, und ich gebe das Ergebnis in folgender Zusammenstellung wieder:

	1.	9w.	9o.	10.	13.	14.	Summe
Paludina crassa Menz.	—	1	—	—	—	—	1
Palud. sp.	—	4	1	—	1	—	6
Valvata sp.	—	—	—	—	3	—	3
Dreissensia	—	12	7	—	1	1	21
Yoldia arctica	1(2)	6	12	1	—	—	22
Card. edule	—	—	2	—	—	2	4
Card. echinatum	—	—	—	1	—	1	2
Cyprina	3	8	3	—	—	—	14
Tellina	—	—	1	—	—	—	1
Tapes	—	6	15	—	—	—	21
unbestimmt	—	38	52	4	11	6	111
						insgesamt	206

Von besonderem Interesse ist ein zum größten Teil erhaltenes Gehäuse einer *Paludina*-Art, die nach dem Vergleich mit der von Menzel (42, S. 6) gegebenen Beschreibung und der beigefügten Abbildung am meisten der *P. crassa* entspricht. An dem Exemplar ähnelt der Durchschnitt der mit dicken Wandungen versehenen Umgänge, die Menzel als „ein wenig schief eiförmig gestaltet und oben vollständig gerundet" bezeichnet, sehr der bei Kobelt (27 I, Taf. 117, 1) abgebildeten P. fasciata im Übergang zu P. integra (Fig. 3). Diese Art findet sich nach dem Autor außer „in dunklen Kohlenletten des Posener Flammentones und auf sekundärer Lagerstätte in unterdiluvialen Kiesen Westpreußens". Dazu kam ein kleineres Exemplar einer *Paludina*, deren Schale nicht so dick ist. Auch hier ist der Mund des Gehäuses verletzt, während der Wirbel abgesehen von der Abrollung der Oberfläche intakt ist. Die Vergleichung mit der von Berendt (5, Taf. IV. 7) gegebenen Abbildung lehrt, daß hier *P. diluviana* Kunth vorliegt, wenn auch die Höhe des vorliegenden Gehäuses geringer ist als bei der von Berendt wiedergegebenen. Als Höhe wurde 7,94 bzw. 8,18, als Breite 10,30 mm gemessen.

Die *Cardium*-Reste sind so dünnschalig, daß sie den bei Mewe und Elbing gefundenen entsprechen, nicht aber den dickschaligen von der Christburger Bohrung und Menthen sowie Gr. Waplitz.

Ob es späteren Untersuchungen gelingen wird, durch die Feinstruktur der Schale oder auf mikrochemischem Wege die Zugehörigkeit eines Schalenbruchstücks zu einer bestimmten Gattung oder sogar Art festzustellen, scheint nicht ausgeschlossen.

Die Lagerung der aufgeschlossenen Schichten und ihre Störungen bieten viel Eigenartiges. Da der Untere Geschiebelehm nur in Aufschluß 4 zutage tritt, und infolgedessen der Verlauf seiner oberen Grenze nicht verfolgt werden konnte, wäre es sehr lehrreich, mit Hilfe der für die Anlage der Reichsautobahn ausgeführten Bohrungen und der Ausschachtungen die Lage der Decke für diese Schicht festzulegen. Die fluvioglazialen Bildungen zeigen einerseits, daß die Schichten vielfach einfallen, andererseits beobachtet man Faltung und Stauchungen sowie Verwerfungen, wie besonders die Abbildungen 1 und 2 der Tafel XXXVI a erkennen lassen. Der Obere Geschiebelehm hat sich den vorhandenen Oberflächenformen angeschmiegt und zeigt selbst mit einer Ausnahme keine Störungen.

Von besonderem Interesse sind rezente Bildungen. Als solche treten verhältnismäßig häufig in geringer Tiefe unter der Ackerkrume oder der wenig mächtigen Lage des Oberen Geschiebelehms Schichten auf, die von den Prähistorikern als Eisenstreifen bezeichnet werden. Es sind braungefärbte Schichten von 1—3 cm Mächtigkeit, die wohl dadurch zustande kommen, daß die Sickerwässer aus der obersten Schicht Huminsubstanzen in kolloidaler Lösung aufnehmen. Treffen diese Lösungen mit dem Bodenwasser tieferer Erdschichten zusammen, so findet eine Umsetzung bezw. Ausflockung statt, durch die bestimmte Stoffe ausgeschieden werden. Die Bodenwässer bilden dann außerdem gelegentlich

Ferriverbindungen und führen so zur Entstehung eisenschüssiger Sande, wie sie besonders im Aufschluß 4 zu beobachten sind.

Eine weitere eigenartige Erscheinung ist das Vorhandensein von Rhizolithen. Dies sind röhrenartige Bildungen von bröckligem, weißem Kalk, der die in die Tiefe gedrungenen abgestorbenen Pflanzenwurzeln überzieht. Sie sind bei einer größeren Ausdehnung des Aufschlusses 9 nicht gleichmäßig verteilt, sondern nur an einzelnen Stellen beobachtet. In den Aufschlüssen 1, 9, 10, 13, 14 wurden sie aufgefunden. Ob sie dieselbe stoffliche Zusammensetzung wie aus ähnlich erscheinendem Kalk bestehenden plattenförmigen Bildungen besitzen, welche im Aufschluß 1, 9 und 14 erhalten wurden, muß die nähere Untersuchung zeigen. Der Gehalt des Bodenwassers an Mineralsubstanzen wurde im Brunnenwasser des Herrn Max Großmann in Neuendorf-Höhe pro Liter mit 0,400 g unverbrennlicher Stoffe ermittelt. Aus den Wasseranalysen von anderen Stellen gibt Sonntag (52, S. 311—13), daß der Gehalt an anorganischen Stoffen 0,440; 0,387; 0,309 und 0,338 g beträgt. Ob für die Entstehung der Rhizolithen ein besonders hoher Gehalt des Bodenwassers an Mineralsubstanzen nötig ist, ist noch nicht festgestellt, ebensowenig, ob in den betreffenden Wässern Salze bzw. Salzgruppen, etwa Kalksalze, vorherrschen müssen. Rhizolithe aus Limonit, wie sie Andrée beschreibt, finden sich an dieser Stelle nicht, sind aber in der Nähe von Rehberg in diluvialen Schichten, bei Lärchwalde im Alluvium beobachtet worden.

Welche Veränderungen die Grundmoräne durch die Jahrtausende währende Einwirkung der Bodenwässer erfahren hat und welche Schwierigkeiten es infolgedessen bereitet, diese Bildungen, falls sie für sich auftreten, bestimmten Horizonten zuzuweisen, darüber berichtet Gagel im Jahrbuch der Geol. Landesanst. z. Berlin f. d. Jahr 1923. S. LXXXV bis XCI.

Zum Schluß noch einige Erfahrungen beim Sammeln wichtiger Stücke bei der Ausbeutung der Aufschlüsse. Im allgemeinen waren die Arbeiten für die Reichsautobahn so beschleunigt, daß eine sorgfältige Beobachtung und ein Sammeln nur in beschränktem Maße möglich war, trotzdem für die in dieser Darstellung behandelten Fragen mir seitens der Bauleitung keine Schwierigkeiten bereitet wurden, wofür an dieser Stelle mein bester Dank ausgesprochen sei. Leider gingen vielfach wertvolle Funde durch Unachtsamkeit und Unkenntnis verloren. Es ist wohl zu verstehen, daß Erdarbeiter kaum vermuten, daß im Sande liegende Knochen und Zähne irgendwelche Bedeutung haben. Anzuerkennen ist, daß bei einzelnen ein Interesse vorhanden ist, das, wenn es in die rechten Bahnen geleitet wird, erfreuliche Ergebnisse zeitigen würde. Eine besonders wertvolle Hilfe wurde mir durch Herrn Kahlweiß zuteil, der aus der Kiesgrube Abraham manches beachtenswerte Fundstück geborgen hat.

Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn Gelegenheit gegeben wäre, durch geeignete Belehrungen die an diesen Stellen Tätigen über die in Frage kommenden Verhältnisse aufzuklären.

Die Belegstücke für diese Arbeit werden der Geologischen Sammlung des Städtischen Museums einverleibt.

Besonderer Dank gebührt Frl. Lotte Blobelt, die mir bei dem Sammeln, Ausarbeiten der Abhandlung und Lesen der Korrektur hilfreiche Dienste geleistet hat.

Benutzte Literatur.

Abkürzungen.

C.f.M. Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Stuttgart.
E.J. Elbinger Jahrbuch. Elbing.
G.Ar. Geologisches Archiv. Königsberg.
J.G.L. Jahrbuch der Geologischen Landesanstalt. Berlin.
N.G.D. Schriften der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig.
P.Ö.G. Schriften der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft Königsberg Pr.
Z.D.G.G. Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft Berlin.
Z.f.G. Zeitschrift für Geschiebeforschung. Leipzig.

Hat ein Autor mehrere Arbeiten, die in Frage kommen, verfaßt, so sind sie unter sich alphabetisch geordnet.

1. Abel, O.: Die vorzeitlichen Säugetiere. Jena 1914.
2. Ackermann, Carl: Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee. Hamburg 1883. Otto Meißner.
3. Berendt, G.: Marine Dilivialfauna von Ostpreußen und zweiter Nachtrag zur Diluvialfauna Westpreußens. S.A.
4. ———: Marine Diluvialfauna in Westpreußen P.Ö.G. Bd. VI. 1865. S. 203—209.
5. ———: Nachtrag zur marinen Diluvial-Fauna in Westpreußen P.Ö.G. Bd. VIII. 1867. S. 69—72.
6. Beurlen, K.: Diluvialstratigraphie und Diluvialtektonik. Beiträge und Ergebnisse aus Norddeutschland. Fortschritte d. Geologie u. Paläont. Bd. 6. H. 18. Berlin 1927.
7. Blaas, J.: Petrographie. Leipzig 1912. Weber.
8. Bruhns u. Ramdohr: Petrographie. Göschen.
9. Caspary, Robert: Einige fossile Hölzer Ostpreußens. P.Ö.G. Bd. 28. 1887. S. 27—45.
10. Conwentz, H.: Das Westpreußische Provinzial-Museum 1880—1905. Danzig 1905.
11. Geickie, Archibald: Anleitung zu geologischen Aufnahmen. Deutsch v. Terzaghi. Leipzig u. Wien 1906. Deuticke.
12. Hermann, Rudolf: Die Rhinozerosarten des Westpreußischen Diluviums. N.G.D. Bd. 13. H. 3. 4. 1914. S. 110—174.
13. Hilbert: Die Molluskenfauna des Diluviums der Provinzen Ost- und Westpreußen. P.Ö.G. Bd. 48. 1907. S. 391—8.
14. Hucke, Kurt: Die Sedimentärgeschiebe des norddeutschen Flachlandes. Leipzig 1917. Quelle u. Meyer.
15. Hundt, Rudolf: Geologische Beobachtungen aus der Umgegend von Preußisch-Friedland und ein Verzeichnis der dort gefundenen Geschiebe. N.G.D. Bd. 13. H. 2. 1912. S. 146—152.
16. Jentzsch, A.: Der Untergrund des norddeutschen Flachlandes. P.Ö.G. Bd. 22. 1881. S. 45—53.
17. ———: Die geologische Erforschung des norddeutschen Flachlandes, insbesondere Ost- u. Westpreußens in den Jahren 1878—1880. P.Ö.G. Bd. 21. 1880. S. 181—208.
18. ———: Eine Tiefbohrung in Graudenz. N.G.D. Bd. 9. H. 3. 4. 1898. S. 178—184.
19. ———: über die neueren Fortschritte der Geologie Westpreußens. N.G.D. Bd. 7 H. 1. 1888. S. 157—179.

20. ———: Über die Verwaltung des Geologischen Provinzialmuseums. P.Ö.G. Bd. 33. 1889. Ber. S. 67—70.
21. ———: Über einige tertiäre Säugethierreste aus Ost- und Westpreußen. P.Ö.G. Bd. 23. 1882. S. 201—205.
22. ———: Über ostdeutsches Pliocän. Z.D.G.G. Mon. 1. 1913. S. 1—3.
23. Kayser, Emanuel: Lehrbuch der geologischen Formationskunde. Stuttgart 1891. Enke.
24. Kiesow, J.: Über silurische und devonische Geschiebe Westpreußens. N.G.D. Bd. 6. H. 1. 1884. S. 205—300.
25. Klockmann, F.: Lehrbuch der Mineralogie. Stuttgart. 1892. Enke.
26. Klose, H.: Die Tiefbohrung von Ziganfenberg bei Danzig. [50 Jahre Museum für Naturkunde und Vorgeschichte in Danzig. Danzig 1930. S. 1—9.]
27. Kobelt, W.: Illustriertes Conchylienbuch 1. Band 1878. 2. Bd. Nürnberg. Bauer u. Raspe.
28. Köppen, W., u. A. Wegener: Die Klimate der geologischen Vorzeit. Berlin 1924. Borntraeger.
29. Korn, Johannes: Die wichtigsten Leitgeschiebe der nordischen kristallinen Gesteine im norddeutschen Flachlande. Berlin 1927. Geologische Landesanstalt.
30. Kraus, E.: Der Abschmelzungs-Mechanismus jungdiluvialen Eises im Gebiet des Mauersees. J.G.L. f. 1923. Bd. 44. S. 221—242.
31. ———: Eine geologische Übersichtskarte von Ostpreußen. E.A. Bd. 4. H. 1. 1926. S. 43—45.
32. ———: Die Tektonik des ostpreußischen Quartärs. Z.D.G.G. Bd. 76. 1924. Mon. 8—10. S. 165—170.
33. ———: Geologischer Führer durch Ostpreußen. Teil I. 1924; Teil II. 1925. Berlin. Borntraeger.
34. Krause, P. G.: Beiträge zur Tektonik Ostpreußens. J.G.L. Bd. 46. f. 1925. S. 342—359.
35. Kuckuck, P.: Der Strandwanderer. 3. Aufl. München 1922. Lehmann.
36. Kummerow, E.: Beiträge zur Kenntnis der Ostracoden und Phyllocariden aus nordischen Diluvialgeschieben. J.G.L. Bd. 4 f. 1923. S. 405—448.
37. Lamcke, Kurt: Beitrag zur Kenntnis der Muschelfauna des obersilurischen Beyrichienkalkes. Z.f.G. Bd. 10. H. 4. 1934. S. 185—189.
38. Leunis, Johannes: Synopsis der Thierkunde. 3. Aufl. v. Hubert Ludwig. Hannover 1883. Bd. 1. Hahn.
39. Lieber: Elbings nächste Umgebung in geognostischer Hinsicht. Prg. d. Realsch. z. Elbing 1847.
40. von Linstow, O.: Die natürliche Ansammlung von Metallsalzen in den Pflanzen. Versuch einer Übersicht über bodenanzeigende Pflanzen. Repertorium spezierum novarum regni vegetabilis. Beihefte. Bd. XXXI. Dahlem bei Berlin 1924.
41. Lundbohm, Hjalmar: Geschiebe aus der Umgegend von Königsberg in Ostpreußen. P.Ö.G. Bd. 29. 1888. S. 27—31.
42. Menzel: Paludinen-Reste in dem Posener Flammenton. Z.D.G.G. Mon. 1. 1913. S. 3—6.
43. Meyer, Georg: Rugose Korallen als ost- und westpreußische Diluvialgeschiebe. P.Ö.G. Bd. 22. 1881. S. 97—110.
44. Müller, Traugott: Zwischeneiszeitliche Erdschichten in der Umgebung Elbings und ihre Pflanzen- und Tierwelt. E.J. H. 10. 1932. S. 1—22.
45. Naumann, C. F.: Elemente der Mineralogie. 9. Aufl. Leipzig 1874. Engelmann.
46. Nivellements-Ergebnisse der Trigonometrischen Abteilung der Königl. Preußischen Landesaufnahme. H. 1. II. Provinz Westpreußen. Berlin 1896.
47. Philipp, H.: Die Methoden der geologischen Aufnahme. Abderhalden, Handbuch der biologischen Arbeitsmethoden Abt. X. S. 395—484.
48. Schröder, H.: Beiträge zur Kenntnis der in ost- und westpreußischen Diluvialgeschieben gefundenen Silurcephalopoden. P.Ö.G. Bd. 22. 1881. S. 54—96.
49. ———: Fortsetzung ebend. Bd. 23. 1882. S. 87—106.

50. Schumann, J.: Geognostische Darstellung von Preußisch Litthauen, Ost- und Westpreußen. Die Provinz Preußen. Königsberg 1863. S. 65—110.
51. Sonntag, P.: Die Urstromtäler des unteren Weichselgebietes. N.G.D. Bd. 13. H. 3. 4. 1914. S. 25—58.
52. ———: Geologie von Westpreußen. Berlin 1919. Borntraeger.
53. Thies, O.: Beiträge zur Kenntnis der Heppenlochfauna und der Fauna der Frankenbacher Sande. J.G.L. Bd. 46 f. 1925.
54. Tornquist, A.: Geologie von Ostpreußen. Berlin 1910. S. 576—615. Borntraeger.
55. ———: über Diskordanz in Geschiebemergellagerungen Norddeutschlands. C.f.M. Jahrg. 1911. S. 377—382.
56. von Ungern-Sternberg: Die Hexaktinelliden der senonen Diluvialgeschiebe von Ost- und Westpreußen. P.Ö.G. Bd. 43. 1902. S. 132—151.
57. Wahnschaffe, Felix: Anleitung zur wissenschaftlichen Bodenuntersuchung. 2. Aufl. Berlin 1903. Parey.
58. ———: Geologie und Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. 4. Aufl. v. Friedrich Schucht. Stuttgart. 1921.
59. Woldstedt, Paul: Das Eiszeitalter. Grundlinien einer Geologie des Diluviums. Stuttgart. 1929.
60. ———: Die Potsdamer Glaziallandschaft. J.G.L. f. 1923. Bd. 44. S. 172—6.
61. ———: Erläuterungen zur Geologisch-morphologischen übersichtskarte des norddeutschen Vereisungsgebietes. Berlin 1935. Geol. Landesanstalt.
62. Wolff, Wilhelm: Die geologische Entwicklung Westpreußens. N.G.D. Bd. 13 H. 3. 4. 1914. S. 59—105.
63. ———: Neue Funde pliocäner und diluvialer Conchylien in glazialen Stromkiesen bei Obornik in Posen. Z.D.G.G. Bd. 65. Nr. 3. Mon. 1913. S. 208—210.
64. Zeise, O., und W. Wolff: Der Boden Westpreußens. Beiträge zur Landeskunde Westpreußens. Danzig 1903. Festschrift zum XV. Deutschen Geographentag in Danzig. S. 91—125.
65. Zeise, Oskar: Geologie [Die Stadt Danzig, herausg. i. A. d. Magistrats]. Danzig 1904. S. 24—35.
66. von Zittel, Karl: Grundzüge der Paläontologie (Paläozoologie). München und Leipzig 1905.

Karten.

I. Jentzsch, A.: Geologische Karte der Provinz Preußen. Weichseldelta und frische Nehrung. 1 : 100 000. Berlin 1878/9. Schropp.
II. Kreis Elbing. Reichskarte. In 2 Farben. 1 : 100 000. Reichsamt für Landesaufnahme.
III. Meßtischblatt 544. Elbing. Herausg. v. d. Pr. Landesaufnahme 1911. Einzelne Nachträge 1929. 1 : 25 000.
IV. Woldstedt, P.: Geologisch-morphologische übersichtskarte des norddeutschen Vereisungsgebietes. Geol. Landesanst. Berlin 1935. 1 : 1 500 000

Abbildungen.

Die Abbildungen sind nach photographischen Aufnahmen hergestellt; 1 und 2 von Dr. Werner Neugebauer am 10. 12. bzw. 6. 12. 1934, 3 und 4 von Herrn Bruno Böhnert im September 1935 aufgenommen.

Tafel XXXVI:
1. zeigt den Ost-Teil des Windmühlenberges mit den Diluvialgeschieben.
2. gibt einen Ausschnitt vom westlichen Teil desselben mit Wechsellagerung von Oberem Geschiebelehm und Sand wieder.

Tafel XXXVIa:
1. läßt Verwerfungen im östlichen Teil der Kiesgrube von Abraham erkennen.
2. von dem mittleren Teil derselben Örtlichkeit mit Verwerfung im Oberen Geschiebelehm.

Johann Josua Kettler,
Elbings größter Abenteurer

Von

Hermann Kownatzki

Johann Josua Kettler ist zwar den Freunden der elbingischen Geschichte kein Unbekannter, aber es fehlt bisher doch an einer rechten Vorstellung von der in weiter Fremde erworbenen Bedeutung dieses Elbingers. Seyler[1]) und Fuchs[2]) haben in ihren Werken kurze Lebensbeschreibungen von ihm geliefert, ein klares Bild von Kettlers Leben und Wirken hat aber erst J. Ph. Vogel, Professor für Sanskrit an der Universität Leiden, durch seine seit 1929 darüber veröffentlichten Untersuchungen geschaffen[3]). Danach ist es wohl an der Zeit, die Elbinger Quellen zum Leben Kettlers nach über 100 Jahren wiederum zu betrachten und auf die neuen Untersuchungen Vogels durch einen kurzen Bericht über ihre Ergebnisse hier hinzuweisen.

Die Vorfahren von Johann Josua Kettler sind nach den Elbinger Genealogien, die Gottfried Zamehl (1629—1684) zuerst aufgestellt hat und die von späteren Chronisten wiederholt abgeschrieben, ergänzt und erweitert wurden, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in Elbing nachgewiesen. Die hier wiedergegebene Stammtafel derer Kettler ist der

---

[1]) Georg Daniel Seyler: Elbinga Litterata. H. e. Elbingensium sive nominis seu eruditionis fama domi forisque clarorum, qui diem suum obierunt, memoriae. Elbingae, MDCCXLII, p. 90—91.

[2]) Michael Gottlieb Fuchs: Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes in topographischer, geschichtlicher und statistischer Hinsicht. 3. Bd., Elbing, 1826, S. 268—70.

[3]) J. Ph. Vogel: Embassy of Mr. Johan Josua Ketelaar, Ambassador of the Dutch East India Company to the Great Moguls — Shah Alam Bahadur Shah and Jahander Shah. Translated from the Dutch by Mrs. D. Kuenen-Wichsteed and annotated by J. Ph. Vogel, Ph. D.. Journal of the Panjab Historical Society, vol. X., part. I., 1929, pp. 1—94.

J. Ph. Vogel: Nederlandsche documenten betreffende de geschiedenis van Voor-Indië in de 17de en 18de eeuw Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, deel 74, serie B, no. 4. Amsterdam, 1932.

J. Ph. Vogel: The Author of the First Grammar of Hindustani. Seite 30—36 von Teil IV d. Festschr. z. 70. Geburtstag d. indischen Gelehrten G. H. Ojha. Mahamahopadhyaya Gaurisankar Hiracand Ojha ke samman men samarpit Bharatiya anusilan granth. Dilli, 1990 (Dehli, 1934).

J. Ph. Vogel: Joan Josua Ketelaar of Elbing, author of the First Hindustani Grammar. Bulletin of the School of Oriental Studies (University of London), vol. VIII, parts 2 and 3, 1936.

Eine größere Arbeit über Kettlers Gesandtschaftsreise nach Lahore wird nach einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Dr. Vogel voraussichtlich Ende 1936 in den Werken der „Linschoten-Vereeniging" erscheinen. Herrn Prof. Vogel für die Zugänglichmachung seiner genannten Arbeiten, die mir sonst sowohl unbekannt, wie unerreichbar geblieben wären, auch an dieser Stelle zu danken, ist mir eine angenehme Pflicht.

letzten und ausführlichsten Bearbeitung von Abraham Grübnau vom Jahre 1764[4]) entnommen. Ihr Anfang, d. h. Josua Kettler, gestorben 1596, sein Sohn und seine Enkel, findet sich aber schon in der Bearbeitung von Friedrich Zamehl dem Jüngeren (1643—1678)[5]), dem Bruder von Gottfried Zamehl. Ferner ist das Todesdatum von Josua Kettler auch schon überliefert in den Nekrologien[6]) von Karl Theodor Zamehl (1634—1698), ebenfalls einem Bruder von Gottfried Zamehl. Die Quellen der Elbinger Genealogien sind bisher noch nicht genauer untersucht worden[7]); soweit sie an Hand der Kirchenbücher oder anderer authentischer Quellen nachgeprüft werden können, haben sie sich im allgemeinen als recht zuverlässig erwiesen. Die Stammtafel derer Kettler kann also als glaubwürdig gelten.

Ueber Herkunft und Beruf des Stammvaters Josua Kettler ist leider weder in der Stammtafel, noch in den Nekrologien etwas gesagt. Der Vorname Josua ist für Elbing im 16. Jahrhundert ungewöhnlich. Biblische Vornamen — abgesehen von den seit dem Mittelalter in Deutschland allgemein gebräuchlichen — scheinen hier seit der Reformation durch niederländische, später wohl auch durch englische Zuwanderer eingedrungen zu sein. Nun läßt der Name Kettler, Ketteler, der im Deutschen als Handwerkerbezeichnung für den Hersteller kleiner Ketten vorkommt, eher an niederländische, als an englische oder schottische Herkunft denken. Eine gewisse Bestärkung dieser Vermutung bietet ein anderer Umstand. Die nach der Genealogie am 29. Oktober 1658 erfolgte Eheschließung zwischen Josua Kettler und Anna Slocumb, den Eltern Johann Josuas, findet sich in den Trauungseintragungen von St. Marien, der evangelischen Pfarrkirche der Altstadt, unter dem angegebenen Datum[8]). Nach den Taufeintragungen von St. Marien[9]) sind von den sechs Kindern aus dieser Ehe Barbara am 15. Januar 1666 und Christina am 5. November 1671 dort getauft worden. Die andern vier Kinder sind weder in St. Marien, noch in den Taufbüchern der übrigen vier alten lutherischen Kirchen eingetragen[10]). Eine Lücke im Taufbuch von Hl. Leichnam zwischen 1658 und 1662 könnte es nur denkbar erscheinen

[4]) Stadtarchiv Elbing: Rep. G, Nr. 8. Fasz. 1.

[5]) Stadtarchiv Elbing: Rep. G, Nr. 2.

[6]) Stadtarchiv Elbing: Rep. H, Nr. 16, Fasz. 5.

[7]) Von der Ueberlieferung durch die Kirchenbücher unterscheiden sich die Genealogien schon dadurch, daß die älteren Taufbücher nur das Taufdatum, die Genealogien aber das Geburtsdatum angeben. Für die ältere Zeit dürfte Familientradition, für die Bearbeitungen und Fortsetzungen zeitgenössische Chronistik über die beachtenswert erscheinenden Elbinger Familien die Grundlage geliefert haben. Maßgebend für die genealogische Behandlung oder Nichtbehandlung einer Familie durch die Elbinger Chronisten scheint der Wert des Vermögens gewesen zu sein, d. h. die praktische Bedeutung der Genealogie für das Erbrecht.

[8]) Stadtarchiv Elbing: Rep. 90, Nr. 3, Fasz. 6.

[9]) Ebda.

[10]) Die Durchsicht der Kirchenbücher hat Fräulein Hildegard Lechner für mich besorgt, der ich auch hier für ihre Hilfe danke.

Der Kettler.

Josua Kettler
n. 1532
m. 1596. Januar aet. 69[1])
Ux. Gertrud, Caspari a Dambitz et Gertruda Stangnitten filia,
nata 1538, mort. 1598, aet. 60.

Casparus	Josua
n. m. 1588, Regiomonti *LL.Studios.*	Civis et Mercator[2]) n. 1573 m. 1629, 27/9. pestae, aet. 56

Ux. Elisabeth,[3]) Andrae Morenberg von Barthowitz Consulis Elb. filia. 1601, 15/7.

Elisabetha	Barbara	Andreas	Justina	Christina	Josua	Ursula	Susanna	Samuel	Maria	Samuel
n. 1602, 18/7. m. Ux. Laur. Segebaden Typogra. Regiom: 1620, Febr. 2) Paschalis Mensenii Typograph. ibidem.	n. 1604, 7/7. m. 1665, 25/5. Ux. Michael Eggerts 1624, 28/10.	n. 1605, 4/8. m. 1632 als schwedischer Leutnant in der Schlacht b. Liegnitz.	n. 1606, 9/12. m. 1608, 25/6.	n. 1609, 9/6. m. 1614, 7/2.	n. 1611, 12/12. primo bibliopejus, deinde Mercator Elb. m. Ux. Anna Maria, Sigismundi von Prauden filia. Eines Adeligen aus dem Riesenburgischen. 2) Anna, Johan Slocumben filia, Anthony Toscani, Münz-Meisters rel. vidua. 1658, 29/10.	n. 1615, 31/12. m. Ux.	n. 1617, 13/8. m. 1659, 11/8. Ux. Salomon Nesselmann 1656, 14/2.	n. 1620, 2/1. m. 1621, 4/9.	n. 1622, 28/12. m. 1629, 28/8. peste	n. 1625, 8/7. m. juvenis.

Johann Josua	Josua	Maria	Barbara	Christianus	Christina
n. 1659, 25/12. m.	n. 1660, 8/12.	n. 1663, 28/10. m. Ux. Johann Kaestlers. Civitat. et Seefahrers Regiomonti	n. 1666, 10/1. m. 1741, 24/12. Ux. Nicolaus Grüttner 1685, 4/12.	n. 1668, 6/8.	n. 1671, 1/11. m. 1746, /6. Ux. Martini Schroeters, Consul. Pr. Holland 1715, 15/10.

Nach Friedrich Zamehl: [1]) 1596, 5. Jan. aet. 64 (Ebenso in den Nekrologien von Karl Theodor Zamehl).
[2]) Bibliopejus
[3]) Barbara (nur der Vorname)

lassen, daß Johann Josua und Josua dort getauft worden seien; aber auch bei dieser Annahme würden die Taufeintragungen für Maria und Christian noch fehlen. Es bleibt damit Raum für die andere Vermutung, daß die Eheleute Kettler-Slocumbe nicht lutherisch, sondern reformiert waren und ihre Kinder nur lutherisch taufen ließen, wenn ein reformierter Prediger nicht in Elbing war und auch vorerst nicht zu erwarten war[11]). Wenn diese Vermutung zuträfe, so würde dies eine gewisse Stütze bilden für die aus dem angestammten Vornamen Josua gezogene Annahme, daß der Stammvater der Elbinger Familie Kettler aus den Niederlanden zugewandert ist; denn die reformierten Gemeinden in Preußen gehen ursprünglich auf niederländische, englische, schottische und später französische Zuwanderer zurück, und das reformierte Bekenntnis würde also durchaus zur niederländischen Herkunft passen. Mehr als eine gewisse Wahrscheinlichkeit bieten diese Ueberlegungen allerdings nicht.

Bei den zunächst dürftig erscheinenden Angaben der Stammtafel über die soziale Stellung der Familie Kettler gewinnen die Frauenseiten an Bedeutung. Der Großvater Johann Slocumbe war ein bekannter, zur Zeit der Ostlandkompagnie aus London nach Elbing eingewanderter Kaufmann[12]); nach einer Notiz in der Stammtafel Schulz bei Grübnau, nach der er am Bollwerkskrug viel verbaut hat, ist es allerdings möglich, daß seine Tochter keine glänzende Partie mehr war. Die Großmutter Mohrenberg und die Urgroßmutter von Dambitz entstammen beide vornehmen Familien, die zum Elbinger Patriziat gehört haben. Der Stammvater Josua muß ein Ansehen gehabt haben, wenn er eine Dambitz heiraten konnte und Karl Theodor Zamehl ihn und seine Gattin, in den Nekrologien einzutragen, für wert hielt. Die beiden folgenden Gene-

[11]) Die ältere Geschichte der Reformierten in Elbing ist noch durchaus ungeklärt. Die Gemeinde hat sich wohl im Anschluß an die presbyterianische Gemeinde der Ostlandkompagnie gebildet, aber erst 1774 einen eigenen Prediger erhalten und besitzt erst seitdem eigene Kirchenbücher. Seit 1698 gab es einen ständigen reformierten Prediger in Pr. Holland, der auch die Elbinger Glaubensgenossen pastorisierte. Vorher haben sich wohl die englischen Prediger, dann nach Kerstans Annahme gastweise die Königsberger reformierten Prediger ihrer angenommen. (Eugen Gustav Kerstan: Die evangelische Kirche des Stadt- und Landkreises Elbing von der Reformation bis zur Gegenwart; Elbing 1917, Seite 101 ff. Ernst Machholz: Die Geschichte der reformierten Gemeinde Pr. Holland und ihre Schule; Altpr. Monatsschrift XLII, 1905, S. 317—82, insbesondere 318—20, 328. Ernst Machholz: Materialien zur Geschichte der Reformierten in Altpreußen und im Ermland; in den Mitt. der Lit. Gesellschaft Masovia, Heft 17—19, Lötzen 1912—14, insbesondere Heft 17, S. 38. Hermann Kownatzki: Die Elbinger Pfarrarchive, Berichte aus dem Stadtarchiv Elbing 2; Elb. Jb. 8, 1929, S. 217, 222 ff.) Die Ref. Burgkirche zu Königsberg besitzt nun ab 1635 ein Taufregister, ab 1687 ein ausführlicheres Taufbuch. Die Geschwister Kettler sind hier nicht eingetragen. Ob sich überhaupt Elbinger Täuflinge dort finden, war bei einem kurzen Einblick nicht sicher festzustellen, weil der Wohnort der Eltern nicht angegeben ist. Einige notierte Taufdaten aus der Zeit vor 1698 mit Familiennamen, die in Elbing vorkommen, waren nachher in den Elbinger Genealogien nicht zu identifizieren. Eine genauere Untersuchung erscheint wünschenswert für die Geschichte der Elb. Ref. Gemeinde.

[12]) Hermann Kownatzki: Elbing — als ehemaliger englischer Handelsplatz — as a former English Trading Centre. Elbing, 1930, S. 13, 20, 31, 32 u. Abb. vom Bollwerkskrug S. 7—11.

rationen müssen nach ihren Heiraten irgendwie auch mehr bedeutet haben als Handwerksmeister. Ob die Bezeichnung „Mercator“ streng dahin ausgelegt werden darf, daß sie kaufmännische Rechte besaßen, Großbürger waren, ist noch ungewiß, da der betreffende Band des Bürgerbuches der Altstadt nicht erhalten ist. Jedenfalls aber ist Josua Kettler, der Vater Johann Josuas, wenn er daneben auch Handel getrieben haben sollte, bis an sein Lebensende Buchbinder gewesen. Im Jahre 1674 hat er eine neue Lehrlingsrolle der Buchbinder[13]) angelegt und folgendes Vorwort eingetragen: „Nach dem in Vorieger Zeit bei dem Erb. Werck der buch-binder ein buch, worin die lehr Knaben geschrieben worden, Vor handen gewesen, solches aber Von handen Kommen, alß haben dieser Stadt Elbing ietzige Meistere: namlich Mr. Josua Kettler, M. Johann Schwechhausen vnd M. Samuel Schönwald ein newes anfertigen wollen. So geschehen Anno 1674.“ Daß diese Eintragung von Josua Kettler her-rührt, zeigt der Vergleich der Handschrift mit den folgenden Eintragungen. Die erste ist bis auf die Unterschriften von derselben Hand geschrieben wie das Vorwort: „Anno 1674 haben den 4. Martii habe Ich Josua Kettler meinen Sohn Josuam in die Lehr daß Löbliche Buchbinder Handwerk bej Meister Samuel Schönwald Ehrlich auß zu lernen auff Sieben Vol-kommende Jahr wie hie Von ein sonderlicher Contract Ist aufgerichtet. Johann Reichen alß hie Zu erbethener gutter Mann V. Zeuge. Andreß Eggert Alß Zeige. Johann Sweghaussen buchb. Mster. Samuel Schön-wald Buchb.“ Die zweite Eintragung von der Hand Schwechhausens ent-hält die Lossprechung dieses Josua Kettler: „Anno 1680 den 4. Augustij Ist Vohr Erwehnter Jossua Kettler für Einem Ehrbahren gewerck Alß beij Seijn beider H. Elterleuthe des Ehrbarn Discher gewercks alss peter Reinhart Vndt Valtetin peters Elterleut Vndt Zweier erbetner gunen Menner Allss H. Johan Reiche Vndt H. Andreass Eggert Ehrlig loss ge-sprochen Vndt ihme die vbrige Zeit noch Voriger Vorsprechen guttlig Erlassen. Johann Sweghaussen. Samuel Schonwaldt Alß Lehr Meister. Jochim Zichert Altgesell. Christoff Osterburg. Nicolaus gritner. Chri-stoff Zeuner Junggessell. Disse benamte gessellen Sindt hir beij ge-wessen.“ Meister Josua erscheint also 1680 bei der Lossprechung seines Sohnes Josua nicht mehr; er wird demnach inzwischen gestorben sein. In der nächsten, dritten Eintragung vom 13. Januar 1686 nimmt „Nico-laus Grittner“ als Lehrmeister seiner „Frauen Bruder mit Nahmen Christian Kettler“ auf drei Jahre in die Lehre; am 16. Januar 1689 wurde Christian Kettler dann losgesprochen. Da ihm 1705 ein Lehrbrief ausgestellt wurde, wird er sich damals in einem anderen Ort nieder-gelassen haben.

Wenn beide Eintragungen über den Lehrling Kettler ihn nur Josua nennen, so läßt das zunächst auf den zweiten, 1660 geborenen Sohn schließen. Die gleich wiederzugebende Chronikstelle über den „ältesten“ Sohn aus der zweiten Ehe des Buchbinders Josua Kettler nennt diesen Buchbindergesellen aber auch nur Josua. Danach ist also Johann Josua

---

[13]) Stadtarchiv Elbing: Zunftarchiv der Buchbinder (noch nicht endgültig signiert).

Buchbinder gewesen und dann auch mit dem gleichzusetzen, der von 1674 bis 1680 gelernt hat, da die Lehrlingsrolle nur diesen aufführt, der Vater aber die neue Lehrlingsrolle wohl nicht erst für seinen zweiten Sohn angelegt hätte und, falls dies doch geschehen sein sollte, immer noch die Lossprechung Johann Josuas eingetragen sein müßte. Da aber der älteste Sohn Johann Josua schwerlich nur Josua genannt worden wäre, wenn er noch einen Bruder Josua gehabt hätte, so muß wohl angenommen werden, daß der zweite Sohn Josua 1674 bereits verstorben war. Ueber das weitere Schicksal Johann Josuas im Jahre 1680 berichtet Karl Theodor Zamehl[14]) in seinen Zeitregistern als zeitgenössischer Chronist:

„Es hatte alhier Josua Ketler, des Seligen Josuae Ketlers, unsers gewesenen ältesten Buchbinders ex secunda Uxore ältester Sohn, bey dem Johann Schwechausen, Buchbinder, für einen Gesellen etliche Wochen, in welcher Zeit dem Schwechausen offt Geld wegkam, wuste aber nicht, wem er solches solte zurechnen, gearbeitet; betraff doch endlich diesen Ketler auff frischer That und gab ihm einen guten Verweis. Was geschicht! Ketler lieff darauff nach der lamen Hand, mittete ein Pferd und begab sich nebenst einem Jungen nach Marienburg. Sein Meister, solches erfahrend, fuhr ihm nach und brachte ihn wiederum in sein Haus.

Als die Frau nach ihrer Gewonheit Bier für ihren Mann und den Ketler, doch jeden besonders, zapffte, und die Kannen im Hause ein wenig stehen lies, warff Ketler,

Den 5. Oct., gegen 12 Uhr Mittages, Arsenicum in des Meisters Kanne.

Als nun Schwechausen wolte trincken, sagte er: Frau, was habt ihr mir für Bier gebracht, das ist nicht von dem, wovon wir bishero getruncken?

Ist doch kein anders, sagte die Frau, verhanden, dann sie wuste nicht von dieser Büberey.

Bald darauff tranck auch Frau Catharina Schultzin, des Seligen Herrn Christiani Heideri, gewesenen Evangelischen Predigers zu Fischau, in dem Kleinen Marienburgischen Werder, nachgelassene Witwe, welche ohngefehr zu ihm gekommen, und mit ihm gespeiset.

Diesen ward alsofort übel, wusten nicht, was sie machen solten; es eilete aber die Wirthin zu ihrem Nachbar, Michaele Wulff, Seniore Pharmacopoeorum und bate ihn, zu ihnen zu kommen.

Wulff befand das Bier gantz dick, grün und auf den Boden Arsenicum. Er gab ihnen geschmoltzene Butter ein, welche alsobald die Gifft, per Os et Alvum, austrieb.

Auf solches gab Schwechausen dem Ketler seinen Urlaub, meldende: er solte hinfort nicht mehr seine Schwelle betreten.

---

[14]) Stadtarchiv Elbing: Rep. H, Nr. 16, Fasz. 2.
Auf diesem Bericht Zamehls beruht die Erzählung bei Fuchs (a. a. O.); er führt als Quelle dafür außerdem allerdings Rupson an, aber in Rupsons Originalmanuskript der zweiten Fassung seiner Chronik findet sich nichts darüber, und in den Abschriften der ersten Fassung, die von seinen Fortsetzern angefertigt sind, steht nur eine dürftige Notiz, die auf Zamehls Bericht zurückgeht.

Ketler begab sich darauff noch an demselben Tage, Gegen Abend, nach Dantzig, zu einem Bönhasen, einem Buchbinder, auff der Schwartzen Mönchen Kirchhoff wohnend, Andreas N., erbrach ihm nach etlichen Tagen das Schaff auf, entwand ihm 3 Rthlr. und reisete damit über See nach Stockholm."

Nach der am 4. August 1680 beendigten Lehrzeit bei Meister Schönwaldt hat der 21jährige Johann Josua also bei dem nach dem Tode seines Vaters ältesten Meister Schwechhausen als Geselle gearbeitet. Dort hat er sich nun anscheinend sehr schlimm entpuppt. Immerhin muß er ein tüchtiger Buchbinder gewesen sein, sonst würde der Meister ihn wohl nicht von Marienburg zurückgeholt haben. Oder sollte Schwechhausen ein Meister gewesen sein, bei dem niemand bleiben mochte, der also verlegen war, überhaupt nur einen Gesellen zu haben? Bei der Lossprechung Kettlers sind 4 Gesellen vorhanden. Nach Zamehls Erzählung stellt die Meisterin „für ihren Mann und den Kettler" Bier hin; das macht den Eindruck, als ob er allein bei Schwechhausen gearbeitet hätte. Weiter führt die Lehrlingsrolle von 1674 bis 1692[15]) an Lehrlingen auf bei Schönwald 3, bei Grüttner 2, bei Schwechhausen 1. Es könnte also sein, daß er als Lehrmeister nicht beliebt gewesen wäre und auch seinem Gesellen Kettler das Leben recht sauer gemacht hätte. Kettlers neuer Griff in die Kasse in Danzig mag ein Verzweiflungsschritt gewesen sein, um schnell fortzukommen.

Als Quelle seiner Erzählung von den weiteren Schicksalen Johann Josuas nennt Fuchs den Abschnitt über ihn in Seylers Elbinga Litterata[16]). Seylers Angaben sind später noch heranzuziehen. Eine klare Vorstellung vom Leben und Wirken Johann Josua Kettlers nach seiner Jugend in der Heimat ist erst durch die Untersuchungen Vogels[17]) geschaffen worden.

Nach Vogels Ermittlungen ist Joan Josua Ketelaar, wie er sich nun nannte[18]), im Dienst der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie im Mai 1682 an Bord des Schiffes „'t Wapen van Alkmaar", das der Amsterdamer Kammer gehörte[19]), von Texel aus als gemeiner Soldat nach

---

[15]) Bei der nächsten Eintragung von 1694 treten als Meister auf: Samuel Schönwaldt, Nicolauß Grittner und Israel Lau; Schwechhausen muß also zwischen dem Juni 1692 und 1694 gestorben sein.

[16]) a. a. O.

[17]) Von den in Anm. 1 aufgeführten vier Untersuchungen Vogels bringen die beiden letzteren am meisten über Kettlers gesamte Laufbahn im Dienst der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, während die beiden ersteren die Gesandtschaftsreise an den Hof des Großmoguls behandeln.

[18]) Die Namensform „Ketelaar" findet sich auch im Taufbuch der Ref. Burgkirche zu Königsberg; am 27. Oktober 1709 lassen da Johann und Anna Maria Ketelaar ihre Tochter Katharina Elisabeth taufen.

[19]) Die Generalstaaten hatten im Jahre 1602 durch einen Freibrief die Reedereien nach Ostindien zu einer privilegierten, in ihrem Arbeitsgebiet mit Hoheitsrechten ausgestatteten Monopolhandelsgesellschaft zusammengeschlossen, die im Mutterland in sechs Kammern bestand, von denen die zu Amsterdam die größte war. G. C. Klerk De Reus: Geschichtlicher Ueberblick der administrativen, rechtlichen und finanziellen Entwicklung der Niederländisch-Ostindischen Compagnie. Batavia 1894, S. 5 ff.

Batavia abgesegelt. Von dort wurde er 1683 als Schreiber (pennist) nach Surat geschickt. Er hat also seine Laufbahn nicht als Soldat, sondern im kaufmännischen Dienst der Kompagnie gemacht. Im Jahre 1687 wurde er Assistent (Assistant) mit 20, 1696 Buchhalter (boekhouder) mit 30 Gulden Monatsgehalt. In dieser Stellung war er zuerst in der Niederlassung zu Surat, dann als stellvertretender Leiter (sekunde) der Faktorei Ahmadabad und zuletzt als Leiter der Faktorei zu Agra beschäftigt. Unterkaufmann (onderkoopmann) mit 40 Gulden Gehalt wurde er 1701, Kaufmann mit 65 Gulden Gehalt durch Beschluß des Generalgouverneurs, des Leiters der Kompagnie zu Batavia, vom 15. Dezember 1706. Als Kaufmann war er bereits einem Schiffskapitän übergeordnet[20]). Zwischen 1705 und 1708 wurde er zweimal zum Kaffeehandel nach Mokka geschickt. Dabei hatte er unter anderem einen Kampf mit einem französischen Piraten. Noch ehe er von der zweiten Reise nach Mokka zurück war, beförderte ihn der Generalgouverneur am 7. September 1708 zum Oberkaufmann in Surat mit 75 Gulden Monatsgehalt „in Anbetracht seiner Erfahrung und Befähigung auf dem Gebiet der Sprache und Gebräuche der Mohren“[21]).

Wenn diese Anerkennung nicht wider Vermuten eine formelhafte Wendung darstellt, so darf sie wohl als verdienter Lohn für ganz besondere Bemühungen Kettlers aufgefaßt werden. Der Elbinger Abenteurer hatte inzwischen nebenbei die erste Grammatik des Hindustanischen geschrieben und damit den Kaufleuten der Kompagnie den Zugang zu einem ihrer Arbeitsgebiete bedeutend erleichtert. Das holländische Werk ist nie gedruckt worden; eine lateinische Uebersetzung hat David Millius, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Utrecht, in seinem 1743 zu Leiden erschienenen Werke Miscellanea Orientalia[22]) gegeben. Im Reichsarchiv im Haag ist eine Abschrift des Originals erhalten: „Instructie off onderwijsinge der Hindoustanse, en Persiaanse Talen, nevens hare declinatie en conjugatie, als mede vergeleykinge der hindoustanse med de hollandse maat en gewighten mitsgaders beduydingh eenieger moorse namen etc. door Joan Josua Ketelaar, Elbingensem en gecopieert door Isaacq van der Hoeve, van Uytreght. Tot Leckenauw A° 1698.“ Vogel hat aus einem Schreiben vom 14. Mai 1700 festgestellt, daß Kettler und sein Assistent Isaac van der Hoeve bereits früher beträchtliche Zeit in dem Gebiet von Agra beschäftigt gewesen sind, und daraus geschlossen, daß Kettler das Hindustanische nicht nur in der Landschaft Gudscharat, sondern auch in der in Agra und Lucknow gesprochenen, viel reineren Form kennen gelernt hat. Kettler konnte hindustanisch weder lesen noch schreiben, mußte die Sprache also nach dem Gehör auf-

---

[20]) Klerk De Reus, a. a. O., S. 121.

[21]) Vogel zitiert nur in englischer Uebersetzung: „on accaunt of his experience and capacity in the Moorich language and customs“.

[22]) David Millius: Dissertationes selectae ... auctae. Lugduni Batavorum, 1743, p. 435—601. Vgl. dazu die Praefatio.

Dieses Werk ist Seyler, wie eine handschriftliche Anmerkung in seinem Handexemplar der Elbinga Litterata (Stadtbibliothek Elbing: Ef 42) zeigt, nachträglich noch bekannt geworden.

Tafel XXXVII.

zeichnen und kam in Schwierigkeiten mit der Wiedergabe von Lauten, die es im Holländischen nicht gibt. Vogel schlägt den Wert der Arbeit Kettlers höher an als vor ihm Chatterji[23]) und nennt sie als ersten Versuch „a creditable production". Der englische Indologe Grierson[24]) hat Kettlers Grammatik nur in der Uebersetzung von Millius gekannt und ihre Entstehungszeit zu spät, nämlich um 1715, angesetzt. — Kettler hat also mit seiner Arbeit nicht nur einen Sprachführer für die Beamten der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie, sondern zugleich den ersten Beitrag zur Indologie geliefert.

Mit der Beförderung zum Oberkaufmann mit 75 Gulden Monatsgehalt im Jahre 1708, d. h. im Alter von 48 Jahren, hatte Kettler die letzte Sprosse auf der Rangleiter unter den eigentlich höheren Aemtern der Kompagnie erreicht. In diesen Kreis gelangte er durch seine am 1. August 1711 vom Generalgouverneur erlassene Beförderung zum Direktor von Surat, d. h. den Handelsniederlassungen in Gudscharat und Hindustan; damit zugleich wurde er als Gesandter zum Großmogul entsandt. Wo die Kompagnie eine richtige Kolonialherrschaft wie im Sunda-Archipel errichtete, z. B. am Kap der Guten Hoffnung, führten die leitenden, der „Hohen Regierung" — d. h. dem Generalgouverneur und dem Rat von Indien — zu Batavia unterstellten Beamten die Amtsbezeichnung „Gouverneur"; in den Gegenden aber, wo es bei Handelsniederlassungen blieb, wurde der Leiter dieser Niederlassungen als „Direktor" bezeichnet, so der Direktor zu Surat[25]). Die Gouverneure bezogen ein Monatsgehalt von 200 Gulden, die Direktoren, so auch der zu Surat, ein solches von 180 Gulden, während der Generalgouverneur 1200, der Generaldirektor 500, die ordentlichen Räte der Hohen Regierung 350, die außerordentlichen 200 Gulden, alle andern Beamten der Kompagnie aber erheblich weniger als die Gouverneure und Direktoren erhielten[26]). Im allgemeinen waren die Gehälter so gering, daß die Beamten u. a. zu dem verbotenen Handel auf eigene Rechnung, den auch leitende Beamte trieben, geradezu gezwungen waren[27]). Gleich bei seinem Eintritt unter die Würdenträger der Kompagnie wurde Kettler, nunmehr 51 Jahre alt, mit Aufgaben der großen Politik der Hohen Regierung betraut. Da die Kompagnie in Vorderindien im wesentlichen Kaufmann und nicht Herrscher war, wenn sie auch an der Koromandelküste einen Gouverneur hatte, war sie zur Förderung ihres Handels auf politische Verhandlungen mit

[23]) Dr. Suniti Kumar Chatterji, Dvivedi Abhinandan Granth, Benares 1933, pp. 194—203. Ich habe diese Arbeit nicht eingesehen und zitiere sie nur nach Vogel.

[24]) Sir George A. Grierson, Linguistic Survey of India, vol. IX. Calcutta 1916, part i, pp. 6—8. Mir liegen von dieser Arbeit nur die genannten 3 Seiten in Photokopien vor.

[25]) Klerk De Reus, a. a. O., S. 124 ff., und XXVIII.

[26]) Ebda., S. 234 ff. (nach den Musterungsrollen im Reichsarchiv im Haag von 1720 und 1776).

[27]) Ebda., S. 94 ff., 120, 126. Oskar Nachod: Die Beziehungen der Niederländischen Ostindischen Kompagnie zu Japan im siebzehnten Jahrhundert. Rostocker Dissertation, Berlin, 1897, S. 399 ff.

dem Großmogul angewiesen. So war im Jahre 1710 beschlossen worden, Cornelys Besuyen, den Direktor zu Surat, als Gesandten an den Hof des Großmoguls zu schicken; Kettler sollte ihn als Stellvertreter begleiten. Besuyen starb aber, ehe er die Gesandtschaftsreise antreten konnte, und Kettler wurde sein Nachfolger. Er war bereits unterwegs, als seine endgültige Ernennung in Batavia vollzogen wurde. Eine Abschrift des von dem Hauptschreiber der Gesandtschaft, Ernst Coenraad Graaf, geführten Reisetagebuchs ist im Reichsarchiv im Haag erhalten. Dieser Bericht stellt eine wichtige Quelle für die Geschichte der inneren Verhältnisse Indiens dar und schildert all den Pomp solch einer Gesandtschaft an einem großen orientalischen Hof in der damaligen Zeit[28]). Mitte Dezember 1711 erreichte die Gesandtschaft das Hoflager in Lahore. Als die Verhandlungen zu einem guten Erfolg geführt zu haben schienen, starb am 28. Februar 1712 Bahadur Schah. Die vier anwesenden Söhne stritten nun unter den Augen der Gesandtschaft um den Thron; der älteste, Jahandar Schah, setzte sich mit Hilfe des Großvezirs durch, zog nun aber nach der Hauptstadt Delhi, da sein Neffe Farrukhsiyar, der sich in Bengalen befand, ihn nicht anerkannte. Kettler folgte dem neuen Großmogul nach Delhi und erhielt hier am 30. August den gewünschten Ferman. Als Kettler am 17. Februar 1713 nach einer sehr schwierigen Rückreise wieder in Surat ankam, war Jahandar Schah bereits von Farrukhsiyar geschlagen und der mühevoll mit großen Kosten erreichte Ferman wertlos.

Der Mißerfolg wurde in Batavia Kettler zugeschoben. Daß man aber seinen bemerkenswerten Mut, seinen Takt und seine Geduld trotzdem zu schätzen wußte, zeigt sich darin, daß die Hohe Regierung ihm zwei Jahre später eine neue große Gesandtschaft an den Hof des Schahs von Persien übertrug. Bis 1715 war Kettler also noch Direktor in Surat, dann folgte ihm in diesem Amt Daniel Hurgronje. Die äußeren Umstände der Gesandtschaft nach Persien hat später ein deutscher Soldat der Gesandtschaftswache, Johann Gottlieb Worms aus Döbeln, in seinen Lebenserinnerungen geschildert, die Magister Crispinus Weise, Pfarrer zu Mochau, nach seiner Erzählung niedergeschrieben und mit Anmerkungen durchsetzt hat[29]).

Seyler zitiert diese Beschreibung, die zwar ohne Einblick ihres Verfassers in die politischen Aufgaben der Gesandtschaft weit hinter dem Reisetagebuch nach Lahore zurückbleibt, aber für Kettlers letzte Jahre eine wichtige Quelle ist, die auch Grierson und Vogel noch benutzt haben. Kettler ist danach im Juli 1716 mit 2 Schiffen von Batavia aus

---

[28]) Die englische Uebersetzung ist in Anm. 1 genannt; eine große Ausgabe des holländischen Originals von Vogel steht — wie bereits vermerkt — bevor.

[29]) Johann Gottlieb Worms, aus Döbeln, Ost-Indian- und Persianische Reisen, oder zehnjährige auf Groß Java, Bengala und im Gefolge Herrn Joann Josuä Kotelär, holländischen Abgesandtens an den Sophi in Persien, geleistete Kriegsdienste. Mit auserlesenen Anmerkungen erläutert und nebst andern besondern Nachrichten, auch doppelten Registern ans Licht gestellet durch M. Crispinum Weisen, Past. zu Mochaw. 2. Aufl., Frankfurt und Leipzig, 1745.

Die erste Auflage, 1737 in Dresden erschienen, war mir nicht zugänglich.

abgesegelt und kam acht Wochen später in Gamron (Bender Abbas) in Persien an. Im Persischen Golf litt man vorübergehend sehr an einem erstickenden Landwind, besonders der Gesandte, „so ein schwerer korpulenter Mann war“[30]). In Bender Abbas wartete Kettler noch 2 Schiffe mit Elefanten aus Ceylon ab, dann zog er in 8 Wochen über Schiras nach Isfahan zu Schah Hussein. Nach 6 Monaten trat Kettler die Rückreise an. Als er in Bender Abbas wieder ankam, wurden die Perser auf Ormus von den Arabern belagert. Der Führer des persischen Militärs bei Bender Abbas verlangte nun von dem Gesandten eins der großen holländischen Schiffe zur Hilfe gegen die Araber und schloß die Faktorei der Kompagnie mit mehreren hundert Soldaten ein, als ihm Kettler das Schiff nicht überließ. Damit war den Eingeschlossenen vor allem das frische Wasser abgeschnitten, das täglich auf Kamelen aus dem Gebirge geholt werden mußte. Den Gesandten befiel ein Fieber, an dem er nach 2 Tagen, am 12. Mai 1718, starb. Nach diesem Erfolg seines Gewaltaktes gegen den Gesandten zog der persische Befehlshaber seine Soldaten zurück. Auf dem holländischen Friedhof eine halbe Meile von der Stadt wurde Kettler beigesetzt. Sein Neffe Samuel Grüttner[31]), der ihn auf dieser Gesandtschaft begleitet hatte, ließ ihm für 600 Gulden ein mächtiges Grabdenkmal errichten, das Worms[32]) als eine 30 Ellen hohe Pyramide beschreibt, kostbarer als alle anderen Grabdenkmäler dort. Nach den Feststellungen und Erkundigungen von Vogel war dieses Grabmal im Jahre 1900 noch als Ruine erhalten, soll aber um 1908 zerstört worden sein, als in dieser Gegend neue Häuser gebaut wurden.

Die Beziehungen zur Heimat und Familie hatte Kettler also, wie die Begleitung des Neffen zeigt, nicht abgebrochen, oder wieder aufgenommen. Im Jahre 1716 traf in Elbing eine große Schenkung von ihm ein[33]). Eine gewisse Summe, deren Höhe bisher nicht ermittelt werden konnte, war für seine Geschwister bestimmt. Von diesen war die älteste Schwester Maria, die in erster Ehe mit dem Königsberger Seefahrer Johann Kaestler verheiratet gewesen war, inzwischen in ihrer zweiten Ehe mit dem Königsberger Zimmermeister George Schlick verstorben. In den Sitzungen vom 16. Dezember 1716 bis zum 10. Dezember 1717 hat sich nun der Elbinger Rat wiederholt mit den Erbansprüchen der Töchter Barbara und Regina Kaestler und des Witwers Schlick an den Anteil ihrer verstorbenen Mutter, bezw. Frau, an der Schenkung Johann Josuas für seine Geschwister befassen müssen, da Schlick nach einem Schreiben der Preußischen Regierung zu Königsberg mit seinen Stiefkindern Teilung halten sollte, zur Teilungsmasse dieser Erbschaft aber auch der Anteil seiner verstorbenen Gattin an der Schenkung ihres

---

30) Worms, a. a. O., S. 253.

31) Samuel Grüttner (1689—1748), der Sohn von Nicolaus Grüttner und Kettlers Schwester Barbara, hat bei seinem Vater das Buchbinderhandwerk erlernt und wurde am 7. März 1707 losgesprochen.

32) Worms, a. a. O., S. 304 f.

33) Das Folgende nach den Ratsrezessen, d. h. den Sitzungsprotokollen des Elbinger Rates, im Stadtarchiv Elbing.

Bruders gehöre, der übrigens in Königsberg fälschlich als „Ober-Auditeur bei der Ostindischen Kompagnie“ tituliert wurde. In Elbing wurden für die Schwestern Kaestler, von denen Barbara sich in Elbing bei ihrer seit 1709 verwitweten Tante Barbara Grüttner aufhielt, zunächst Vormünder bestellt, und der Elbinger Rat ließ die Regelung seinem Waisengericht nicht aus der Hand nehmen. Am 10. Dezember 1717 empfahl er, „Seiner Gestrengen dem Herrn Vice-Praesidi“ als Vorsitzenden des Waisengerichts auf einen Vergleich mit dem persönlich anwesenden Gergen Schlick einzugehen. Da die Akten des Waisengerichts hierfür nicht erhalten sind, bleibt die endgültige Teilung und die Höhe der ganzen Schenkung unbekannt. Es scheint sich aber gelohnt zu haben; denn in der Sitzung vom 6. März 1718 hatte sich der Elbinger Rat noch mit dem geknickten Herzen des Königsberger Buchbindergesellen Gabriel Moraht zu befassen, dem Barbara Kaestler die Ehe versprochen haben sollte. Gleichzeitig mit der Schenkung für seine Geschwister muß Johann Josua Kettler seiner Vaterstadt eine Stiftung gemacht haben. In der Ratssitzung vom 1. März 1717 trug der Ratsherr Rhode als Kirchenherr vor: „daß man ex donatione Kettleriana eine Orgel in der Kirchen zum heiligen Leichnamb zu verfertigen entschlossen“. Außerdem scheint im Elbinger Stadtarchiv nach eingehenden Ermittlungen über diese Stiftung nur eine Quelle erhalten zu sein. Ein Memorial der Hl.-Leichnam-Kirche vom Thomas Fuchs[34]), dem Kirchenvorsteher von 1738, dem die heute nicht mehr erhaltenen Jahresrechnungen der Kirchenkasse für die Zeit um 1718 nach seinen eigenen Angaben vorgelegen haben, besagt: „Anno Domini 1718. Eine neue Orgel verfertiget, kostet in allem laut Rechnung: Gulden 1562 Groschen 29. Nota bene: Das alte Positiv nach Pomehrendorf à 100 Gulden verkauft.“ Michael Gottlieb Fuchs[35]) gibt für seine Behauptung, Samuel Grüttner habe nach dem letzten Willen seines Oheims „Geschenke an alle evangelischen Kirchen in der Stadt und den Vorstädten“ mitgebracht und von dem Gelde, welches die Kirche zum Heiligen Leichnam erhalten habe, sei dort die Orgel erbaut worden, keine Quelle an. Er scheint sich da zu irren; die Orgel zu Hl. Leichnam ist aus einer Stiftung zu Lebzeiten gebaut worden, und ein noch größerer Umfang dieser doch recht ansehnlichen Schenkung ist nach dem Ratsrezeß vom 1. März 1717 nicht anzunehmen.

Dagegen hat Samuel Grüttner außer der Erbschaft für die Familie zwei andere Vermächtnisse seines Onkels in dessen Heimat zurückgebracht. In der Kirche zu Hl. Leichnam in Elbing hängt ein Porträt Johann Josua Kettlers, das hier nach einer Photographie abgebildet ist. Das Oelgemälde ist auf einer ovalen Kupferplatte gemalt, die 462 mm hoch, 392 mm breit und mit einer Stichhöhe von 9 mm nach außen gewölbt ist. Die Abbildung kann leider die eigentlich malerische Schönheit, die wirkungsvolle Farbenzusammenstellung, nicht wiedergeben. Ueber dem Gegensatz eines kräftig leuchtenden Karminrots des Rockes und einem

---

[34]) Stadtarchiv Elbing: Rep. 93, Nr. 2, Fasz. 1.
[35]) Fuchs, Beschreibung usw., S. 270.

reinen Weiß des Halstuches tritt das frische, leicht gebräunte Antlitz lebhaft hervor. Die Lippen und die Backen zwischen Nase und Mund sind leicht gerötet. Die Augen sind blau, die Augenbrauen dunkelblond. Dann verblassen die Farben über die hellblonde Perücke mit ihren fast weiß wirkenden Lichtern zum gelblichen, der Haarfarbe ähnlichen Hintergrund, der zum Rande hin einen dunkleren, bräunlichen Ton annimmt. Der vergoldete hölzerner Rahmen wird in Elbing hinzugefügt worden sein; das Porträt aber kann wohl nur Samuel Grüttner nach Elbing gebracht haben. Denkbar —, daß es erst auf der letzten Gesandtschaftsreise nach Persien entstanden ist; Worms erzählt, daß der Gesandte in Isfahan von allen dort befindlichen Nationen je einen Mann und eine Frau hohen und niederen Standes habe malen lassen, je eine Elle hoch[36]). Verschollen ist leider das andere Vermächtnis Kettlers. Seyler[37]) berichtet, daß Samuel Grüttner drei starke Bände besessen habe, in denen Kettler selbst in niederländischer Sprache sein Leben beschrieben habe. Seyler muß dieses Werk doch wohl gekannt haben, wenn er sagt, es sei in höchstem Maße wert, gedruckt zu werden.

Wenn die Gesandtschaft nach dem Tode des Gesandten auch bald von Bender Abbas nach Batavia zurückgekehrt zu sein scheint[38]), so konnte Grüttner doch frühestens mit der Retourflotte[39]), die im Herbst von Batavia abging und am Kap noch auf einige Schiffe wartete, die Anfang des neuen Jahres folgten, nach den Niederlanden zurücksegeln. Da die Reise, die stets um Schottland herumging, meistens 6 oder 7 Monate dauerte, kann Grüttner kaum vor Ende August oder Anfang September in Elbing wieder eingetroffen sein. Am 17. September 1719 ist hier in St. Marien von dem Prediger Martin Reschke eine Abkündigung für Johann Josua Kettler gehalten worden, deren Text in der Stadtbibliothek erhalten ist[40]). Ihr geringer biographischer Inhalt geht ebenso wie die Angaben Seylers zweifellos auf den Neffen Samuel Grüttner zurück.

---

[36]) Worms, a. a. O., S. 289.
[37]) A. a. O., S. 91.
[38]) Worms, a. a. O., S. 305 ff.
[39]) Klerk de Reus, a. a. O., S. 121.
[40]) Stadtbibliothek Elbing, Handschrift F 31.

Kleine Beiträge

Elbinger Siegel.

Von Hermann Kownatzki.

In der Einleitung der Untersuchung über „Siegel, Wappen und Fahnen von Elbing“ in Heft 9 des Elbinger Jahrbuchs ist ausdrücklich darauf hingewiesen worden, daß bei dem dort versuchten Grundriß einer Elbinger Sphragistik auf Grund der im Stadtarchiv Elbing und im Staatsarchiv der Freien Stadt Danzig erhaltenen Elbinger Stadtsiegel mit Nachträgen gerechnet werden müsse. Gelegentlich eines mehrtägigen Aufenthalts im Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Lübeck im Frühherbst 1934 konnte ich meine früheren Feststellungen an mehreren Punkten ergänzen.

Bisher waren von Elbing drei Schiffssiegel bekannt, nämlich das zuerst von 1242 erhaltene SIGILLVM BVRGENSIVM, im Heft 9 als Nr. 1 bezeichnet, das dort als Nr. 3 aufgeführte, von 1367 ab nachgewiesene SIGILLVM CIVITATIS und das unter Nr. 4 behandelte secretum civitatis von 1424. In Lübeck fanden sich nun zwei Abdrücke eines bisher ganz unbeachteten, vierten Elbinger Schiffssiegels, das sich als zweitältestes ausweist. Als Verschlußsiegel findet es sich an einem undatierten, nach dem Lübischen Urkundenbuch in die Zeit zwischen 1350 und 1370 zu setzenden Unterstützungsgesuch gegen Stralsund[1]). Das Siegel ist, wie die Abbildung zeigt, noch ziemlich gut erhalten, aber sehr im Absplittern begriffen. Sein Durchmesser beträgt 83 mm, der von Nr. 1 82 und der von Nr. 3 84 mm. Siegelbild und Legende sind deutlich eine Zwischenstufe zwischen dem Schiffssiegel von 1242 und dem aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. An dem Koggen sind Bug und Heck steiler aufgerichtet als bei Nr. 1, haben aber noch keine Kastelle wie bei Nr. 3. Dementsprechend ist wie bei Nr. 1 nur ein Mann am Ruder dargestellt, aber seine Größe schon mehr der des Schiffes angepaßt. Die Takelung ist die einfachere von Nr. 1. Der Mast stößt ebenfalls schon wie bei Nr. 3 in die Legende hinein, hat aber noch den Flüger in der Form von Nr. 1. Wehte dieser in Nr. 1 nach hinten, so daß demnach der Kogge gegen den Wind segeln müßte, so zeigt der Flüger nun Rückenwind an. Außerdem ist farbige Querstreifung — vielleicht als rot-weiß-rot zu deuten — durch Schraffierung angedeutet; das Kreuz steht aber noch daneben im freien Feld. Die Legende stimmt mit der von Nr. 1 selbst in den allein vor und hinter IN gesetzten Punkten überein:

---

[1]) St.-A. Lübeck, Trese, Preußen 50. Lüb. Urkb. III, Nr. 764, S. 831/2. Hier ist irrtümlich angegeben: „mit aufgedrücktem Secret“.

/SIG/ILLVM BVRG(ENSI)VM. (I)N. ELVIGGE

Das Kreuz zu Beginn der Legende ist aber wie bei Nr. 3 durch den in die Legende hineinragenden Mast fortgefallen bzw. auf dessen Spitze gesetzt. Entsprechend dem steileren Bug schneidet das Bugspriet die Legende höher als bei Nr. 1 und 3. Bildmäßig und in der Legende selbst steht also das neu vorgelegte Schiffssiegel noch Nr. 1 näher, im technischen Können des Siegelschneiders aber nähert es sich Nr. 3, dessen kunstvollen, tiefen Schnitt es allerdings noch lange nicht erreicht. Noch einmal findet sich dasselbe Siegel, wieder als Verschlußsiegel, an einer ebenfalls undatierten, nach dem Lübischen Urkundenbuch auch in die Zeit zwischen 1350 und 1370 zu setzenden Appellation nach Lübeck[2]). Es handelt sich aber hier nur noch um Siegelreste, die ohne den besser erhaltenen Abdruck nicht mehr zu bestimmen wären.

Von dem ältesten Sekret, Nr. 2, das in Heft 9 nur nach schlecht erhaltenen Abdrücken wiedergegeben werden konnte, fand sich ein gut, im Siegelbild sogar tadellos erhaltenes Hängesiegel an einer Urkunde des Rates von Elbing vom 31. Dezember 1357, in dem er dem Rat von Lübeck auf die Bitte des Deutschordensritters Johannes Pherdisdorp erklärt, daß wegen der von Johannes de Moln hinterlassenen und unter Bürgschaft des Bürgermeisters Hermann von Wickede dem Thidemann de Allen überlieferten Güter keine weitere Mahnung erfolgen werde[3]). Ferner fand sich dieses Sekret als Verschlußsiegel 1359, 1366, 1370, 1376[4]) und auf den Elbinger Pfundzollquittungen, von denen in Lübeck 73 aus der Zeit von 1368—70 erhalten sind[5]). Damit ist dieses Sekret bis 1357 zurück nachzuweisen.

Das nunmehr dritte Schiffssiegel, Nr. 3, fand sich, stark beschädigt, als Verschlußsiegel an einer Ehelichkeitserklärung von 1372[6]). Damit wird es zwar nur von neuem innerhalb der bereits bekannten Grenzen seines Vorkommens, aber nun auch als Verschlußsiegel nachgewiesen.

---

[2]) St.-A. Lübeck, Trese, Preußen 55. Lüb. Urkb. III, Nr. 765, S. 832—34.

[3]) Ebda, Trese, Preußen 13.

[4]) Ebda, 14, 18, 25, 37. Herr Staatsarchivrat Dr. Forstreuter machte mich auf diese und das in Anm. 6 zitierte Siegelvorkommen freundlicherweise schon kurz nach Erscheinen meiner früheren Arbeit aufmerksam.

[5]) Ebda, Pfundzollquittungen, Tafel 343—62.

[6]) Ebda, Trese, Preußen Nr. 31.

Der Elbinger Dukaten Heinrichs von Plauen.

Von Emil Waschinski-Kiel.

Das Städtische Museum in Elbing besitzt in seiner Münzensammlung einen Dukaten Heinrichs von Plauen, der in mehrfacher Hinsicht von hervorragender Bedeutung und sicherlich das kostbarste Stück der ganzen Sammlung ist.

Aus der Ordenszeit sind uns bis heute nur fünf Goldmünzen, drei Heinrichs von Plauen und zwei Albrechts von Brandenburg, erhalten. Die beiden Goldgulden Albrechts sind bis auf geringe Abweichungen in der Umschrift der Hauptseite gleich. Dasselbe gilt von zwei Dukaten Heinrichs. Sie zeigen auf der einen Seite den stehenden Hochmeister in ganzer Gestalt, bekleidet mit dem Ordensmantel, wie er sich mit der Rechten auf ein großes Schwert und mit der Linken auf den großen Ordensschild stützt. Zwischen seinen Füßen liegt ein kleiner Schild mit dem aufrecht nach links schreitenden Löwen, seinem Familienwappen. Die Umschrift lautet mit Auflösung der Abkürzungen: Magister Hinricus de Plauen. Auf der anderen Seite dieser beiden Dukaten sehen wir die stehende Madonna, die Patronin des Ordens, mit dem Jesuskinde im faltenreichen, über die Füße wallenden Gewande und lesen die hier gleichfalls in Auflösung wiedergegebene Umschrift: Moneta Dominorum Pruciae. Beachtenswert ist an der Hauptseite zunächst die Bezeichnung Heinrichs als Magister, also als Hochmeister, sodann der kleine Wappenschild. Es unterliegt hiernach nicht dem geringsten Zweifel, daß diese Münzen Heinrichs in der Zeit, wo er bereits Hochmeister geworden war, d. h. nach dem 9. November 1410, geschlagen sind. Die Goldprägung wurde nach dem Thorner Friedensschluß (1. Februar 1411) in der Hauptsache wahrscheinlich zur Bezahlung der Söldner bis um Pfingsten dieses Jahres fortgesetzt. Ueber diese Zeit hinaus Goldgeld in größerer Menge herstellen zu lassen, war bei der wirtschaftlichen Not des Landes und den erschütterten Finanzen des Ordens ausgeschlossen. Einer von diesen beiden Dukaten Heinrichs liegt heute im Staatlichen Münzkabinett in Dresden, der andere in der Bundessammlung von Medaillen, Münzen und Geldzeichen in Wien. Nach einer in Wien vorgenommenen Strichprobe haben sie einen Gehalt von rund 980/1000 Fein, entsprechen in ihrer Güte also den Ungarischen.

War man sich über diese beiden so seltenen und wertvollen Münzen im klaren, so lag doch über dem Elbinger Dukaten noch mancherlei Dunkel. Von seiner Existenz wußte man freilich schon seit langem. Er wurde wenige Jahre vor 1723 von dem Advokaten der Obergerichte Gottlieb Olearius, Professor iuris, in einem in Danzig gehobenen Münz-

funde entdeckt und einem Sammler überlassen. Im Jahre 1723 wurde er dann in dem in Königsberg erschienenen Werk: „Erleutertes Preußen“ Band I S. 10 in einem Aufsatz: „Nachricht von der güldenen Müntze so zu des Ordens Zeiten in Preußen geschlagen worden“ mit Angabe des Feingehaltes, der dem eines Ungarischen Dukaten entsprach, beschrieben und abgebildet. In der Zeit der Freiheitskriege[1]) wurde er mit einer ganzen Münzensammlung in einem Keller des Elbinger Klosterhofs vergraben und erst wieder vor einigen Jahren mit dem Schatz ans Tageslicht gezogen.

Wie die Leitung der Elbinger Altertumsgesellschaft aus Nachforschungen[1a]) im Städtischen Archiv festgestellt hat, handelt es sich bei dem Funde ohne Zweifel um die Sammlung Johann Jacob Convents. Dieser entstammte einem Elbinger Patriziergeschlechte und war am 25. Mai 1779 geboren. Später hat er sich in seiner Vaterstadt als großer Alterstumsfreund und Sammler hervorgetan. Wie sich aus seinem schriftlichen Nachlaß ergibt, hat er diesen so kostbaren Dukaten auf der Auktion des Münzkabinetts „des Schöppen, Herrn Lengnich in Danzig“ für 10 Holländische Dukaten, also für etwa 90—100 M., erstanden. Weiter bemerkt er, „es ist derselbe, welcher im „Erleuterten Preußen“ beschrieben ist“. Aus dem sich in seinem Nachlaß befindenden Buche hat er die Abbildung der Goldmünze zu irgendeinem Zwecke herausgeschnitten. Leider ist der große Raritätenfreund, der Elbing verschiedene Stiftungen hinterlassen hat, bereits im Alter von noch nicht 34 Jahren am 29. Januar 1813 an Brustwassersucht verstorben. Vor seinem Tode hat er seine Münzensammlung wegen der unsicheren Zeitverhältnisse Ende 1812 an verschiedenen Stellen vergraben[1b]).

Daß es sich bei der lange verschollenen Münze um ein Unikum handelt, war nicht unbekannt. In der Tat weicht sie auch von den beiden andern Dukaten Heinrichs von Plauen in den meisten Punkten erheblich ab, so daß sie als eine ganz besondere Art bezeichnet werden muß. Wir sehen auf der Hauptseite nicht das Bild des Meisters, sondern nur wie auf den Schillingen des Ordens den Hochmeisterschild mit der Umschrift: Moneta Dominorum Prussi(ae). Das Bild der Rückseite stellt die gekrönte Madonna in halber Figur mit dem Jesuskinde auf dem rechten Arm dar, wie sie dem Kinde einen größeren Apfel hinhält. Dieses selbst hält in der Rechten einen kleineren Apfel und greift mit der Linken nach dem größeren. In der Umschrift befindet sich nach den Worten Maria Mater das gleiche Schildchen mit dem aufrecht nach links schreitenden Löwen wie auf den beiden Dukaten Heinrichs. Dahinter folgen die Worte Domini

---

1) Die jüngste Münze des Fundes stammt aus dem Jahre 1812.

1a) Sie sind von Herrn Konrektor i. R. Paul Pahnke angestellt.

1b) Nach Dorr, R., Die Elbinger Alterthumsgesellschaft 1873—1898 S. 41. Elbing 1898, soll er sie nach einem „Schriftstück, das der verstorbene Kaufmann H. Wiedwald besaß“, „an verschiedenen Stellen der Kirchhofsmauer zu verschiedenen Malen vergraben haben“.

Christi. Durch das Wappenschildchen wird die Münze unzweifelhaft als ein Gepräge Heinrichs von Plauen gekennzeichnet.

Die große Frage war bisher nur die, in welche Zeit dieser Dukaten zu verlegen ist. Aus Voßberg[2]) wußten wir bis jetzt, daß die älteste urkundliche Nachricht über „Preußische Gulden“ aus dem Jahre 1414 stammt. Dieses Datum bringt uns nicht die Lösung des Problems, da Heinrich bereits im Oktober 1413 seines Amtes entsetzt wurde. Wenn überhaupt, dann konnte in erster Linie hierüber nur eine systematische Durchforschung der in Frage kommenden Folianten des Königsberger Staatsarchivs den gewünschten Aufschluß geben. Zufällig brachte sie die lange gesuchte Klärung.

Für unsere Frage wurde von größter Bedeutung das heute noch erhaltene Soldbuch[3]), in das wahrscheinlich von einzelnen Zetteln und nicht vollständig die in den Monaten nach der Schlacht bei Tannenberg bis Pfingsten 1411[4]) an die Söldner geleisteten Beträge später eingetragen sind. Wir ersehen daraus, welche Summen und bisweilen auch welche Münzsorten gezahlt wurden. Da ist es nun sehr beachtenswert, daß unter den Geldern ein Posten von höchster münzgeschichtlicher Bedeutung verzeichnet ist.

Ueber diese Eintragung selbst sei bemerkt, daß sie auf Seite 37 des Soldbuches oben beginnt und nach zwölf Zeilen durch einen Strich von der folgenden abgetrennt ist. Wir lesen als Ueberschrift dieses kurzen Abschnitts: „Desen nochgeschreben synt off 1 mond entricht als sie hen ab ryten wolden, als vor 1 woche das sy vordynet hatten an der mittwochen vor hedwig und uff 3 wochen vor czerunge sy bleben dor noch hy.“ Dann folgt unter andern Soldposten die für uns bedeutungsvollste Angabe: „Czegenberg sustulit 19 mark an nobelen und preusche golden off 4 spyse.“ Diese Stelle besagt, daß der Söldnerführer Czegenberg (Ziegenberg) und seine Leute, die fortreiten wollten, weil sie kein Geld erhalten hatten, am Mittwoch vor dem Hedwigstage für vier Wochen Lohn erhielten und sich dann entschlossen, dort zu bleiben. Als Hedwigstag[5]) kommt entweder der 25. August oder der 15. Oktober in Frage. In jedem Falle handelt es sich um eine Zeit, wo der Orden nach der Schlacht bei Tannenberg mit Polen noch nicht Frieden geschlossen hatte und wo ihm sehr viel daran lag, die Söldner zusammen zu halten und nicht fortreiten zu lassen, also um den Spätsommer oder Herbst 1410. Auch das zweite Datum, der 15. Oktober, liegt ferner noch vor dem 9. November 1410, dem Tage, an dem der bisherige Statthalter Heinrich von Plauen zum Hochmeister des Ordens gewählt wurde. Da nach der Eintragung der Sold von 19 Mark nicht bloß in englischen Nobeln, die übrigens neben Schildgulden bei den

---

[2]) Geschichte der Preuß. Münzen und Siegel, S. 142 f. Berlin 1842.

[3]) Kbg. Staatsarch. O F 258.

[4]) Ebenda O F 258, S. 32.

[5]) Grotefend, Zeitrechnungen des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Bd. I 81.

Soldzahlungen sehr häufig genannt werden[6]), sondern auch in der Form Preußischer Gulden gezahlt wurde, ist dieses bis jetzt das älteste festgestellte Datum, an dem Goldmünzen des Ordens urkundlich nachgewiesen werden können. Wir wissen nicht, wieviele Preußische Gulden damals gezahlt wurden und hören auch nicht, von wem sie geschlagen waren. Soviel steht aber fest, falls sie nicht, wenn auch nur zum Teil, von einem früheren Hochmeister herstammten, dann können sie von Heinrich von Plauen nur in der Zeit geschlagen sein, wo er Statthalter, noch nicht Hochmeister des Ordens war. In diese Zeit gehört der Elbinger Dukaten. Auf ihm erscheint noch nicht Heinrichs Figur und Name. Es fehlt vor allem die so eindeutige Bezeichnung als Magister, weil er es in dieser Zeit nicht war. Nur sein Wappenschildchen gibt ihn unzweifelhaft als Prägeherrn an.

Als wertvollstes wissenschaftliches Ergebnis unserer Untersuchung entnehmen wir, daß der Orden auch in der Zeit der höchsten Not nach der Niederlage bei Tannenberg und nach der glücklich überstandenen Belagerung der Marienburg seine Soldknechte nicht bloß mit fremdem Gold bezahlte, sondern auch aus dem von Kirchen und Privatleuten gelieferten Metall eigene Dukaten von dem hohen Feingehalt der Ungarischen geschlagen hat. In kulturgeschichtlicher Hinsicht ist der Elbinger Dukaten noch insofern von besonderer Bedeutung, als er die erste Ordensmünze ist, auf der wir eine Darstellung der Madonna sehen. Daß ihr Bild gerade jetzt für die eine Seite der Münze gewählt wurde, erklärt sich leicht aus der Not, in der des Ordens Blicke um Hilfe flehend auf sie gerichtet waren.

Ueberblickt man die in öffentlichen und größeren privaten Sammlungen erhaltenen Ordensmünzen, insbesondere die außergewöhnlichen, seltenen Gepräge, so muß der Elbinger Dukat, die älteste und einzige Goldmünze ihrer Art, als wertvollstes aller bis heute erhaltenen Münzdenkmäler des Ordensstaates bezeichnet werden.

---

[6]) Kbg. Statsarch. O F 258 S. 37, 71, 81, 82, 87; 67, 71, 73, 75, 79, 83, 86 usw. Hannover 1891.

Der alte Taufstein aus der Annenkirche.

Von Bernhard Schmid=Marienburg.

Das Städtische Museum verwahrt einen alten Taufstein, Taf. XXXIX, den Robert Dorr in seinem Führer durch die Sammlungen des städtischen Museums 1903 nur kurz, ohne Herkunftsangabe, beschreibt. Nach der Angabe Dorrs im Zugangskatalog des städtischen Museums (Kat.=Nr. 1285) hat er zuletzt der St. Annenkirche gehört. Da diese aber erst nach 1505, kurz vor der Reformation, erbaut wurde, so kann der aus erheblich früherer Zeit stammende Stein dort ursprünglich nicht gewesen sein. Elbing hatte nur zwei Pfarrkirchen. Die Neustadt Elbing ist etwa 1340 gegründet, also auch jünger als dieser Taufstein. Die Pfarrkirche der Altstadt, St. Nikolai, hat jetzt die schöne Bronzetaufe des Meisters Bernhuser von 1387, hatte aber zweifellos schon vorher einen würdigen Taufstein; vielleicht war es der jetzt in Rede stehende. Er wäre dann 1387 in St. Nikolai außer Gebrauch gesetzt, von dort könnte er in die Jakobskirche, die Filiale der Pfarrkirche, gelangt sein. Im Jahre 1601 wurde St. Jakob abgebrochen. 1610 wurde die Bergkirche, wie man St. Annen auch nannte, neu erbaut. Das messingne Taufbecken trägt die Jahreszahl 1621, es ist genau für das steinerne Becken gearbeitet, und Fuchs erwähnt auch Bd. III S. 78 das messingne Becken in St. Annen mit dem Einweihungsjahr der Kirche von 1621. Damals ist wohl auch der schmucklose Baluster=Fuß aus Sand=stein angefertigt, auf dem jetzt das Steinbecken steht. Das eigentliche Becken ist achtseitig, etwas nach unten verjüngt und aus Gotländer Kalk=stein gearbeitet. Die acht Flächen sind mit flachen Reliefbildern von Tieren geschmückt; man kann unterscheiden: einen doppelköpfigen Adler, ein Einhorn, ein vierfüßiges Tier mit Federschweif, das zugleich auf einem Horn bläst und endlich fünf vierfüßige Tiere mit Krallen; die Schweife und Zungen endigen in Laubwerk (Abb. 1—4 und Taf. XL). Es ist schwer, den Sinn dieser acht Figuren zu deuten; sie tragen herbe, altertümliche Stilauffassung in sicherer Zeichnung, die künstlerisches Können verrät. Religiöse Sinnbilder, wie etwa die Tugenden oder die Gaben des Geistes können sie unmöglich darstellen; nur das Einhorn und der Adler haben Bedeutung als kirchliches Symbol, und vielleicht auch die Tiere, die man als Löwen deuten könnte, aber es fehlt der Zusammenhang mit dem Taufvorgang. Ueberreste germanischer Mythologie lassen sich ebenfalls nicht erkennen[1]). Möglich wäre vielleicht die Deutung der Tierbilder als Formen des Teufels, dem ja im Taufgelübde abgeschworen wird; die Tiere als Sinnbilder böser Triebe, die durch den Glauben unterdrückt werden sollen. So mag hier noch ein ungelöstes Rätsel bestehen. Wichtiger

[1]) Vergl. Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. München 1922.

ist für uns zunächst die Frage nach der künstlerischen Herkunft. Das Elbinger Taufbecken steht nicht vereinzelt da; es gehört zu einer größeren Gruppe gleichartiger Werke, die hier aufgezählt seien:

Abb. 1

1. Gurske, Kreis Thorn, auf der Stätte von Alt-Thorn, Taufbecken in der evangelischen Kirche, von Heise[2]) nicht erwähnt.
2. Kulm, katholische Pfarrkirche, achtseitiges Taufbecken, ähnliche Tiere wie in Elbing, doch in flachbogigen Arkaden, Heise II, 5 Beilage 7.
3. Graudenz, katholische Pfarrkirche, ähnlich wie in Kulm, Heise II, 9, Beilage 3.

Abb. 2

4. Königsberg Pr, Dom, achtseitiges Becken mit ähnlichen Tieren wie in Elbing, außerdem auch zwei Menschenköpfe in einem Baum (Sündenfall?). Abgebildet von Boetticher[3]) und Dethleffsen[4]).
5. Rudau, Kr. Fischhausen, erwähnt Boetticher I, 1891 S. 126.

---

[2]) Heise, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Westpreußen, Band II, Kulmerland 1887—1895.

[3]) Boetticher, Die Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Ostpreußen. VII, 1897. S. 320.

[4]) Dethleffsen, Die Domkirche in Königsberg Pr. 1912, S. 41.

Tafel XXXIX.

Taufstein aus St. Annen-Elbing.
Städt. Museum Elbing.

Vom Taufstein aus St. Annen-Elbing, jetzt im Städt. Museum. Adler und Fabeltier.

6. A l t - L i b b e h n e, Kr. Pyritz, achtseitig mit vertieften, oben flachbogig geschlossenen Feldern, darin Tierfiguren. Abgebildet von Lemcke[5]).
7. S t r a l s u n d, St. Nikolaikirche, rundes Taufbecken mit Tieren, Rosetten und stilisiertem Baum. Abgebildet von E. von Haselberg[6]) und A. Mehnert[7]), Taf. 6.

Abb. 3

8. S t r a l s u n d, Hl. Geistkirche, jetzt im Museum, achtseitig mit Tierfiguren in Arkaden. — Mehnert, Taf. 3.
9. S c h a l m e y, Kr. Braunsberg, rundes Taufbecken, mit stilisierten Bäumen, genau wie in Stralsund, St. Nikolai, von Boetticher nicht erwähnt.

Abb. 4

Von diesen acht Orten liegt nur Alt-Libbehne tief im Binnenlande, neun Meilen von Stettin entfernt; Rudau liegt anderthalb Meilen

[5]) L e m c k e, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Regierungsbezirks Stettin, VII, 1906, S. 399.

[6]) „Die Baudenkmäler des Regierungsbezirks Stralsund V, Stettin 1922, S. 503.

[7]) Annemarie M e h n e r t, Mittelalterliche Taufsteine in Vorpommern, Greifswald 1934.

Weges von der Seeküste entfernt, zweieinhalb Meilen vom Königsberger Hafen. Schalmey ist anderthalb Meilen von Braunsberg entfernt. Alle anderen Orte liegen an schiffbaren Strömen oder am Meer. Das Material, Kalkstein, ist sowohl in Preußen, wie in Pommern fremd, kann also nur eingeführt sein, und zwar auf dem Seewege. Die Lösung dieses Problems bringt uns die ausgezeichnete Arbeit von Johnny Roosval „Die Steinmeister Gotlands". Eine Geschichte der führenden Taufstein-Werkstätte des schwedischen Mittelalters . ., Stockholm 1918, auf die ich schon 1926 hinwies[8]).

Zahlreiche Taufen mit ähnlichen Fabeltieren befinden sich in Schonen, deren Vorbild die um 1300 entstandene Taufe in Fröjel ist. Aus derselben Gotländer Werkstatt müssen auch die vorerwähnten neun Taufbecken stammen. Für die Bewohner der Insel Gotland war Kalkstein ein wichtiges Ausfuhrgut. Wir können das aus der Zeit um 1400 in den Ordensrechnungen nachweisen, und noch 1550 wurde der Giebel des Rathauses der Altstadt Elbing aus geschnittenem gotländischem Stein gebaut[9]). Freilich war hier wohl nur der rohe Stein eingeführt und in Elbing bearbeitet. In originaler Bearbeitung sind die großen Säulentrommeln eingeführt, die vermutungsweise dem Ordenshause oder dem Kloster in Elbing angehört haben[10]). Das wichtigste Ausfuhrgut waren aber die Taufsteine. In Preußen wurde um 1300 viel gebaut. Für Bildwerke war Granit zu hart, obwohl man später auch für Taufsteine oft den Granit verwandte. Terrakotta war damals der bevorzugte Baustoff für Bildwerke, in Graudenz, Marienburg und Elbing. Stuck wurde erst etwas später gebräuchlich. Da bot die Insel Gotland willkommene Hilfe durch Ausfuhr ihrer Kalksteinarbeiten. Elbing hatte unmittelbaren Anschluß an die Seeschiffahrt, so ist das Auftreten von Gotländer Arbeiten hier leicht zu erklären. Die Insel Gotland ist dadurch bemerkenswert, daß sich altgermanische Kultur auf ihr sehr lange gehalten hat. Im Kirchenbau wurden allerdings durch die christliche Kirche festländische Stilformen eingeführt; die romanische Kunst der Rheinlande hat hier besonderen Einfluß ausgeübt und die Planung der Kirchen maßgebend gestaltet[11]). In der Bildhauerkunst erhält sich aber alte Ueberlieferung aus vorchristlicher Zeit; sie paßt sich der neuen Lehre thematisch, aber nicht stilistisch an und bildet nur die alten Formen weiter. Gewisse Verzerrungen in den Körperformen der Tiere finden dadurch ihre Erklärung. Die Stralsunder Nikolai-Taufe hat sechsteilige Rosetten, die in Elbing fehlen; eine ähnliche Rosette, nur altertümlicher gestaltet, hat der Türsturz der evangelischen Kirche zu Engelstadt, Kreis Bingen, dort auch ein Pferd, wie in den andern Gotländer Taufen. Verwandt damit ist das Bruchstück einer Steinplastik in Ober-Ingelheim, mit einem Flügelpferde, wie in Elbing. Chr. Rauch[12]) bezeichnet diesen Stein als „frühkarolingisch,

---

[8]) Altpreußische Forschungen, 3, Königsberg, 1926, S. 158.
[9]) Toeppen, Peter Himmelreich, S. 173.
[10]) Jetzt in der Marienburg.
[11]) Roosval, Die Kirchen Gotlands. Leipzig 1912.
[12]) Die Kunstdenkmäler des Kreises Bingen. Darmstadt 1934.

um 750?“ — In diesen Bildwerken von Ingelheim bis Gotland scheint künstlerisches Gemeingut germanischer Völkerschaften vorzuliegen, das sich aber in dem abgelegenen Gotland länger und reiner erhalten hat, als am Rhein. Die Figuren des Elbinger Taufsteins sind also der späte Ausläufer altgermanischen Kunstgutes und dadurch für uns besonders wertvoll. Die Handelsbeziehungen Wisby—Elbing, welche nicht nur den Elbinger Taufstein, sondern auch die oberhalb, an der Weichsel, vorhandenen ins Land brachten, erhellen uns die Wichtigkeit der Hafenstädte des Deutschordenslandes: die Deutschen konnten seit dem 13. Jahrhundert allmählich eine beherrschende Stellung im Ostseehandel einnehmen. Der Taufstein wird dadurch zu einem sehr wichtigen Geschichtsdenkmal des Landes.

Ein Ordens-Grabstein in Elbing.

Von Bernhard Schmid = Marienburg.

M. Toeppen erwähnt 1881 in einer Anmerkung seiner Ausgabe der Chronik des Peter Himmelreich den Grabstein des Komturs Ortolf von Trier in der Heiliggeistkirche zu Elbing. Das ist, soweit sich feststellen läßt, die erste Erwähnung dieses Steines in einer geschichtlichen Arbeit. Bei einer Besichtigung der Kirche 1932 fand der Schreiber dieser Zeilen den Stein in der Kirche vor der Südtür, starker Abnutzung ausgesetzt, und zum Teil auch durch einen Gasofen verdeckt. Durch eine Beihilfe des Provinzial=Verbandes von Ostpreußen war es 1933 möglich, den Stein aufzuheben und außen vor die Südmauer der Kirche zu stellen. Dadurch wird auch die Lesung der Inschrift erleichtert. Sie ist in Großbuchstaben, Majuskeln, gehauen und lautet:

ANNO · $\overline{\text{DNI}}$ · M° CCC° L'XXUII° · DIE ·

OBIIT

MARCI · EW$\overline{\text{A}}$GELISTE+ DNS · ORTOLFUS · DETRI

RE · ET · .... XXIII · ANNOS ·

CONMEND (ATOR · DE) ELUING · ORATE · PRO · EO ·

In deutscher Uebersetzung: „Im Jahre des Herrn 1377, am Tage des Evangelisten Markus, starb Ortolf von Trier, und . . . 23 Jahre Komtur von Elbing. Bittet Gott für ihn."

An der unteren Schmalseite ist die Inschrift schon zu sehr abgetreten; vielleicht stand dort FUIT = er war.

Die einzelnen Buchstaben sind 8 Zentimeter hoch und schön gezeichnet, wie es der Kunstübung jener Zeit entspricht. An die edle Linienführung der Majuskeln des Grolle=Steines in St. Nikolai reichen sie freilich nicht heran. Vergl. Heft 8, 1929, Seite 207 dieses Jahrbuches. Die Schrift ist glatt, ohne ein Wappen oder sonstigen Schmuck. Der Markus=Ev.=Tag war der 23. April.

Nach den Zusammenstellungen im Namen=Codex von Joh. Voigt und von G. A. von Mülverstedt im Heft XXIV. der Zeitschrift des westpreußischen Geschichtsvereins ergaben sich folgende Zeitgrenzen für Ortolfs Amtsführung:

1346, Dez. 3 — 1348, Okt. 27 Komtur von Balga,

1349, Mai 20 — 1352, Aug. 2 Komtur von Elbing,

1354, März 25 — 1371, Nov. 29 Oberster Spittler und Komtur von Elbing.

Toeppen wies a. a. O. nach, daß Ortolfs Nachfolger im Mai 1372 schon im Amte war. Immerhin ergibt der Zeitraum von 1348 bis 1371 oder 1349 bis 1372 die auf dem Stein genannte Amtsdauer von 23 Jahren. Der Spittler residierte auf der Elbinger Ordensburg. Da diese nicht, wie die Marienburg in St. Annen, eine Gruftkapelle hatte,

Grabstein des Komturs Ortolf von Trier.

so konnte ein Begräbnis innerhalb einer Kirche nur hier in der Spitalkapelle gewährt werden, die ja besonders dem Obersten Spittler unterstellt war. Im allgemeinen diente wohl immer ein Parcham als Begräbnisplatz für die Ordensbrüder. Nur die Hochmeister oder angesehene Gebietiger erhielten die Gruft in einer Kirche in der Nähe des Ordenshauses, so Luther von Braunschweig im Dom zu Königsberg, oder

Günther von Hohenstein in der Dorfkirche zu Brandenburg. Ortolfs lange Amtsdauer mag ihm die Gelegenheit zu besonders erfolgreichem Wirken gegeben haben, vielleicht hat er auch für den Bau oder die Ausstattung der Hospitalkapelle zum Heiligen Geist gesorgt, so daß er in ihr seine letzte Ruhestätte fand. Aus dem Ehrenplatz vor dem Altar wurde dann später die bescheidenere Lage als Türschwelle.

Ortolf erbaute vor 1360 in der alten preußischen Landschaft Galinden als Grenzposten eine Burg, welche nach ihm den Namen Ortolfsburg erhielt: aus ihr entwickelte sich später die Stadt Ortelsburg. Wir entnehmen aus diesem einen Vorgang schon die Bedeutung der Komturei Elbing, die gleich Christburg und Balga an der Besiedlung der „Wildnis" tätigen Anteil nahm. So ist der Grabstein jetzt zugleich ein Denkmal der Kulturarbeit des Deutschen Ritterordens.

Das alte Elbinger Bürgerhaus.

Nachlese und Berichtigung[1]).

Von Hugo Abs.

In den Besitz der Stadtbücherei kam im Jahre 1921, nachdem es ursprünglich der St. Georgen-Brüderschaft zugedacht worden war, durch den Buchhändler Horst Stobbe in München ein leider undatiertes, aber wohl aus den vierziger Jahren stammendes Stahlstichwerk von Georg Gottfried Kallenbach: „Chronologie der deutsch-mittelalterlichen Baukunst" in 86 Tafeln. 2. Auflage, München, Cotta, das auf der von Zmudzinski gezeichneten, von Schach gestochenen Tafel LXI die Aufrisse dreier Elbinger Häuser enthält (Taf. XLI). Das mittelste ist unser wohlbekannter „Schwede"[2]) (Fischerstraße 7). Die beiden andern deute ich auf Heil. Geiststraße 44 und Schmiedestraße 3.

1. Heil. Geiststraße 44. Die Richtigkeit dieser Bezeichnung ergibt sich m. E. aus einem Vergleich mit dem im Besitz der St. Georgen-Brüderschaft befindlichen Aquarell von Herm. Penner[3]), das nach glaubwürdiger Ueberlieferung der Brüderschaft die Gebäude Heil. Geiststraße 45 und 44 wiedergibt, an deren Stelle sich heute das Doppelhaus von Sanitätsrat Dr. Kein † befindet. Die von Rendschmidt versuchte Deutung auf Heil. Geiststraße 51/52 (auf Abb. 14, Tafel I sowie im Text S. 19) läßt sich schon deshalb nicht aufrecht erhalten, weil diese Häuser umgekehrt liegen, das dreiachsige (Nr. 52) links, das vierachsige (Nr. 51) rechts. Wir besitzen aber außerdem eine Pennersche Bleistiftzeichnung von Nr. 52 (s. u.). Das Haus zur Rechten, also Nr. 44, stimmt mit dem Stich bei Kallenbach sonst überein, weicht aber darin ab, daß es fünf Fensterreihen übereinander aufweist, während der Stich nur vier zeigt. Ich meine trotzdem, daß beide Blätter dasselbe Gebäude darstellen. Für die unterste Fensterreihe sind nämlich bei Kallenbach die Felder vorhanden, aber sie sind zu kurz geraten und deshalb leer gelassen. Dem Zeichner, Zmudzinski, ist da anscheinend ein Versehen begegnet, und als er es bemerkte, hat er sich nicht die Mühe genommen oder Zeit

---

[1]) Das alte Elbinger Bürgerhaus. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen hanseatischen Bürgerhauses. Von Dr. Ing. M. Rendschmidt. Elbing 1933. (Elbinger Heimatbücher, Band 3.)

[2]) Nicht „der alte Schwede", wie Rendschmidt schreibt.

[3]) Zuerst abgebildet im Dari-Buch. S. 14, dann bei Rendschmidt Abb. 14 auf Tafel I.

gehabt, das ganze Blatt umzuzeichnen. Wer an der Hand der Abbildungen die sonstigen Einzelheiten, insbesondere am Giebel, Stück für Stück vergleichen will, wird nicht zweifeln können, daß wir hier wirklich zwei Darstellungen des gleichen Hauses vor uns haben, bei denen nur hier und da die Formen bei dem Maler runder und weicher herausgekommen sind als bei dem Architekten, so daß man beispielsweise scharf hinsehen muß, um bei Penner die Stichbogen der Fensterabschlüsse nicht für Rundbogen zu halten. An anderen Stellen hat Zmudzinski Stichbogen gezeichnet, wo sich in Wirklichkeit Spitzbogen befanden, so bei den beiden blinden Fenstern am Dachansatz, bei den ganz kurzen Blenden in der ersten Stufe des Treppengiebels und bei dem Fenster rechts im Erdgeschoß[4]). Wird diese Deutung abgelehnt, so hätten wir hier noch ein weiteres gotisches Haus in Elbing (Taf. XLI a).

2. Schmiedestraße 3 (Ratsapotheke). Das Haus rechts auf der Tafel LXI bei Kallenbach, fast genau übereinstimmend mit dem Modell im Arichtektur-Museum der Technischen Hochschule in Charlottenburg[5]), ist fünfachsig und gewährt dadurch einen Anhalt für seine Bestimmung. Die beiden einzigen, fünfachsigen Häuser in der Altstadt Elbing sind nämlich Schmiedestraße 3 und Brückstraße 32/33 (an der Ecke der Wasserstraße, Christoph Götz). Nun verrät sich aber das letztere durch seine Doppelnummer als im 19. Jahrhundert entstandener Umbau. Zeichnung und Modell dürften also mit ziemlicher Sicherheit als Schmiedestraße 3 zu deuten sein (Taf. XLI c).

3. Heil. Geiststraße 52. Etwa 1928 wurden dem hiesigen Stadtarchiv aus Zweibrücken drei auf Elbing bezügliche Bleistiftzeichnungen zum Kauf angeboten, deren Wert gerade noch rechtzeitig erkannt worden war, um sie vor dem Einstampfen zu bewahren. Eine davon ist von Herm. Penner signiert und als „Giebel eines Hauses in der Heil. Geiststraße" bezeichnet. Dieser Fingerzeig genügt zur Feststellung seiner Lage, denn von allen Häusern der Heil. Geiststraße kommt nur eins in Betracht, nämlich Nr. 52, dem Städtischen Museum gegenüber. Es ist zwar stark umgebaut, aber doch nicht so sehr, daß es nicht möglich wäre, die Uebereinstimmung der wesentlichen Teile mit der Pennerschen Zeichnung zu erkennen. Die Form der Fensterblenden, die Form der Regenröhren mit dem Ansatzrohr von der Dachrinne des Nachbarhauses u. a. zeigt die völlige Uebereinstimmung (Taf. XLII a).

4. Wilhelmstraße 45. Das Städtische Museum besitzt die — vielleicht einzige — Photographie dieses Hauses vor dem Umbau.

---

[4]) Kallenbach sagt in dem Text unter der Tafel: „Am Hause zur Linken herrscht der Stichbogen vor in einer seltenen consequenten Weise" und im Text vor den Tafeln: „An den Häusern von Elbing behauptet sich der Stichbogen neben dem Spitzbogen, an dem einen derselben herrscht durchaus der Stichbogen vor, und die Consequenz würde noch durchgeführter seyn, wenn man auch am Portal wie oben in den Nischen den Spitzbogen vermieden hätte." A. a. O. S. 21. Das Mittelalter war darin vorurteilsfreier.

[5]) Abb. des Modells bei Rendschmidt Abb. 19. Rendschmidt hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß sich in Charlotenburg auch Modelle von Elbinger Häusern befinden.

Es weist eine sehr monumental wirkende gotische Fassade auf, um deren Treppengiebel eine Art von barockem Mantel in ganz äußerlicher Art herumgelegt ist, ohne jeden Versuch einer organischen Verschmelzung. Die Unbefangenheit, mit der der Baumeister der Barockzeit zwei ganz disparate Stilgattungen unvermittelt aufeinanderprallen läßt, ist für uns überraschend, aber doch nicht ohne Beispiel, hier wie außerhalb (Taf. XLII b).

5. Heil. Geiststraße 13. (Baptistenkapelle, heute Fahrradgeschäft von Seydel.) In den Akten der Baupolizei befindet sich ein Aufriß des Hauses aus der Zeit vor dem 1899 erfolgten Umbau, eine Ansicht aus derselben Zeit ist im Besitz der Baptistengemeinde (Taf. XLIII a).

6. Der „Bär". Eine dem Ammelungschen „Versuch einer historischen Beschreibung der Stadt Elbing" beigegebenen Zeichnung von 1779 gibt die stattliche Reihe der Speicher zwischen den Brücken wieder[6]). Einer davon, der „Bär", war massiv gebaut und mit einem kunstreichen gotischen Giebel versehen, der das einzige in Elbing vorhandene Beispiel jener Giebelform aufweist, die durch tiefe Einschnitte zwischen den einzelnen Stufen dem Giebel ein freieres und leichteres Aussehen verleiht (Taf. XLIV b). Der Speicher wurde 1784 abgebrochen und neu und höher wieder aufgebaut[7]). Unter dem Gebäude befand sich ein Weinkeller[8]).

7. Die „Steinbude". (Der heutige „Elbinger Hof".) Die ebenfalls aus Ammelung stammende Darstellung ist spätestens 1775 entstanden, denn sie befindet sich auf einer Zeichnung des Großen Mönchsturms, der 1775 abgebrochen wurde. Wenn Fuchs[9]) sagt, das „jetzige" Gebäude — er schrieb 1821 — sei von dem Steinmetzen Andreas Silber (* 1640, † 1700) erbaut worden, so kann dabei höchstens an einen Umbau gedacht werden, wobei der vorgefundene, um Jahrhunderte ältere Treppengiebel tunlichst geschont und nur durch zwischen die Stufen gelegte Voluten dem Zeitgeschmack halbwegs angepaßt wurde. Das Gebäude ist einstöckig und bildet ein Seitenstück zu Abb. 126 bei Rendschmidt.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über das Thielsche Haus und das „Mohrchen". Rendschmidt hält diese beiden Häuser für ein und dasselbe; es sind aber zwei verschiedene. Jenes lag an der nordwestlichen, dieses an der südwestlichen Ecke der Straßenkreuzung Alter Markt—Wilhelmstraße. Das Thielsche Haus lag mit der Fassade nach der Langen Hinterstraße, der jetzigen Wilhelmstraße, und mit dem Taschengebäude nach dem Alten Markt. Deshalb wurde es zu Porschs Zeit Lange Hinterstraße 21 genannt, und deshalb hat es heute, wo es zum Alten Markt gerechnet wird, eine a-Nummer (nämlich Alter Markt 9a), woraus zu ersehen ist, daß die Schauseite nicht an der Haupt-

[6]) Zuerst abgebildet im Dari-Buch, S. 111. Vgl. Toeppen, Gesch. d. räuml. Ausbreitg. der Stadt Elbing. ZWG., Heft 21, S. 41/42.
[7]) Ammelung a. a. O. Bd. I, S. 201.
[8]) Fuchs, Beschreib. II, 487. 513, Anm.
[9]) Ebenda S. 121.

straße lag, sondern an der Querstraße. Daß Porsch nach dem Kallenbachschen Modell gezeichnet hat, lehrt der Augenschein, da seine Zeichnung am linken Bildrande genau an der Hausecke aufhört. Die Staffage im Kostüm des 18. Jahrhunderts darf nicht dazu verleiten, eine Vorlage jener Zeit, die Porsch benutzt hätte, vorauszusetzen, da Porsch alle seine Darstellungen älterer Zeit mit der gleichen Staffage zu versehen pflegte[10]). Auch hat er dies Gebäude ohne Zweifel sehr oft gesehen, da er in Elbing geboren war und beim Abbruch des Hauses (1826) 31 Jahre zählte. Wenn man übrigens unter die Zeichnung eines Hauses die Angabe setzt, es sei dann und dann abgebrochen, so meint man doch, daß es bis zum Abbruch so ausgesehen habe. Es geht also nicht an, einen inzwischen erfolgten Umbau anzunehmen. Die Unterschrift unter Abb. 30 auf Tafel I bei Rendschmidt und die Ausführungen im Text S. 24 bedürfen danach der Berichtigung. Das Haus hätte also in den Abschnitt Gotik gehört.

Das „Mohrchen" (Alter Markt 10), den älteren Elbingern noch im Gedächtnis, aber auch durch eine Glinskische Photographie des Alten Marktes im Bilde erhalten[11]), wurde im Jahre 1894 von dem Fleischermeister Bartel abgebrochen, der an Stelle des „Mohrchens" und des links davon liegenden Polizeigebäudes (Alter Markt Nr. 11) den großen Neubau aufführen ließ, in welchem sich jetzt das Modewarengeschäft der Firma Albert Dyck befindet. Bei der Abb. 31 bei Rendschmidt muß nach dem oben Gesagten die Angabe der „alten gotischen Geschoßhöhen nach Zeichnung von Porsch" fortfallen. Ein „Thielsches Haus" ist das „Mohrchen" nie gewesen.

---

[10]) Vgl. darüber meine Abhandlung: Carl Porschs Elbing-Bilder. Elbinger Jahrbuch, Heft 8 (1929), S. 132 f.

[11]) In der Stadtbibliothek. Neubaur, Katalog, Bd. II, S. 612. Jetzt in Mappe.

Fensterscheiben mit Wappen von Elbinger Familien im Städtischen Museum.

Biographische Mitteilungen von Hugo Abs.

Im Kommissionssaale des Verwaltungsgebäudes Rotebude auf dem Bürgerpfeil befanden sich von altersher in den Fenstern kleine Scheiben mit eingebrannten oder eingeschliffenen Wappen und Namen von Aeltesten der Elbinger Kaufmannschaft aus der Zeit von 1721 bis 1761. Beim Abbruch des Gebäudes 1836 kamen diese Scheiben in den Besitz des Stadtältesten Ferd. Neumann. Dieser überwies sie 1857 der Conventhalle, mit der sie 1865 in das Städtische Museum übergingen. 1870 ließ sie die Museumskommission in drei Holzrahmen mit je zwölf Scheiben zusammenfassen, die in einem größeren Holzgestell vereinigt wurden[1]). Aehnlich wurden zwölf Fensterscheiben behandelt, die aus dem 1740 in Bollwerk erbauten Elbinger Lotsenhause stammten und im Jahre 1881 von den Aeltesten der Kaufmannschaft dem Museum überwiesen wurden[2]). Eine davon ist 1733 datiert, die übrigen 1741. In einem kleineren Rahmen endlich waren neun Scheiben zusammengefaßt, davon sieben von 1730 datiert sind. Ihre Herkunft ist unbekannt[3]).

Diese Scheiben sowie andere, datiert 1608 bis 1609 und 1728 bis 1737, die später hinzukamen, sind heute nach der Neuordnung des Städtischen Museums größtenteils ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zugeführt worden, nämlich in den beiden Räumen der Abteilung für kirchliche Kunst im ersten Stockwerk teils in die Fenster eingelassen, teils in der Art von Doppelfenstern davorgehängt. Die übrigen hängen in den alten Rahmen vor den unteren Fenstern des Elbing-Zimmers im Erdgeschoß. Es treten uns in diesen Scheiben insgesamt etwas über hundert Namen entgegen, von denen einige mehrmals vorkommen. Die meisten darin genannten Personen sind als „Elteste" der Kaufmannschaft bezeichnet, einige wenige als Vorsteher, Vogt, Tiefherr, Außenkämmerer, Präsident. Auch Frauennamen kommen vor. Ausnahmsweise lesen wir Namen aus Königsberg, Danzig, Amsterdam. Die weitaus größte Menge sind natürlich Elbinger, die hier mit ihrem Namen, ihrer

---

[1]) Rob. Dorr, Führer durch die Sammlungen des Städt. Museums (1903), S. 122, Nr. 32.

[2]) Ebda. S. 123, Nr. 33.

[3]) Ebda. S. 124, Nr. 34.

Amtsbezeichnung, ihren Familienwappen und dem Datum der Stiftung der Scheibe dem Beschauer entgegentreten, während ihre Persönlichkeit und ihre Schicksale im Dunkel liegen. Dies Dunkel läßt sich indessen bei einem großen Teil davon an der Hand der Elbinger Genealogien, der Kirchenbücher und aus andern Quellen aufhellen. Die auf diese Weise erlangten Lebensdaten sind nachstehend mitgeteilt. Die Familiennamen sind alphabetisch angeordnet. Die Bezeichnungen des Dorrschen Museumskatalogs sind in Klammern beigefügt.

Abkürzungen: A. = Außenkämmerer. Bgf. = Burggraf. Bgm. = Bürgermeister. Br. v. = Bruder von. FM. = Fischmeister. G. = Abraham Grübnau, Elbinger Genealogien. Hs. im StArch. G.-M. = Gymnasial-Matrikel (im Druck). Hs. = Handschrift. K. = Kämmerer. LR. = Landrichter. M. d. 2. O. = Mitglied der 2. Ordnung (oder der Präsentierenden Gemeinde). MH. = Mühlherr. R. = Richter. Rth. = Ratsherr. Sen. Min. = Senior Ministerii, Vorsteher der evangelischen Geistlichkeit. S. = Sommersemester. S. v. = Sohn von. StArch. = Stadtarchiv. StB. = Stadtbibliothek. T. v. = Tochter von. Tolck. = Alex. Nicol. Tolckemit, Elb. Lehrer Gedächtniß, 1753. Verw. = verwitwet gewesene. Wv. = wiederverehelichte. Z.-N. = Zamehl-Neumann, d. h. die Ratsherrenliste von Gottfr. Zamehl in der Bearbeitung von Ferd. Neumann. Hs. im StArch. ZWG. = Zeitschft. d. Westpr. Gesch.-Vereins.

Michael Achenval / Eltester u. Vorsteher 1721. (Nr. 32, I, 4.)

S. v. Mich. A. (* 1664, † 1726) u. Doroth. Döring († 1701). Br. d. Past. an Hl. Drei Kön. Thom. A. (* 1695, † 1755). — * 1693 VII 25, 1699 I 12 in das Gymnasium aufgenommen (G.-M. 1699, 4. „Achwald"), † 1742 IX 9 ledig. G. I, 138. — Der Urgroßvater Thom. A. (* 1581 in Drumfrochare in Schottland) war 1626 aus Pr. Holland nach Elbing zugewandert und ist 1653 hier gestorben. Sein 1614 von der Stadt Stirling ausgestellter Geburtsbrief befindet sich im Stadtarchiv und ist in der kleinen Schrift von Archivdirektor Dr. Herm. Kownatzki „Elbing als ehemaliger englischer Handelsplatz" abgebildet. Die Familie schenkte der Stadt Elbing 5 Geistliche (2 an St. Marien, 1 an Hl. Drei Königen, 1 in Fürstenau, 1 in Lenzen). Berühmt geworden ist Gottfr. A., Professor in Göttingen (* 1719, † 1772) als „Vater der Statistik", d. h. der Staatswissenschaft. Der Grabstein eines Mich. A. († 1704), dessen Name jedoch in dem Grübnauschen Stammbaum nicht vorkommt, ist in der oben genannten Schrift von Dr. Kownatzki ebenfalls abgebildet.

Johan Albrecht / Eltester 1729. (Nr. 32, III, 2.)

S. v. Phil. A. u. „Maria Buntzkin sive Behrendtin mennonistae". — * 1681. 1738 Rth., † 1741, verh. m. d. Kaufmannstochter Anna Unterberg (* 1689, † 1778). G. I, 122. 157. Er ist der Urgroßvater des Stadtrats Joh. Aug. A., der 1825 die Elbinger Anzeigen und 1831 die Elbinger Zeitung begründete, die Agathon Wernich 1835 erwarb und 1852 verschmolz († 1867), sowie des Göttinger Professors der Rechte Wilh. Ed. A., eines der Göttinger Sieben († 1876). Satori-Neumann, Elbg. im Biedermeier, Anm. 39 u. 81.

Abraham Baerholtz / Eltester, Ao. 1756. (Nr. 32, II, 2.)

Einer Bernsteindreher-Familie entstammend. S. v. Abr. B. (* 1673, † 1747) und Barb. Flöte (heir. 1698), Neffe des Dichters Dan. B. (* 1641, † 1692. Neubaur, Zur Geschichte des Elbschwanen-Ordens. Altpreuß. Monatsschft. Bd. XLVII, Heft 1, S. 120). — * 1710, 1714 V 24 in das hiesige, 1724 VIII 2 nach II. des Thorner, 1724 XII 11 nach II. des hiesigen Gymnasiums aufgenommen (G.-M. 1714, 25), wurde Rechtsanwalt („Juris Practicus" oder „Patronus Causarum") in Elbing, 1748 M. d. 2. O., 1756 Vogt, 1758 Rth. (61 R., 61/63 K., 65 AK.), † 1775 XI 16. Heir. 1) Regina Dewitz, Apothekerstochter († 1739), 2) Regina Hanssen, Gerberstochter aus der Neustadt († 1756). G. I, 134. Z.-N.

Johan Jacob Brakenhausen / Eltester, Anno 1730. (Nr. 32, III, 3.)

S. d. Predigers an St. Marien Sam. B. (* 1654, † 1707) und der Pastorstochter Magd. Hübner. — * 1690 X 3, G.-M. 1697,14, 1729 Vogt, 1734 Rth. (35. 49 R., 38 WH., 39/41 K., 43/45 FM., 46/48 AK., 50 LR.), 1751 Bgm., 1752. 54 Präs., 1753. 55 Bgf., † 1756 II 24. Heir. 1725 Dor. Poselger, Rth.-Tochter (* 1707, † 1765). G. I, 161. Z.-R. Tolckemit, Elbingscher Lehrer Gedächtniß (1752), S. 81. Daselbst die Titel von mehreren seiner Schriften.

Jacob Braß. Anno 1730 d. 25. Junij. (Nr. 34, 5.)

Unbekannt. Ein Geo. B. wurde 1718 Vogt, 1721 Rth. (22 R., 26 K.), † 1730. Z.-R. Ein Bruder?

Gottfried Bronst, Eltester, Ao. 1755. (Nr. 32, II, 3.)

S. d. Huf- und Waffenschmiedes Joh. Jac. B. (* 1657, † 1713 als Mälzenbräuer) u. d. Anna Gottschalck verw. Lau. — * 1704 VII 17, G.-M. 1711,60; 1755 Vogt, 1765 Rth. (65 R., 67 WH.), † 1780 V 8. Heir. Anna Elis. Meißner († 1771). G. I, 162. II, 5. Z.-R.

Jacob Convent, Tiefherr, Anno 1741.

S. d. Kaufm. Dietr. C. (* 1641, † 1692) u. d. Pastorstochter Anna Hübner verw. Feyerabend (* 1659 in Thorn, † 1696). — * 1688 VII 29, G.-M. 1695,18; 1735 Vogt, 1737 Rth. (39 WH., 42/44 K., 47/49 LR., 50 R., 54/55 MH.), † 1755 VI. Heir. 1714 die Grobschmieds-Wwe. Dor. Bronst geb. Neumann († 1751). G. I, 123. Lange, Geneal. 108. — Er ist der Urgroßvater des Chronisten und Stifters der Convent-Halle Joh. Jac. C. (* 1779, † 1813). Toeppen, Elbinger Geschichtsschreiber usw. ZWG., Heft XXXII (1893).

Joh. Drabitz / Eltester, Anno 1731. (Nr. 32, III, 4.)

S. v. Dav. D. (* 1648, heir. 1673) u. Sab. Laurin. — * 1682 V 20, G.-M. 1688, 19; 1737 Rth. (38 R., 39/41 MH., 42. 49. 57 WH., 45/47 K., 52/54 FM.), † 1758 VII 25. Heir. 1705 Eleon. Stoltz († 1746). G. I, 130. Lange, Geneal. 93. — Er war ein Neffe des Dan. D. (* 1660), der die Kreuzigung auf dem Hochaltar in der St. Nikolai-Kirche gemalt hat. Fuchs, Beschreib. v. Elbg., II, S. 242.

Christ. Reinh. Engelcken / Vogt 1737. Obiit Eid anno d. 24 Junij. (Nr. 32, II, 12.)

Eid versehentlich für Eod[em]. — S. d. Rth. Mich. Engelcke (* 1673, † 1734) u. d. Soph. Maria Treschenberg verw. v. Deging (* 1665, † 1732). — * 1703, G.-M. 1709, 21; 1737 Vogt, † 1737 VI 24 („morbo diuturno confectus". Ferd. Neumann bei Lange. Gen.). Heir. 1730 Amal. Dor. Feyerabend, Sekr.-Tochter, wv. Vogt Land. G. I, 68.

Franciscus Esken / Eltester, Ao. 1746. (Nr. 32, II, 8.)

S. d. Sekr. Frz. Eske (* 1662, † 1710) und d. Dor. verw. Fademrecht († 1710 an der Pest). — * 1702 VIII 25, G.-M. 1707,51; † 1767 IV 11. Heir. 1) 1733 Sab. Stengel († 1739), 2) 1739 Maria Rench (* 1710, † 1786). G. I, 103.

Israel Feyerabend / Eltester 1734. (Nr. 32, III, 7.)

S. d. Bgf. Isaac F. (* 1654, † 1724) u. d. Dor. Langkagel (* 1664, † 1726). — * 1702, G.-M. 1707,59, † 1742. Heir. 1733 Anna Elis. Jacobson (* 1705, † 1786), wv. Past. Rittersdorff. G. I, 48. 172. 271.

H. Daniel Fuchs / außen Caemmerer, Anno 1741. (Nr. 33, 8.)

H. = Herr. — S. d. Bgsn. Dan. F. (* 1657, † 1731) u. d. Maria Achenwall (* 1660, † 1730). — * 1696 VIII 10, G.-M. 1704,14; 1724 Sekr., 1739 Rth. (40/42 AK., 43. 48. R., 46 WH., 51/53 MH., 55 FM.), 1756 Bgm., Präs., 1757 Bgf., † 1761. Heir.

1722 Christina Poselger, Rth.-Tochter (* 1699, † 1776). G. I, 114. 220. — Er ist der Großvater des Prof. am Gymn. Mich. Gottl. F. (* 1758, † 1835), des Verf. des bekannten Werkes „Beschreib. d. Stadt Elb. u. ihres Gebiets“ 1818—52.

Thomas Fuchs / Eltester, Anno 1737. (Nr. 32, III, 9. Nr. 33, 5.)

Zwill.-Br. v. Dan. F. — G.-M. 1704,15; 1736 Vogt, † 1755 IX 8. Heir. 1) 1722 Eleon. Rogge, Vogtstochter († 1724), 2) 1726 Reg. Lichotius verw. Schubert († 1754). G. I, 114.

Samuel Grutner / Eltester, Anno 1743. (Nr. 32, III, 11.)

S. d. Buchbinders Nic. Grüttner (* 1655, † 1709) u. d. Barb. Kettler (* 1666, † 1741). — * 1689 IX 29, G.-M. 1694,42; Vogt u. kgl. poln. Kommerzienrat. Heir. 1721 Julianna Maria Rhode, Bgms.-Tochter (* 1700, † 1773). — V. d. „Litteratus“ Sam. Frz. G. (* 1722, † 1781), über den vgl. Toeppen, Elb. Gesch.-Schrbr., S. 143, G. I, 88. 179.

Gottfried Hecht / Eltester, Anno 1721. (Nr. 32, I, 6.)

S. d. Kaufms. u. Vogts gl. N. (* 1662, † 1731) u. d. Reg. Reimer (* 1661, † 1730). — * 1693 VI 4, G.-M. 1699,52; Lackenhändler (d. h. Tuchhdlr.), † 1754 VI 20. Heir. 1719 Prof.-Tochter Christina Henning, Lackenhdlrs.-Wwe. Achenwall (* 1695, † 1755). G. I, 80. 139.

Daniel Herrman / Eltester, Anno 1735. (Nr. 32, III, 8.)

S. d. aus Pr. Holland gebürtigen Pastors in Jungfer Chrph. H. († 1677) u. d. Vogtstochter Cath. Drabitz (* 1643). — * 1674 VII 6, G.-M. 1680,50; 1734 Vogt, † 1743 V 31. Totenb. St. Mar. — Heir. 1700 Anna Böhmin (* 1674, † 1745). G. I, 130. 185.

Gottfried Hoppe / Eltester, Anno 1741. (Nr. 32, II, 9.)

S. v. Tob. H. (* 1654, † 1730) u. Christina Froether († 1698 im Wochenbett). * 1698 X 21, G.-M. 1705,45; † 1742 II 16. Heir. 1) 1723 Anna Poselger verw. Pambius (* 1698, † 1740, 2) 1741 Joh. Sus. Horn verw. Marquardt (* 1701, † 1784). G. I, 91. Dies ist nicht die Ratsherrnfamilie Hoppe, der u. a. der Geschichtsschreiber Isr. H. entstammt.

Michael Horn / Eltester, Anno 1721. (Nr. 32, I, 3.)

Mich. Hch. Horn, S. d. Bgms. Ernst H. (* 1661, † 1724) u. d. Maria Elis. Bähr, Seifensieders Tochter. — * 1692 IV 6, G.-M. 1697,20 (zus. mit s. Br. Fab. Ernst, 1745 als Arzt in Thorn †), 1722 Sekr., 1733 Rth. (34 WH., 37. 38 K.), 1739 Bgm., 1741. 43. 46. 50 Präs., 1742. 44. 48. 51 Bgf., † 1753 V 18. Heir. 1731 Maria Eleon. Sieffert (* 1713, † 1773), Tochter des Stadtphysikus, wv. Rth. Unterberg. G. I, 66. 91. Z.-R.

Joh. Sigism. Jungschultz, Bürgermeister, p. t. President 1728.

1728 versehentlich für 1738. — S. d. Rth. Alex. J. (* 1624, † 1683) u. d. Sab. Meienreis (* 1631, † 1687). — * 1667, G.-M. 1672,42; Notar, 1709 Rth. (10. 21. WH., 11/13 AK., 14 R., 17/19 K., 22/24 LR., 25/27 FM., 29. 30 MH.), 1731 Bgm., 1732. 34. 36. 38 Präs., 1737 Bgf., † 1738 IX 10. Heir. 1696 Sab. Hoppe, Vogtstochter (* 1680, † 1726). — Br. d. Rth. Joh. Isaac J. († 1688), dessen Bildnis im Städt. Museum. Enkel d. Bgm. Joh. J. († 1630), dessen Epitaph in der St. Marien-Kirche. — G. I, 70/71. 78. Amelung, Geneal. 88. Z.-R. Durch ihn pflanzte sich das Geschlecht fort, das noch blüht.

Daniel Gottfried Kanngießer. vogt. 1761. (Nr. 32, II, 1.)

* 1702 III 27, Apotheker in Elbg., 1761 Vogt, † 1762 III 20. Heir. die Rth.-Tochter Maria Just. Schmidt (* 1728) wv. Apotheker Aschenbach. G. II, 28. Totenb. St. Marien („Kannengießer“).

Peter Kawerau / Eltester, Anno 1721. (Nr. 32, I, 1.)

S. v. Pet. K. (heir. 1650) u. Reg. Ramsey (* 1631). — * 1660 XII 21, G.-M. 1671,17 („Kaberau"), 1719 Vogt, 1724 Rth. (26 R., 28 WH., 31/33 FM.), † 1736 XI 27. Heir. 1697 Maria Pambius (* 1675, † 1740). V. v. Jac. u. Gottfr. K. (s. u.). G. I, 197. Totenb. St. Marien.

Jacob Kawerau / Eltester, Ao. 1748. (Nr. 32, II, 7.)

S. v. Nr. 32, I, 1. * 1698 VII 22, G.-M. 1706,61 (nach VII. major) u. 1711, 12 (nach III.), 1748 Vogt, † 1753 IV 16. Heir. Cath. Rogge verw. Zachert († 1756). G. I, 197. 230.

Gottfried Kawerau / Eltester, Anno 1738. (Nr. 32, II, 11.)

S. v. Nr. 32, I, 1. * 1704 IV 17, G.-M. 1711,18; 1738 Vogt, 1742 Rth. (45. 53 R., 44 WH., 49/51 AK., 54 K.), † 1754 VIII 5. Heir. Dor. Poselger († 1776). G. I, 156. 197. 220. Z.-N. Siegfr. K., Fam. K. durch 333 J. v. J. — Ururgroßv. des Pädagogen Pet. Friedr. Theod. K. (* 1789, † 1844 in Köslin als Reg.- u. Schulrat), dessen Briefe Neubaur herausgegeben hat (Zeitschr. für Gesch. der Erziehung u. des Unterrichts. 7. Jg., 2. Heft 1917, S. 138) und des Wegebaumstrs. Carl Hch. Aug. K. (* 1791).

Ephraim Kluge / Eltester 1724. (Nr. 32, I, 11.)

S. v. Chrn. K. (heir. 1660) u. Cath. Grambau. * 1673 IV 26; 1722 Vogt, 1733 Rth., † 1734 II 15. Heir. 1) 1695 Reg. Kretschmer († 1705), 2) 1706 ? Maria Frötherin († 1736), verw. Langin ? G. II, 79. Z.-N. V. v. Nr. 32, II, 4.

Christian Kluge / Eltester, Ao. 1754. (Nr. 32, II, 4.)

S. v. Nr. 32, I, 11. * 1703 III 30, G.-M. 1709,11; † 1769 II 21. Heir. 1728 Anna Maria Wartmann († 1750).

Georgius Land / Eltester, Anno 1744 (Nr. 32, III, 12) u. Anno 1741.

S. d. Lehrers am Gymnasium Mich. L. (* 1667, † 1719. Tolck. 354) u. d. Anna verw. Neumann. * 1705, G.-M. 1711,38; 1743 Vogt, 1754 Rth. (55 R., 56/58 FM., 62/64 MH), † 1777 XII 9. Heir. 1) 1732 Christina Leichert verw. Caspari († 1740), 2) 1741). Dor. Amal. Feyerabend verw. Engelcke († 1750), 3) 1753 Christina Dor. Sendel († 1759). V. d. Stadt-Justizrats Nathanael Georg Land (* 1755, † 1825), dessen Bildnis in der StB.

H. Christof Lange / p. P. Vogdt, Anno 1721. (Nr. 32, I, 5.)

H. = Herr. p. P. versehentlich für p. T. (= pro Tempore). — S. v. Jac. L. u. Anna Urs. Reißner, Bgms.-Tochter, wv. Feyerabend u. Horn. * 1675, G.-M. 1683, 21; 1721 Vogt, 1734 Rth. (34 R., 35/36 K.) † 1737, beerd. IV 3. Heir. 1) Christina Döring verw. Stahlenbrecher († 1725 52j.), 2) 1737 Maria Kawerau, T. v. Nr. 32, I, 1, wv. Rhode. G. I, 208.

F. Cath. Mar. Langin Gebohrne Sieffertin, Anno 1728.

F. = Frau. T. d. Arztes u. Stadtphysikus Mich. S. (* 1680, † 1747) u. d. Cath. Mar. Payne (* 1689, † 1727). * 1712 III 1, † 1749 IX 1. Heir. 1728 den Bgm. Carl Chrn. Lange (*1699, † 1765). Nicht verwandt mit Chrph. Lange. Tolck. 427. G. I, 150/52. 63/67.

David Leichert / Eltester, Anno 1721. (Nr. 32, I, 9.)

Vielleicht ein Br. des Lehrers am Gymnasium Geo. L. († 1722 62j. Tolck. 353) u. Onkel des Pastors in Gr. Mangelsdorf bei Magdeburg Chrn. Jac. L. (* 1713, Tolck. 384). G.-M. 1672,47 (nach VII., „ex nova Civitate Elbingensis"), nochmals 1681,7 (nach II., „ex Quidzino redux") und 1684,1 (nach I., „Neudenburgo redux"), 1716 Vogt, 1730 Rth., (30 R.), † 1735. Z.-N.

Heinrich Marquardt / Eltester 1733. (Nr. 32, III, 6.)
S. v. Chrph. M. (* 1660, † 1695) u. Urs. Maria Treschenberg († 1722). * 1690 IV 27, G.-M. 1696, 36 und nochmals 1701, 16 (nach V.), 1732 Vogt, † 1733 V 12. Heir. Sus. Horn (* 1702), wv. Hoppe G. I, 52.

Siegmund Meienreis / Eltester 1726. (Nr. 32, III, 1.)
S. d. Bgfn. Barth. M. (* 1637, † 1710) u. d. Rth.-Tochter Barb. Lambert (* 1654, † 1695). * 1689, G.-M. 1694, 53; 1725 Vogt; Mitält. d. 2. O., † 1736 IV 23. Heir. 1) 1714 Maria Elis. Tolckemit, T. d. Sen. Min. Nic. T. († 1713). 2) Christina Agatha Lange wv. Dewitz (* 1698, †1762). G. I, 54. 79. 151 . II, 47. Totenb. St. Marien.

Caspar Petersonn / Eltester 1732. (Nr. 32, III, 5.)
S. d. Siegelmachers Seb. P. (* 1645, † 1678). — * 1674 XII 24, † 1734 VII 15. Heir. 1) 1708 N. N. Feyerabend, Sekr.-T. († 1710), 2) 1711 Dor. Poselger (* 1689). G. I, 172. 220. 222.

Heinrich Raschke senior, Anno 1737.
S. d. Kaufmanns Elias R. u. d. Johanna Schmiedin, Br. d. Pfarrers an St. Marien Mart. R. (* 1682, † 1733. Tolck. 90). G.-M. 1690, 24 u. 35. Heir. Anna N. N. G. I, 227.

George Rogge / Eltester, Anno 1721. (Nr. 32, I, 7.)
S. d. Rth. Joh. R. (* 1632, † 1701) u. d. Maria Hennings († 1661). * 1660, G.-M. 1668, 51; 1717 Vogt; Vorsteher der Marienkirche, † 1740. Heir. 1686 Sab. Merschier (* 1669). G. II, 64.

Christophorus Roskampff / Eltester und Vorsteher 1721. (Nr. 32, I, 2.)
S. d. Chirurgus Joh. R. (* 1641, 1679 M. d. 2. O.) u. d. Elis. Pfeiler verw. Feyerabend. — * 1673 VIII 20, G.-M. 1680, 26 (nach VI.) u. 1687, 6 („e Polonia redux" nach II. aufgenommen), stud. in Königsberg (U.-M. S 1693, 44) und Straßburg (1699. U.-M. II, 323) Jura. 1713 Vogt, 1726 Rth., (28/30 LR., 31 WH., 32 R., 34/36 FM., 37. 38 MH.), 1739 Bgm., 1740. 41 Bgs., 1740. 43 Präs., † 1743 VIII 30. Heir. 1702 die Ratsherrntochter Anna Braun (* 1678). G. I, 224. Z.-N. Oelbildnis im Städt. Museum (Taf. XLIV a).

Johannes Rulcovius / Eltester 1721. (Nr. 32, I, 8.)
1714 Vogt, † 1724. Z.-N. — Vielleicht der V. d. Pastors in Riggen (zwischen Dorpat und Riga), G.-M. 1711,61 u. Tolck. 389.

Christian Schmidt / Eltester, Anno 1740. (Nr. 32, II, 10. Nr. 33, 4.)
S. d. Rth. Mart. Sch. (* 1661, † 1725) u. d. Maria Caspari († 1724). — * 1694 IX, 4. G.-M. 1700, 28; 1739 Vogt, 1746 Rth. (47 R., 48/50 MH., 52. 56. 62 WH., 59/61 FM.), 1766 Bgs., † 1768 III 8. — Heir. 1) 1723 Maria Thomas, Pastorstochter († 1737), 2) 1740 Doroth. Convent verw. Buchdrucker Preuß (* 1715, † 1763). G. I, 123. 146. Z.-N.

Christian Silber / Eltester, Ao. 1750. (Nr. 32, II, 6. Nr. 33, 9.) 1737.
S. d. Steinmetzen Andr. S. (* 1640 in Stade, † 1700 in Elbg.) u. dessen 2. Frau Maria Zayum (heir. 1680, † 1703). — * 1697 IX 14. Der Stiefbruder Andr. S., Bgr. in Thorn, gab ihn 1704 in Elbg., 1706 in Thorn aufs Gymnasium (G.-M. 1704, 36; 1706, S. 324), er wanderte aber 1712 auf eigene Faust nach Elbg. zurück und schlug sich hier anfangs äußerst kümmerlich durch. Er wurde, noch 1712, Kaufmannslehrling, 1723 selbständiger Kaufmann, 1750 Vogt, 1756 Rth. (57 R., 58 WH., 60 K.), † 1761 V 3. — Heir. 1) 1724 Cath. Pambius verw. Schroeter († 1741 IV 19), 2) 1741 IX 18 Cath. Sab. Lange verw. Truhardt († 1785), G. I, 239/41. Z.-N. Er ließ 1757 auf dem Schiffbauplatz das Seeschiff „Benjamin" bauen. Fuchs, Beschr., III[1], 182.

Tafel XLI.

a: Hl. Geiststr. 44. b: Fischerstr. 7. c: Schmiedestr. 3.

Drei gotische Giebelhäuser. (Nach Kallenbach.)

Tafel XLII.

a: Hl. Geiststraße 52.

b: Wilhelmstraße 45.

Tafel XLIII.

a: Hl. Geiststraße 13.

b: Der „Bär“.

Tafel XLIV.

a: Christophorus Roskampff.

b: Christoph Werner von Dreßen.

Wappenscheiben im Städtischen Museum.

Sein Leben, von seinem Sohn Benjamin beschrieben, in der im StArch. befindlichen Familienchronik. Aeußerst lebensvolles Oelbildnis in Privatbesitz in Elbg.

Sein Vater kam 1651 nach Speier, erlernte 1656 in Landau in der Unterpfalz das Grobschmiedehandwerk und 1660 in Hamburg das Steinmetzenhandwerk, zog 1672 nach Elbing und erwarb das Bürgerrecht. Ihm gehörte die „Steinbude" (der jetzige „Elbinger Hof" gegenüber dem Dampferanlegeplatz) und er verfertigte 1694 (od. 1698?) den steinernen Herkules auf dem Pfeifenbrunnen am Alten Markt, der 1866 abgenommen wurde, nachdem er mehrmals erfolglos repariert worden war. Fuchs, Beschreib II, 121. 128. Rhode, Der Elbinger Kreis, S. 142. Toeppen, Räuml. Ausbr., S. 107, 121.

Carl Andreas Silber, Anno 1737.

S. v. Chrn. S. († 1761, s. o.). * 1734 V 5, G.-M. 1742, 5; Pred. in Kopenhagen, dän. Legationspred. in Neapel, Pfr. in Hollingstedt, 1787 Pred. in Elbg. an St. Marien, † 1805 I 11. — Heir. 1733 Christina Reimer aus Nystedt in Holland, Kaufm.-Tochter. G. I, 221. Ein anderer Carl Andr., der gemeint sein könnte, ist in den Stammbäumen der Familie nicht vorhanden. Es scheint so, als ob der Vater Chrn. S. zugleich mit seinem eigenen Namen den seines dreijährigen Aeltesten als Stifter einer Fensterscheibe hat verewigt sehen wollen. Stiftungen von Kindern kommen auch anderweit vor: der fünfjährige Sigism. Meienreis schenkt bei seiner Aufnahme ins Gymnasium 1600 das kostbare „Opus Palatinum de Triangulis" von Valentin Otho. Hanns Bauer, Alt-Elbinger Stammbücher. Elb. Jahrb., Heft 8 (1929), S. 157, Anm. 28. G.-M. 1600, 69.

Johann Ferdinand Silber.

S. d. Stadtältesten Benjamin S. (* 1757, † 1831) u. d. Anna Eleon. Poselger (* 1768, † 1804). * 1795 III 27, † 1863 II 5. Heir. 1) Justina Sophia Poselger (* 1801, geschieden), 2) Frieder. Aug. Paul Krokisius (* 1806, † 1889). G. I, 221. 239/41.

Fridericus Tolckemit / Eltester 1724. (Nr. 32, I, 10.)

S. d. Sen. Min. Nic. T. (* 1645, † 1713, Tolck., Lehrer-Ged. S. 72) u. d. Flor. Hoffmann, T. d. Rekt. Fr. H. (Heir. 1677). — * 1677 XII 20, 1690 nach IV. des Gymn. aufgenommen (G.-M. Nr. 37), zus. mit s. Br. Nic. († 1714 als Pred. in Fürstenau), stud. in Königsbg. (1699 V 29. Nr. 14), Leipzig (S 1702 prom.) und Jena (1702 X 9) Jura (Tolck. S. 72), wurde 1723 Vogt u. † 1724 XI. — Heir. 1) 1708 Maria Lange verw. Horn, Rth.-Tochter (* 1668, † 1724), 2) 1724 Regina Maria Hoppe, Bgm.-Tochter, wv. Unterberg (* 1702, † 1759). G. I, 87. 151. II, 47.

Heinrich Torborg, Anno 1730 d. 25 Junij. (Nr. 34, 8.)

S. v. Nic. T. (* 1643, † 1693 X 14) u. d. N. N., die am gleichen Tage starb. * 1669 V 5, † 1733 IV 9. — Heir. 1) 1696 Anna Freudenreich verw. zu der Linde, 2) 1702 Anna Zieglerin (* 1681, † 1759). G. I, 245.

Johannes Unger 1737.

S. d. Losbäckers und Schöppenherrn in Dirschau Sam. U. (* 1652, † 1706) u. d. Cath. Thiel († 1704). — * 1695 VI 29, heir. 1728. G. I, 252.

Christoff Werner von Dressen. 1612. Ren. 1730. (Nr. 34, 9.)

a) S. d. aus Bernburg stammenden, 1599 in Danzig † und zu St. Barbara begrabenen Kaufmanns gl. N. 1630 kgl. poln. Landmesser (Bestallung in Dewitz, Documenta Elbingensia, StArch., H. 24, S. 336), † 1640 I 3. — Heir. 1) 1597 Anna Fehrmann († 1614), 2) 1615 Ursula Wohlgemuth verw. Brakenhausen († 1617), 3) 1619 N. N. Engelscholtz (* 1580, † 1628), 4) 1629 Ursula von Dorssen verw. Schwartz († 1644). G. I, 144. C. Th. Zamehl, Nekrol.

b) Der Urenkel von a). S. d. Kramers, späteren Wagemeisters an der kleinen Wage Joh. W. v. D. (* 1660, † 1735) u. d. Elisabeth Bauch (* 1658, † 1729). —

* 1696 V 4, G.-M. 1699, 54; Mitält. der Kramerzunft, 1748 M. d. 2. O., † 1756 XII 23. — Heir. 1) 1728 Anna Veit († 1737 IV 23), 2) 1737 IX 24 Anna Rosina Linck, Pastorstochter (* 1713). — Männliche Nachkommen lebten noch vor kurzem in Moskau und Kopenhagen, die Familie ist aber im Aussterben begriffen. Was der Zusatz „von Dressen" bedeutet, ist nicht bekannt; Dresden ist jedenfalls nicht gemeint. — G. I, 144. 145. Lange, Gen., 117. Grüttner, Gen. — Deutsche Stammtafeln in Listenform, hrsg. v. d. Zentralstelle f. deutsche Pers.- u. Fam.-Gesch. Bd. IV. Stammtafeln deutschbaltischer Geschlechter, Bd. II, bearb. v. Erich Seuberlich (Taf. XLIV b).

Daniel Zachert / Eltester 1725. (Nr. 32, I, 12.)

S. d. Vogts Elias Z. (* 1710 oder 1718) u. d. Maria Rittersdorff, T. d. Sen. Min. † 1686, G.-M. 1692, 23; † 1731 XII 20. Heir. 1714 Maria Döring. G. I, 254.

Ueber Joach. **Berlien** 1730 (Nr. 34, 7), Dan. **Deveer** 1733 (Nr. 33, 11), Dan. **Fischer** 1730 (Nr. 34, 3), Peter, Susanne und Cath. **Jantzen**, Gottfr. **Jungius** 1741 (Nr. 33, 7), Valent. **Lehmann** 1730 (Nr. 34, 2), Hch. **Lucht** 1730 (Nr. 34, 4), Jac. **Pfennig** Anno 1737 und 1742 (Nr. 32, III, 10), Chrph. **Rahl** Ao. 1737, Chrph. **Ritter** 1753 (Nr. 32, II, 5), sowie über die Neustädter Geo. **Bisch**, Paul **Braun** 1609, Alb. **Duglis** 1608, N. N. **Fuchs** 1609, Joach. **Haerder** 1609, Bened. **Migke**, Paul **Schack** 1609, H. Hans **Stegeman** und H. George **Zirnisch** sind wir ohne Nachrichten.

Berichtigung.

Vier Elbinger Altäre und ihre Abhängigkeit von Dürerschen Holzschnitten*). Der bizarre Mantelzipfel des Mohrenkönigs ist nicht von Dürer erfunden. Er findet sich schon auf dem Hochaltar der Wallfahrtskapelle zu Lautenbach im Schwarzwald, um 1490, abgebildet in: Hugo Kehrer, Die heiligen Drei Könige in Literatur und Kunst, Bd. II, Lpg. 1909, S. 255. Den Hinweis darauf verdanke ich Herrn Archivdirektor Dr. Kownatzki. H. Abs.

*) Elb. Jahrb. Heft 5/6 (1927), S. 65, insbes. S. 78 oben.

Berichte
und Buchbesprechungen

Bericht

über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft vom 1. April 1933 bis 31. März 1935.

Zwei Jahre von schicksalsschwerer Bedeutung sind es, über die zu berichten ist, Jahre, die der E. A. G. wohl viel Erfreuliches, aber auch schwere Sorgen brachten. In das Jahr 1933 fiel der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung und die Machtübernahme durch Adolf Hitler, die dem deutschen Volke den Beginn eines neuen Aufstiegs brachte, die auch für die seit ihrem Bestehen von der E. A. G. vertretenen Ziele volles Verständnis und wirksamste Förderung erwarten ließ. In dasselbe Jahr fiel auch die Feier des 60jährigen Jubiläums der E. A. G., die der Gesellschaft viele Anerkennungen und Ehrungen brachte. Die E. A. G. vollzog in der der Jubiläumsfeier vorangehenden Mitgliederversammlung unter entsprechenden Aenderungen ihrer Satzungen die im Dritten Reiche erforderliche Gleichschaltung und bekannte sich zum Arier- und Führerprinzip.

Diese entscheidenden und erfreulichen Ereignisse hatten aber auch manche schwerwiegenden und schmerzlichen Folgen. Die Gleichschaltung führte zum Verlust von Mitgliedern, die z. T. längere Zeit der Gesellschaft angehört hatten. Das war um so fühlbarer, als die wirtschaftlichen Nöte schon seit langem eine starke Verminderung der Mitgliederzahl bewirkt hatten. Ferner wirkten sich die durch die wirtschaftliche Notlage des Staates und der Städte gebotenen Sparmaßnahmen für die E. A. G. in geradezu verhängnisvoller und bedrohlicher Weise aus. Die Städtische Finanzkommission verfügte 1933 eine Sperrung der schon in Höhe von 1500 RM. in den Haushaltsplan eingesetzten Beihilfe um 1300 RM., so daß nur 200 RM. zur Auszahlung kamen, und auch für 1934 gelang es dem Vereinsführer trotz angestrengtesten Bemühungen nicht, den damaligen kommissarischen Oberbürgermeister zur Erhöhung der Beihilfe über diese geringe Summe hinaus zu bewegen. So sah sich die E. A. G. plötzlich und unerwartet in eine katastrophale Lage versetzt. Denn die beiden Jubiläumsschriften befanden sich, ehe die verhängnisvolle Wendung eintrat, schon im Druck, und da sich die Stadt, die mit ihren Sammlungen an der Herausgabe des Elbinger Jahrbuchs beteiligt war, den ihr daraus erwachsenden Pflichten der finanziellen Mitverantwortung entzog, so sah sich die E. A. G. ganz unerwartet vor eine Schuldenlast von etwa 2800,— RM. gestellt. Dieser Zustand wirkte länger als ein Jahr auf die Gesellschaft in jeder Beziehung lähmend. Ein Haushaltsplan konnte in Anbetracht der wirtschaftlichen Lage überhaupt nicht aufgestellt werden, der Vorstand mußte sich auf die äußerst notwendigen Ausgaben beschränken, ein neues Heft des „Elbinger Jahrbuchs" konnte 1934 selbstverständlich nicht erscheinen, und nur die Vortragstätigkeit wurde als notwendige Veranstaltung für die Mitglieder aufrecht erhalten. Erst im Dezember 1934 trat eine Wendung ein, die wieder voll Hoffnung in die Zukunft blicken ließ. Der Vereinsführer hatte an den jetzigen Herrn Oberbürgermeister unter nochmaliger Darstellung der Verhältnisse und vor allem auch der Rechtslage den Antrag gerichtet, die Beihilfe für 1935 wieder in der alten Höhe einzusetzen und außerdem entsprechend der Beteiligung der Städtischen Sammlungen an der Herausgabe des Elbinger Jahrbuchs auch die Abdeckung der Schuldenlast mit zu übernehmen. Der Herr Oberbürgermeister hat daraufhin in einer bald darauf stattfindenden Sitzung des Museumsbeirats erklärt, daß auch er eine moralische Verpflichtung der Stadt zur Abdeckung der Schulden anerkenne, und daß er für die Bewilligung der Beihilfen in der beantragten Höhe eintreten werde.

So ist die E. A. G. nun endlich von der drückendsten Sorge entlastet, und der Vereinsführer, der seine Sorgen, ohne die Mitglieder durch Einberufung von Mitgliederversammlungen zu beunruhigen, mit dem engeren Vorstande allein getragen hat, kann jetzt mit dem Gefühl der Erleichterung vor die Versammlung treten. Mit Dank sei bei dieser Gelegenheit anerkannt, daß auch der Herr Regierungspräsident tatkräftig für die E. A. G. eingetreten ist und ihr besonders für die Herausgabe eines neuen Heftes des Elbinger Jahrbuchs, das 1935 als Jubiläumsheft zum 70jährigen

Bestehen des Städtischen Museums erscheinen soll, durch seine Befürwortung größere Beihilfen zu erwirken suchte.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung der Lage folgt der Bericht in der üblichen Weise. Der Bericht erstreckt sich dieses Mal auf zwei Jahre, da mit Rücksicht auf die außerordentliche Mitgliederversammlung gelegentlich des Jubiläums, die für die E. A. G. verfassungsändernd war und schon zur Neubildung des Vorstands geführt hatte, durch Vorstandsbeschluß auf die Einberufung der ordentlichen Mitgliederversammlung schon ein Vierteljahr später verzichtet wurde.

Die Mitgliederzahl betrug am 1. 4. 1934 8 Ehrenmitglieder, 2 korrespondierende und 131 ordentliche Mitglieder, zusammen 141. Gegenwärtig ist die Zahl der Ehren- und korrespondierenden Mitglieder dieselbe geblieben, die der ordentlichen um 1 gewachsen. Da aber für 1935 schon 10 neue Meldungen vorliegen, treten wir mit 152 Mitgliedern in das neue Vereinsjahr ein.

Es ist also eine erfreuliche Aufwärtsbewegung festzustellen. Während der beiden Geschäftsjahre sind zusammen 13 Mitglieder ausgetreten, dagegen 24 neu eingetreten. Gestorben sind nur zwei Mitglieder, Herr Hochschuldozent Dr. Rossius und Gutsbesitzer Gertzen-Koggenhöfen.

Unter den Versammlungen war die wichtigste die außerordentliche Mitgliederversammlung am 11. Dezember 1933, die der Jubiläumsfeier voranging. Unter entsprechender Aenderung der Satzungen erfolgte die Gleichschaltung des Vereins und die Wahl eines neuen Vorstands. Zum Vereinsführer wurde einstimmig der bisherige Vorsitzende Prof. Dr. Ehrlich durch Zuruf gewählt. Dieser berief in den engeren Vorstand die Herren Landrat Cichorius und Kaufmann Dr. Frentzel, später in den Beirat die Herren Stadtbüroinspektor Abs, Hochschulprofessor Dr. Carstenn, Prof. Dr. Müller, Konrektor Pahnke und Dipl.-Ingenieur Raether. Die Versammlung beschloß dann den Eintritt in den Kampfbund für deutsche Kultur und nahm Kenntnis von der Gleichschaltung des Gesamtverbands der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, dem die Gesellschaft schon seit langen Jahren angehört. Gleich hier sei bemerkt, daß die E. A. G. im Jahre 1934 auch in den neugegründeten Reichsbund für deutsche Vorgeschichte eingetreten ist, der an die Stelle der von Gustaf Kossinna gegründeten Gesellschaft für deutsche Vorgeschichte getreten ist. In der Versammlung wurden folgende Ehrenmitglieder ernannt: Staatsarchivdirektor Prof. Dr. Recke-Danzig, Stadtbibliotheksdirektor Dr. Krollmann-Königsberg, Museumsdirektor Prof. Dr. La Baume-Danzig, Oberstudiendirektor Dr. Schumacher-Marienwerder (jetzt Königsberg). Ueber die Jubiläumsfeier selbst wird an anderer Stelle besonders berichtet werden.

Vorstandssitzungen bzw. Sitzungen des geschäftsführenden Ausschusses, der Kommissionen und später des Beirats fanden statt am 6. Dezember 1933, am 12. Februar 1934, am 25. März 1934, am 9. Oktober 1934 und am 22. März 1935.

In den wissenschaftlichen Sitzungen wurden folgende Vorträge gehalten:

1933/34: 11. Dezember 1933: Festvortrag zum 60. Jubiläum der E. A. G. Stadtbibliotheksdirektor Dr. Bauer: Elbing und die ostpreußische Erhebung 1813.

6. Februar 1934: Prof. Dr. Soecknick: Die Wasserläufe Elbings seit der Ordenszeit. (Mit Lichtbildern.)

21. Februar 1934: Ehrenmitglied Oberstudiendirektor Dr. Schumacher: Die staatsrechtliche Begründung der Erwerbung Westpreußens durch Friedrich d. Gr. und der Deutsche Orden.

19. März 1934: Prof. Dr. Ehrlich: Die Ausgrabungen in Succase, Lärchwalde und auf der Tolkemita im Jahre 1933. (Mit Lichtbildern.)

11. April 1934: Ehrenmitglied Dir. Dr. Krollmann: Handel und Schiffahrt in Altpreußen im 12. bis 15. Jahrhundert.

1934/35: 27. November 1934: Prof. Dr. Ehrlich: Neue vorgeschichtliche Ausgrabungen und Funde im Landkreise Elbing. (Mit Lichtbildern.)

14. Dezember 1934: Prof. Dr. Müller: Zur Geologie der Elbinger Höhe. Neue Ergebnisse auf Grund der Ausgrabungen. (Mit Lichtbildern.)

17. Januar 1935: Ehrenmitglied Prof. Dr. La Baume-Danzig: Dämonenglaube und Totenfurcht in germanischer Vorzeit. (Mit Lichtbildern.)

28. März 1935: Museumsassistent Dr. Neugebauer: Ueber den vorgeschichtlichen Handel in Mitteleuropa. (Mit Lichtbildern.)

Es wird im April noch folgen:
April 1935: Prof. Dr. Ehrlich: Die Religion der alten Germanen im Spiegel vorgeschichtlicher Urkunden. (Mit Lichtbildern.)

Am 11. Juni 1933 veranstaltete die E. A. G. in zwei Autobussen mit etwa 80 Teilnehmern einen Ausflug nach Guttstadt, Rößel, Heiligenlinde, Heilsberg und Wormditt. Die wissenschaftlichen Führungen fanden in Guttstadt durch die Herren Studienräte van Semmer und Dr. Schäfer, in Rößel durch Herrn Erzpriester Mattern, in Heiligenlinde und Wormditt durch Herrn Studienrat Dr. Schmauch-Marienburg und in Heilsberg durch Herrn Reg.-Baurat Haucke statt. Auch an dieser Stelle sei diesen Herren herzlichster Dank ausgesprochen. Der Ausflug fand begeisterten Beifall der zahlreichen Teilnehmer.

Der für 1934 geplante Ausflug nach Danzig und Oliva mußte leider wegen der zu geringen Zahl der Anmeldungen ausfallen.

Die bedeutenden Ausgrabungen des Städtischen Museums wurden wiederholt besichtigt. Ausflüge erfolgten am 13. Oktober 1933 nach der Tolkemita, am 27. Oktober 1933 nach Succase, und auch am 25. März 1934 beteiligte sich die E. A. G. an einer Besichtigung der neuen Ausgrabungen in Succase gelegentlich der Tagung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen.

Als Vertreter der E. A. G. nahm der Vereinsleiter teil vom 15. bis 21. September 1933 an der Tagung des Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Görlitz, Breslau, Beuthen, Ratibor und vom 13. bis 21. Oktober 1934 an der ersten Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte in Halle mit Ausflügen nach dem Harz und Anhalt.

Bei der Tagung der Historischen Kommission am 27. und 28. Oktober 1934 in Pr. Holland war die E. A. G. durch Herrn Stadtbibliotheksdirektor Dr. Bauer vertreten, da sich der Vereinsführer auf Urlaub befand.

Als wissenschaftliche Festgaben zum 60jährigen Jubiläum der E. A. G. erschienen Heft 11 des Elbinger Jahrbuchs mit wertvollen Beiträgen zur Geschichte Elbings und der engeren Heimat und als 3. Heft der Elbinger Heimatbücher das Buch von Rendschmidt „Das alte Elbinger Bürgerhaus". Beide Hefte sind bisher sehr günstig besprochen worden. Die Druckkosten für das Buch von Rendschmidt waren durch Subskriptionen und Beihilfen gedeckt. Das Elbinger Jahrbuch dagegen konnte wegen der Herabsetzung der städtischen Beihilfen um je 1300 RM. für beide Jahre nicht bezahlt werden.

Die Kassenlage gestaltete sich infolgedessen recht schwierig, da es ein großes Defizit zu decken galt. Nur dem Umstande, daß die Druckerei der Elbinger Zeitung größte Geduld übte und nicht auf Zahlungen drängte, ist es zu verdanken, daß der Betrieb der E. A. G. noch aufrecht erhalten werden konnte. Abgesehen von den Beihilfen für das Buch von Rendschmidt liefen in den beiden Jahren folgende Beihilfen ein: Es bewilligten

1933	Der Landkreis Elbing	200,—
	Die Stadtverwaltung Elbing	200,—
1934	Der Landkreis Elbing	200,—
	Die Stadtverwaltung	200,—
	Die Provinzialverwaltung	500,—

Sämtliche Beihilfen wurden zur Abdeckung der Druckkosten bei der Druckerei der „Elbinger Zeitung" verwendet. Die Kasse schließt März 1935 mit einem Barbestand von 582,66 RM. ab. Demgegenüber steht die Restschuld bei der Wernich'schen Druckerei in Höhe von 1877 RM. Zur Deckung dieser Restschuld stehen zunächst zur Verfügung der erwähnte Barbestand von 582,66 RM., und eine Summe von 500 RM., die der Herr Oberbürgermeister als 1. Rate der Stadt Elbing zur Abdeckung der Schulden der E. A. G. in den Haushaltsplan für 1935 eingesetzt hat. Es bliebe dann noch eine Restschuld von 794,34 RM. übrig. So scheint es, daß die Geldschwierigkeiten der E. A. G. in absehbarer Zeit behoben sein werden. Andererseits finden die Bestrebungen der Gesellschaft in weitesten Kreisen der Bevölkerung stärksten Widerhall, sodaß wohl auch mit einem weiteren Ansteigen der Mitgliederzahl und mit nachhaltiger Förderung unserer Bestrebungen auch seitens der Behörden gerechnet werden kann.

Der Vereinsleiter. Prof. Dr. Ehrlich.

Bericht
über das sechzigjährige Jubiläum der Elbinger Altertumsgesellschaft am 11. Dezember 1933.

Am 11. Dezember 1933 beging die Elbinger Altertumsgesellschaft die Feier ihres 60jährigen Bestehens mit einer Festsitzung in der Ressource Humanitas, an die sich ein gemütliches Beisammensein anschloß.

Der Festsitzung ging eine außerordentliche Mitgliederversammlung voraus, über die im Jahresbericht für 1933/34 berichtet ist. In dieser erfolgte unter entsprechender Aenderung der Satzungen die Gleichschaltung des Vereins. Zum Vereinsleiter wurde einstimmig der bisherige Vorsitzende Prof. Dr. Ehrlich durch Zuruf gewählt. Dieser bestimmte zu seinem Stellvertreter Herrn Landrat Cichorius und als drittes Vorstandsmitglied den Kaufmann Herrn Dr. Frentzel. Zu Ehrenmitgliedern wurden ernannt:

Bibliotheksdirektor Dr. Krollmann-Königsberg,
Museumsdirektor Prof. Dr. La Baume-Danzig,
Oberstudiendirektor Schumacher-Marienwerder,
Archivdirektor Prof. Dr. Recke-Danzig.

An der Festsitzung nahmen außer zahlreichen Mitgliedern und deren Angehörigen auch viele Vertreter der Behörden und andere eingeladene Gäste teil. Unter den ersteren befanden sich die Herren Regierungspräsident Dr. Budding, Landrat Cichorius und Oberbürgermeister Dr. Merten, unter letzteren Prof. Dr. La Baume-Danzig, Staatsarchivdirektor Dr. Recke-Danzig, zugleich als Vertreter des Herrn Staatspräsidenten, und die Vertreter befreundeter Vereine.

Die Festrede hielt der Vereinsleiter Prof. Dr. Ehrlich. Sie bot einen Rückblick auf die verflossenen 60 Jahre und eine Ausschau in die nächste Zukunft, die unter dem Nationalsozialismus für Ostpreußen verheißungsvolle Aussichten habe. Einzelheiten bietet das neue Jahrbuch der Altertumsgesellschaft, das in Anbetracht des Jubiläums besonders reichhaltig und sorgfältig ausgestattet ist. Die Altertumsgesellschaft ist von 10 Bürgern der Stadt am 11. November 1873 gegründet worden; von den drei Vorsitzenden hatte Prof. Dorr allein 32 Jahre das Führeramt inne. Lang ist die Reihe der verdienten Mitarbeiter, die durch ihre Heimatliebe und Selbstlosigkeit die Altertumsgesellschaft auf eine solch stolze Höhe gebracht haben, daß sie in ihrem wissenschaftlichen Wirken mit an der Spitze Ostpreußens steht und ihr guter Ruf weit über die Grenzen unserer Heimatprovinz hinausreicht. Alte und vertraute Namen führte der Festredner an, die dem Wirken und den Zielen der Gesellschaft, die Kenntnis der Geschichte und Vorgeschichte von Elbing und der Provinz zu fördern und zu vertiefen, in hohem Maße gerecht geworden sind. In den ersten Jahrzehnten des Bestehens der Altertumsgesellschaft wurde unter der Leitung von Anger und Dorr die Erforschung der Vorgeschichte in den Vordergrund gestellt. Die Grabungen und Funde auf dem Neustädter Feld und bei Lenzen und die sonstigen Sammlungen der Denkmäler der Vorzeit brachten dem Städtischen Museum wertvolle Bereicherung, und so kam es, daß der Vorsitzende der Altertumsgesellschaft immer zugleich die Leitung des Städtischen Museums übertragen erhielt. Dabei wurde die Geschichte und Kulturgeschichte unserer Stadt nicht vernachlässigt. Das letzte Jahrzehnt war insbesondere auch der Erforschung der Geschichte Elbings gewidmet. Die Schaffung einer eigenen wissenschaftlichen Zeitschrift, des Elbinger Jahrbuchs, dessen erstes Heft 1920 erschienen ist, bedeutete einen weiteren Fortschritt der Gesellschaft. Die Herausgabe einer Zeitschrift war nur möglich dank der Mithilfe vieler Freunde und zumal auch der Stadt Elbing und ihres Oberbürgermeisters und Ehrenmitglieds der Gesellschaft, Herrn Dr. Merten. In der Nachkriegszeit mit der alle Werte vernichtenden Inflation fehlte es der Elbinger Altertumsgesellschaft leider häufig an den erforderlichen Geldmitteln und auch an der verständnisvollen ideellen Förderung ihrer Ziele durch wirksame

Hilfe der Staatsbehörden. Erst jetzt nach dem Sieg der nationalsozialistischen Bewegung treten an die Stelle der nichtssagenden Worte der früheren Machthaber die Taten des neuen Deutschland, das so großes Gewicht auf die Erforschung der Geschichte und Vorgeschichte und auf die Erstarkung des Deutschtums in der Ostmark legt. In diesem Sinne erwachsen der Altertumsgesellschaft aber auch neue dankbare Aufgaben, deren Lösung sie sich freudig unterziehen wird.

Nach der Festrede gab der Vereinsleiter die Namen der neu ernannten Ehrenmitglieder bekannt und beglückwünschte die anwesenden derselben.

Es folgten dann die Beglückwünschungen. Um einer Ermüdung vorzubeugen, hatten sich die Gratulanten der E. A. G. auf drei Redner geeinigt, die in ihrer aller Namen sprechen sollten.

Oberbürgermeister Dr. Merten dankte im Auftrage des Herrn Regierungspräsidenten und im Namen der Erschienenen und übermittelte dabei die Glückwünsche des Magistrats und der Stadtverwaltung und gab der Hoffnung Ausdruck, daß unter Führung heimatliebender Männer die Altertumsgesellschaft weiter wachsen, blühen und gedeihen möge.

Landrat Cichorius wies auf die guten Beziehungen des Landkreises Elbing zur Altertumsgesellschaft hin, die im Landkreis geschürft und große Erfolge erzielt habe: Tolkemit, Louisenthal, Succase, Lärchwalde seien Arbeits- und Fundstätten von großer Bedeutung für die ganze wissenschaftliche Welt; das wichtigste sei aber, daß die vorgeschichtlichen Denkmäler den Beweis erbracht haben, daß dies Land seit Urzeiten von Germanen bewohnt gewesen ist.

Prof. Dr. Recke überbrachte die Glückwünsche des Senats des Freistaates Danzig und entschuldigte das Fernbleiben des Senatspräsidenten Rauschning. Elbing und Danzig seien ja im Mittelalter zeitweise wirtschaftliche Gegner gewesen. Aber heute führten geistige Brücken zu beiden Städten, die jetzt durch wirkliche Brücken noch gestützt werden sollen. Auch in Zukunft werde man in gleichem Sinne weiter zusammenwirken, um eine wahrhaft nationale Wissenschaft zu treiben. — Allen Rednern wurde lebhafter Beifall gespendet.

Zum Schluß hielt Herr Stadtbibliotheksdirektor Dr. Bauer den Festvortrag über das Thema: „Elbing und die ostpreußische Erhebung 1813."

Als wissenschaftliche Gaben hatte die E. A. G. selbst zwei Bücher herausgegeben. Als Vereinsgabe für die Mitglieder erschien das elfte Heft des „Elbinger Jahrbuchs", ein stattlicher Band mit wichtigen Abhandlungen und kleineren Aufsätzen zur Elbinger Geschichte. Außerdem aber konnte die E. A. G. auch noch rechtzeitig das lang erwartete Buch von Rendschmidt „Das alte Elbinger Bürgerhaus" herausgeben, dessen Erscheinen durch Vorbestellungen und reichliche Beihilfen ermöglicht worden war.

Nach der Festsitzung blieben die Teilnehmer noch in zwangloser Weise beisammen. Bei dieser Gelegenheit ergriff auch noch der Herr Regierungspräsident das Wort und sprach herzliche Worte der Anerkennung aus für das, was die E. A. G. besonders zur Erforschung der Vorgeschichte, aber auch der Geschichte der engeren Heimat im Verlaufe ihres Bestehens geleistet habe. Der Vereinsleiter verlas dann die eingelaufenen Glückwunschschreiben und Depeschen, von denen einige auch poetische Form hatten. Der Herr Provinzialkonservator, der leider nicht persönlich erscheinen konnte, und der Vereinsführer des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, der Vereinsleiter der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung, der Herr Landeshauptmann, eine größere Anzahl von Geschichtsvereinen und viele alte Freunde hatten ihren Glückwünschen in herzlichen und anerkennenden Worten Ausdruck verliehen. Großen Beifall fand der poetische Glückwunschgruß der Altertumsgesellschaft Insterburg, und auch die von Künstlerhand entworfene Beglückwünschung des Oberbaurats Dr. Rendschmidt, des Verfassers der einen Jubiläumsschrift, fand verdiente Würdigung. In launiger Weise plauderten im Laufe des Abends u. a. unser Ehrenmitglied Bruno Sieg und unsere alte treue Freundin, Frau Ella Carstenn, von vergangenen Zeiten, als Anger und Dorr in der Altertumsgesellschaft das Zepter schwangen. So fand das Fest seinen schönen Abschluß, und geleitet von den treuen Wünschen der anwesenden und fernen Freunde und Gönner trat die Elbinger Altertumsgesellschaft in ihr siebentes Jahrzehnt ein.

Dr. Ehrlich.

Berichte aus dem Stadtarchiv Elbing.

5.

Die Entwicklung des Stadtarchivs von 1932/33 bis 1935/36.

Die am 1. Mai 1927 begonnene Reorganisation des Stadtarchivs führte zunächst dazu, daß der unmittelbare Anschluß des Archivs an die laufenden Registraturen wieder hergestellt, die Bestände des Stadtarchivs nach dem Provenienzprinzip neu gegliedert und in diesem Rahmen eine Neuordnung und -verzeichnung begonnen wurde[1]). Dieser inneren Erneuerung folgte nun auch die äußere Neugestaltung. Nach jahrzehntelanger, nebenamtlicher Verwaltung durch Professoren des Kgl. Gymnasiums wurde das Stadtarchiv, soweit seine Bestände in der so benannten Archivalien-sammlung überhaupt vereinigt waren, 1919 in die Stadtbibliothek überführt und war auch nach dem Beginn der Reorganisation im Jahre 1927 dadurch mit der Stadt-bibliothek verbunden, daß der Direktor der Stadtbibliothek weiterhin nebenamtlich Direktor des Stadtarchivs blieb. Durch die Verfügung des Oberbürgermeisters vom 17. November 1934 wurde nun das Stadtarchiv zu einem eigenen wissenschaftlichen Institut der Stadt gemacht, indem es von der Stadtbibliothek zum 1. Dezember 1934 getrennt und als besondere Dienststelle eingerichtet wurde, deren Leitung der bisherige Stadtarchivar als Direktor des Stadtarchivs erhielt.

Für den geplanten, notwendigen Ausbau, bezw. Anbau des Verwaltungsgebäudes und des Magazins beider Institute konnten die Mittel noch nicht beschafft werden. Zur Milderung der schlimmsten Notstände wurden im Archiv einige kleinere, behelfs-mäßige Aenderungen im Innern der vorhandenen Räume vorgenommen und eiserne Schränke, besonders für die Urkunden, angeschafft.

Eine innere organisatorische Fortentwicklung des Stadtarchivs ergab sich zwangs-läufig durch ein neues Aufgabengebiet, die Sippenforschung, die durch den Nachweis der arischen Abstammung eine ungeheure Ausbreitung gewann. In den Jahren 1927/28 bis 1932/33 hatte die Gesamtzahl der schriftlichen Anfragen an das Stadt-archiv zwischen 111 und 171 geschwankt, die Zahl der darin enthaltenen Anfragen zu familiengeschichtlichen Zwecken zwischen 14 und 32. In den drei Jahren 1933/34 bis 1935/36 stieg nun die Anzahl der genealogischen Anträge von privaten Stellen — sei es zum Zweck des Nachweises der arischen Abstammung, sei es für darüber hinaus-gehende Sippenforschung — auf 1149, 2549 und 4309. Außerdem kamen neu hinzu amtliche Anfragen in Abstammungsangelegenheiten. Ihre Anzahl stieg 1935/36 auf 223, so daß in diesem Geschäftsjahr das Stadtarchiv 4532 genealogische Anträge bearbeitete. Zur Bewältigung dieser Sturmflut mußten dem Stadtarchiv Hilfsarbeiter zugewiesen werden. Aus ihnen wurde zu Beginn des Kalenderjahres 1935 die Genealo-gische Abteilung gebildet, während der alte Personalbestand des Archivs von 1 Archiv-gehilfin und 1 Magazingehilfen für die eigentlichen Archivaufgaben nun wieder frei-gemacht werden konnte. Ende des Geschäftsjahres 1935/36 bestand die Genealogische Abteilung aus 1 Expedientin, 2 ständigen Ermittlern und 1 als Hilfsarbeiter be-schäftigten Ermittler. Nachdem eine gut arbeitende Genealogische Abteilung geschaffen war, kamen die eigentlichen Archivarbeiten und die wissenschaftlichen Arbeiten des

[1]) Berichte aus dem Stadtarchiv 1 und 3, Elb. Jb. 7, 1928, und 10, 1932.

Stadtarchivs wieder zu ihrem Recht, wenn auch selbstverständlich die neue Aufgabe und die neue Abteilung, für die in dem großen Raummangel noch ein Arbeitsraum hergerichtet werden mußte, eine bleibende und erhebliche Mehrarbeit für die Archivabteilung und den Direktor des Stadtarchivs bedeuteten.

Die persönliche Benutzung des Stadtarchivs hat an der Zahl der Benutzer gemessen zu-, hinsichtlich der Benutzertage aber abgenommen. Die persönliche Benutzung war von 1927 an gestiegen bis auf 75 Benutzer — darunter 19 Sippenforscher — mit 1143 Benutzertagen im Jahre 1932/33. In den Jahren 1933/34 bis 1935/36 betrug die Anzahl der Benutzer 70, 89 und 95, die der Sippenforscher darunter 30, 47 und 49, während die Anzahl der Benutzertage auf 1016, 948 und 744 sank. Die geschichtlichen und heimatkundlichen Studien sind also zurückgegangen, während die Sippenforschung auch in der persönlichen Benutzung des Archivs einen merklichen Aufschwung genommen hat. Das Sinken der Anzahl der Benutzertage bedeutet nun keine Arbeitsverminderung für das Archivpersonal; an Stelle der Heimatforscher, die verhältnismäßig wenig Archivalien lange durchstudierten, sind Sippenforscher getreten, die in kurzer Zeit viel Quellen benutzen. Auf die in früheren Jahren so erfolgreichen Archivausstellungen hat das Stadtarchiv ganz verzichten müssen, da es bei dem so sehr gestiegenen Verkehr im Geschäftszimmer nicht mehr möglich ist, dieses zeitweise für jede andere Benutzung zu sperren und als Ausstellungsraum zu verwenden. So mußte sich der Archivdirektor darauf beschränken, in zwingenden Fällen außerhalb der Archivs einen stadtgeschichtlichen Vortrag zu halten.

Hermann Kownatzki.

Das Städtische Museum in den Jahren 1932—1935.

Nachdem im Elbinger Jahrbuch zuletzt in Heft 10 (1932) über die Vorgänge im Jahre 1931 berichtet worden ist, soll jetzt zusammenfassend ein Bericht über die Jahre 1932 bis 1935 erstattet werden. Diese vier letzten Jahre des siebenten Jahrzehnts seit der Gründung des Museums waren eine Zeit großer Unruhe und zeitweise auch angespanntester Tätigkeit. Die Unruhe wurde besonders durch die andauernden Bauarbeiten hervorgerufen. Im Winter 1932/33 wurde endlich die langersehnte Zentralheizung für die beiden Museumsgebäude geschaffen. Sie konnte Mitte Februar 1933 in Betrieb gesetzt werden. Im Jahre 1934 wurde dann noch ein Nebenraum des Laboratoriums an die Heizung angeschlossen. Ferner wurden von 1934 an auch die großen Wiederherstellungsarbeiten an den Gebäuden selbst endlich begonnen, leider aber, da die Beihilfen nur in kleineren Raten und nicht entfernt dem Bedarf entsprechend einliefen, immer wieder unterbrochen. Im Jahre 1934 wurde das Dach im Hause Heiliggeiststraße 3 völlig neu gedeckt und das Dachgebälk ausgebessert. In beiden Gebäuden wurden fast alle Fenster erneuert und, wo solche fehlten, Doppelfenster eingebaut. Das Barockzimmer im Hause Heiliggeiststraße 3 erhielt eine Verdunkelungseinrichtung für Lichtbildervorträge. Endlich wurde im Spätherbst 1935 auch die Wiederherstellung der Fassade desselben Hauses begonnen. Da die Werksteine fast sämtlich vollständig verwittert waren, mußten sie durch neue ersetzt werden. Die Arbeiten schritten daher nur langsam vorwärts und sind auch bis heute noch nicht beendigt. Es steht aber zu erwarten, daß die Wiederherstellungsarbeiten an beiden Fassaden bis zum Jubiläumsjahre der Stadt 1937 beendigt sein werden. Leider mußte das Museum wegen dieser Bauarbeiten wiederholt auf längere Zeit für den Besuch geschlossen werden.

Weitere Unruhe wurde dadurch geschaffen, daß das Museum wegen Mangels an geeigneten Arbeits- und Ausstellungsräumen, aber auch an Arbeitskräften den gerade in diesen Jahren an es herantretenden gewaltigen neuen Aufgaben gegenüber nicht genügend gerüstet war.

Die neue Zeit, die mit der Machtübernahme unseres Führers Adolf Hitler im Jahre 1933 begann, stellte auch an die Museen neue Anforderungen. Gehört es doch zu den wichtigsten Aufgaben im neuen Staat, das Volk mit der Kultur seiner Ahnen vertraut zu machen. Zu den dazu am meisten berufenen Stellen gehören auch die Museen, in denen die Kultur der Väter von den Urzeiten bis zur lebendigen Gegenwart veranschaulicht werden soll. Die Museen aber waren zum Teil volksfremd und nahmen zu wenig Rücksicht auf das, was die Allgemeinheit fesseln kann. Hierin einen Wandel zu schaffen, ist für die Museen ein unabweisbares Gebot der Stunde. Das Städtische Museum, das nach dem Ausscheiden des um das Museum hochverdienten früheren Oberbürgermeisters Dr. Merten in seinem neuen Dezernenten Oberbürgermeister Woelk einen gerade nach dieser Richtung hin erfahrenen und interessierten Berater und Förderer erhalten hat, suchte den neuen Zielen besonders durch eine teilweise Neuordnung der Sammlungen und durch Sonderausstellungen gerecht zu werden. Vor allem war aber eine Erweiterung der vorgeschichtlichen Sammlungen notwendig. Die Vorgeschichte ist von jeher von der Elbinger Altertumsgesellschaft im Städtischen Museum besonders gepflegt worden, und die vorgeschichtlichen Sammlungen des Museums gehörten schon immer zu den bedeutendsten des deutschen Ostens. So trat das Museum wohl gerüstet in die neue Zeit ein, wo endlich im nationalsozialistischen Staate der früher vielfach mißachteten und verspotteten Vorgeschichtsforschung die gebührende Anerkennung und staatliche Förderung zuteil wurde. Die großen Erdbewegungen beim Bau neuer Straßen, vor allem auch der Reichsautobahn im Kreise Elbing, beim Bau der Kasernen und Randsiedlungen, bei den Arbeiten zur Gewinnung neuen Siedlungs- und Ackerbodens führten in schneller Folge zur Aufdeckung immer weiterer vorgeschichtlicher Siedlungen und Gräberfelder. Durch die Ausgrabungen, die seit 1933 die Arbeitskraft des Museums vom Frühjahr

bis zum Einsetzen der Winterkälte fast ununterbrochen in Anspruch nahm, wurde dem Museum ein bisher unerhört reiches Fundmaterial zugeführt, das wissenschaftlich verarbeitet und in Schausammlungen ausgestellt werden sollte.

Das Museum konnte bei der beschränkten Zahl seiner Arbeitskräfte diese Arbeiten nicht allein schaffen. Noch im Jahre 1932 war die einzige Hilfsarbeiterin, die dem Museumsleiter und dem Konservator, abgesehen von dem Hausmeister, der für diese Arbeiten nicht in Frage kam, allein zur Seite stand, aus Sparrücksichten auf halbe Arbeitszeit gesetzt worden. Erst 1934 wurde die Tochter von Frau Ehlers, Fräulein Kristel Ehlers, die nach Erkrankung ihrer Mutter an deren Stelle trat, als Museumsgehilfin mit voller Beschäftigung eingestellt. Seit April 1934 war dann ferner Dr. phil. Werner Neugebauer als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter im Museum tätig. Zunächst auf ein Vierteljahr mit Beihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur Fortsetzung der Arbeiten an den vorgeschichtlichen Kartotheken berufen, blieb er, da seine Hilfe wegen der inzwischen begonnenen großen Ausgrabungen unentbehrlich war und die Stadtverwaltung und die Provinz die Mittel für seine weitere Besoldung bewilligten, zunächst bis zum Schlusse des Verwaltungsjahres 1934 am Museum tätig, und in dankenswerter Weise stellte ihn die Stadt Elbing vom 1. April 1935 an etatsmäßig als Museumsassistenten an. Zu gleicher Zeit wurde auch eine Lehrlingsstelle geschaffen, in die Fräulein Charlotte Hardt berufen wurde. Als dann im September 1935 die Museumsgehilfin Fräulein Kristel Ehlers, jetzt Frau Jaschinski, wegen ihrer Verheiratung aus ihrer Stelle ausschied, berief die Stadtverwaltung auch noch Fräulein Lotte Kabelitz in eine weitere Lehrlingsstelle.

Abgesehen davon, daß trotz der Neueinstellung des Assistenten und der Lehrlinge die verfügbaren Arbeitskräfte an sich nicht ausreichten, kam noch als überaus erschwerend die Behinderung durch die mit Unruhe und Schmutz verbundenen Bauarbeiten und der Mangel an Arbeitsräumen hinzu. Gerade die Bearbeitung der vorgeschichtlichen Funde erfordert große Arbeitsäume, die es ermöglichen, die Scherben usw. zur Bestimmung, Vergleichung und auch zur Zusammensetzung von Gefäßen auszubreiten, und an solchen fehlte es. Um diese Arbeiten endlich ausführen zu können, mußten sogar Ausstellungsräume freigemacht und als Arbeitsräume benutzt werden.

In erfreulicher Weise haben sich in den verflossenen Jahren immer wieder freiwillige Arbeitskräfte für die Arbeiten im Museum zur Verfügung gestellt. Außerdem wurden vom Städtischen Wohlfahrtsamt eine Zeitlang ständig Unterstützungsempfänger als Pflichtarbeiter dem Museum überwiesen. Als freiwillige Helfer stellten sich zur Verfügung Prof. Dr. Traugott Müller, dem das Museum zu ganz besonderem Danke verpflichtet ist, der auch bei den Sonderausstellungen eifrig geholfen und oft Führungen durch das Museum übernommen hat, ferner Regierungsbaurat i. R. Paul Bielefeldt, der als Zeichner und Maler, dann aber auch bei Wiederherstellungen vorgeschichtlicher Häuser schätzenswerte Dienste geleistet hat, dann der Schüler der hiesigen Heinrich-von-Plauen-Schule Kurt Kroll, der besonders im Laboratorium Herrn Pahnke zur Seite stand, und schließlich auch Studenten der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing und des vorgeschichtlichen Seminars der Universität Königsberg. Letztere halfen vor allem zu ihrer eigenen Ausbildung bei den großen Ausgrabungen mit. Auch die Gattin des Museumsassistenten, Frau Dr. Helene Neugebauer geb. Krahmer, die Geschichte und Vorgeschichte studiert hat, hat dem Museum bei den Ausgrabungen als Zeichnerin und auch selbständig als Leiterin von Ausgrabungen in liebenswürdiger Weise geholfen.

Allen diesen freundlichen Helfern schuldet das Museum großen Dank. Ohne ihre opferwillige Hilfe hätte nicht das geleistet werden können, was trotz aller Schwierigkeiten doch noch geleistet worden ist. Dennoch muß aber leider berichtet werden, daß trotz der vielfachen Hilfe noch vieles unbearbeitet liegen geblieben ist. Vor allem haben die dringend notwendigen Arbeiten an der Bestandaufnahme und an den wissenschaftlichen Karthotheken nicht fortgeführt werden können. Auch die wissenschaftliche Auswertung der neuen Ausgrabungen war bisher nur zum Teil möglich.

Außer dem Mangel an Arbeitskräften machte sich für das Museum auch der Mangel an Ausstellungs- und Arbeitsräumen in recht störender Weise bemerkbar. Vor allem fehlte es für die geplanten Sonderausstellungen an diesem besonderen Zwecke dienenden Räumen. So blieb nichts anderes übrig, als je nach Bedarf einzelne

Abteilungen auszuräumen und zu magazinieren, um auf diese Weise für Sonderausstellungen und auch für Erweiterung schon bestehender Sammlungen Raum zu gewinnen. So sind zur Zeit die ganzen Abteilungen für Stadtgeschichte, Naturkunde und Völkerkunde, außerdem aber auch die Sammlung Splieth, die ganze Münzsammlung und viele wertvolle Möbel, u. a. das Woelke-Zimmer seit längerer Zeit magaziniert. Wenn diesem Zustande nicht bald ein Ende gemacht wird, so leiden darunter die Sachen, da ihnen in den überfüllten Magazinen nicht die erforderliche denkmalpflegerische Behandlung zuteil werden kann; aber auch die Gesamtwirkung des Museums wird dadurch beeinträchtigt, daß ganze Abteilungen fehlen, die in einem heimatkundlichen Museum nicht fehlen dürften.

Es steht aber zu hoffen, daß dieser unerträgliche Zustand bald beendigt sein wird, da der Herr Oberbürgermeister inzwischen die von dem Museumsleiter schon lange beantragte Hergabe des Nachbarhauses Heiliggeiststraße 5 für das Museum verfügt hat. So werden dem Museum nach Herstellung dieses Gebäudes außer den nötigen Arbeitsräumen auch noch etwa 10 Ausstellungs- und weitere Magazinräume zur Verfügung stehen.

Trotz der geschilderten Ungunst der Verhältnisse hat das Museum doch recht erfolgreiche Arbeit leisten können. Es betätigte sich vor allem in Sonderausstellungen, Ausgrabungen und Schulungsarbeiten. Auch mehrere wissenschaftliche Veröffentlichungen sind aus dem Museum hervorgegangen.

Sonderausstellungen.

1932. Nacheinander veranstaltete das Museum drei Ausstellungen von Werken Elbinger Künstler: 1. Ernst Kossol, 2. Ernst und Frieda Tiedtke, 3. Hans Heuer.

Außerdem wurden ausgestellt 4. in der Abteilung für Stadtgeschichte: Unsere alten Elbinger Kirchen, 5. in der Abteilung für Völkerkunde: Japanische und chinesische Kunst.

1933. Das Museum selbst veranstaltete keine Sonderausstellungen. Dagegen beteiligte es sich mehrfach an auswärtigen Ausstellungen: 1. Wikingerausstellung in Danzig-Oliva und Königsberg. 2. Puppenschau (veranstaltet von der Arbeitsstelle für deutsche Nadelkunst in Berlin-Friedenau) in Berlin.

1934. 1. Sonderausstellung der Ausgrabungen in Succase, Lärchwalde und auf der Tolkemita. Diese Ausstellung wurde zunächst für die Elbinger Tagung des Verbandes ostmärkischer Heimatmuseen im März 1934 veranstaltet und blieb dann als Dauerausstellung bestehen.

2. Sonderausstellung der Ausgrabungen eines altpreußischen Gräberfeldes in Conradswalde.

3. Ausstellung heimatlichen Schrifttums zur „Woche des deutschen Buches“.

4. Sonderausstellung von Weihnachtsgebäck aus alten Elbinger Kuchenformen.

5. Sonderausstellung der Neufunde von Lärchwalde (jungsteinzeitliche und früheisenzeitliche Siedlung), Böhmischgut (spätgermanische Siedlung der Völkerwanderungszeit an der Reichsautobahn) und Lärchwalde-Rodeland (spätpreußisches Gräberfeld).

1935. 1. Ausstellung japanisch-chinesischer Kunst in den Wandelgängen des Stadttheaters anläßlich der Aufführung von Puccinis Oper „Madame Butterfly“.

2. Vom 18. Mai bis 15. August: Landeskundliche Schau „Frische Nehrung“. Mit reicher Unterstützung von behördlichen und privaten Stellen. Für diese Ausstellung wurde ein besonderer Führer gedruckt, der von Prof. Dr. Müller und Dr. Neugebauer verfaßt war. Im Anschluß an diese von annähernd 6000 Personen besuchte Ausstellung wurden aus den Beständen derselben Teile in der Schule Kahlberg-Liep und im „Haffschlößchen“ in Succase ausgestellt.

4. Den Besuchern des Städtischen Museums waren regelmäßig auch die kleinen Sonderausstellungen für die Teilnehmer an der vorgeschichtlichen Arbeitsgemeinschaft der Volkshochschule zugänglich.

Ausgrabungen.

Die Ausgrabungen des Städtischen Museums haben seit 1933, wo die großen Erdbewegungen zum Bau von Straßen und Randsiedlungen und zur Gewinnung von Neuland für Ackerkultur und Siedlungen begannen, einen derartigen Umfang angenommen, daß es oft nur unter voller Einsetzung aller verfügbaren Arbeits- und Hilfskräfte möglich war, dem Ansturm der Aufgaben standzuhalten. An vielen Tagen mußten an zwei oder gar drei Stellen Ausgrabungen vorgenommen werden. Das war nur möglich, da das Museum in jenen schweren Zeiten neben dem Museumsassistenten Dr. Neugebauer in dem Konrektor i. R. Konrad Voigtmann, dem früheren Leiter des Städtischen Museums in Marienburg, und in dem Mittelschullehrer i. R. Eduard Lemke, dem früheren Museumsleiter in Pillau, erfahrene Ausgrabungsleiter zur Hilfe hatte, denen dank der reichlich fließenden Beihilfen auch die entsprechenden Vergütungen gezahlt werden konnten. Oefters halfen uns bei diesen Ausgrabungen auch Prof. Dr. Traugott Müller, Prof. Dr. La Baume-Danzig und Mitglieder des vorgeschichtlichen Seminars der Universität Königsberg, wogegen eine Beteiligung von Studenten der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing nur selten möglich war. Bei den Wiederherstellungen der ausgegrabenen vorgeschichtlichen Siedlungen beriet uns in dankenswerter Weise besonders Herr Regierungsbaurat i. R. Bielefeldt.

Die Sammlungen des Städtischen Museums sind durch die wertvollen Zugänge von den vielen vorgeschichtlichen Ausgrabungen in bisher noch nie erlebter Weise bereichert worden. Mit seinen jungsteinzeitlichen Sammlungen nimmt das Museum jetzt in Ost- und Westpreußen die führende Stellung ein. Für die Zugänge zu den vorgeschichtlichen Sammlungen ist jetzt ein besonderer Zugangskatalog angelegt worden. In der folgenden Aufzählung sind nur die wichtigeren Ausgrabungen berücksichtigt. Die Ausgrabungen in den Jahren 1933—1935 sind zusammengefaßt, da an manchen Stellen in allen drei Jahren gegraben wurde.

1932. Forsthaus Wieck. Unweit vom „Heiligen Stein" wurden auf der Uferhöhe, und zwar an der höchstgelegenen Stelle, große Steinfundamente mit Herdstellen gefunden. Wahrscheinlich besteht ein zeitlicher Zusammenhang mit der unweit gelegenen jungsteinzeitlichen Siedlung zwischen Forsthaus Wieck und Louisenthal.

1933. Elbing-Spittelhof. Ausgrabung eines altpreußischen Pfostenhauses aus der Ordenszeit.

1933 bis 1935:

1. Succase, Kr. Elbing. Jungsteinzeitliche Siedlung der Schnurkeramiker mit nordischen Pfostenhäusern, darunter auch Häusern mit Vorhalle. Siedlungsgeschichtlich von allergrößter Bedeutung. Vgl. in diesem Hefte die Abhandlung von B. Ehrlich, Succase, eine Siedlung der Schnurkeramiker im Kreise Elbing (S. 41—98). Daselbst auch das weitere Schrifttum über Succase.
2. Tolkemit, Schweinelager. Beim Straßenbau wurden an dieser schon seit länger als 60 Jahren bekannten Siedlungsstelle im Winter 1934/35 zwei neue Kulturschichten der jüngeren Steinzeit angeschnitten. An der einen Stelle wurde ein durch den Wegebau z. T. leider schon abgeschachtetes Pfostenhaus aufgedeckt, das in seiner Bauart und dem Fundmaterial mit Succase sehr nahe verwandt ist. An der andern Stelle wurde eine sich tief den Steilabhang hinabziehende Abfallgrube mit reichem Inhalt besonders an Fischresten festgestellt und untersucht. Die Untersuchung dieser Siedlungsstelle, die sich bis weit in den Dezember 1935 hinzog, ist noch nicht abgeschlossen.
3. Lärchwalde, Kr. Elbing. Frühgermanische Siedlung der jüngeren Bronzezeit bis zur frühen Eisenzeit. Mit Pfostenhäusern. Früheste bisher bekannte germanische Siedlung des deutschen Ostens. Vgl. in diesem Hefte die Abhandlung von W. Neugebauer, Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde, Kr. Elbing (S. 100 ff.).

4. Die Tolkemita. Durch die Ausgrabungen in den Jahren 1926, 1928 und 1930 ist schon nachgewiesen worden, daß diese Burg von den Frühgermanen erbaut und dann später auch von den alten Preußen, vielleicht auch zeitweise von Wikingern besetzt gewesen ist. 1933 wurde durch Grabungen im Kessel und durch einen großen Schnitt durch den Westwall ermittelt, daß die Burganlage die germanische Siedlung zum Teil überlagerte, daß diese also auch schon vor der Aufschüttung der Wälle durch die Germanen bestanden hat. Durch einen weiteren langen Suchgraben durch den Kessel längs der Innenböschung des Westwalls wurde dann eine größere Anzahl altpreußischer Herde aus der jüngsten heidnischen Zeit und eine große Feuerstelle aufgedeckt, die bei einem Durchmesser von 4 m aus einer etwa 1 m mächtigen Packung etwa faustgroßer Steine mit starken Brandresten und vielen Knochen und Scherben bestand. 1934 wurde die Untersuchung des großen Schnittes durch den Westwall fortgesetzt und dabei an der Außenböschung desselben eine starke Außenbefestigung aufgedeckt, deren unterste Fundamente bis 9½ m tiefer als die Wallkrone lagen. 1935 wurden in dem Gelände zwischen dem Westwall und der westlichen Schlucht weitere Teile der frühgermanischen Siedlung mit Pfostenbauten ausgegraben.

Schrifttum: Vgl. Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit 7. Jahrg. 1931 und 9. Jahrg. 1933. Daselbst auch das weitere Schrifttum. Außerdem vgl. B. Ehrlich, Ueber den gegenwärtigen Stand der Erforschung vor- und frühgeschichtlicher Burgen im Reg.-Bez. Westpreußen. Altpreußen, 1936, Heft 4.

5. Ausgrabungen beim Bau der Reichsautobahn durch den Landkreis Elbing im Jahre 1934.

a) Grunau-Höhe. Bei km 5,4 der Kunststraße nach Güldenboden wurde ein burgundisches Brandgrubengrab mit Deckelurne gefunden. Ohne Beigabe.

b) Grunau-Höhe. Bei km 14,45 der Reichsautobahn wurde ein zum Teil schon abgeschachteter germanischer Brennofen aus den ersten Jahrhunderten n. Zw. untersucht.

c) Grunau-Höhe. Am Windmühlenberg wurde ein gepidisches Frauengrab aus dem 3.—4. Jhdt. n. Zw. aufgedeckt. Beigaben: Ein Spinnwirtel und Teil einer bronzenen Riemenzunge in einer Graburne.

d) Böhmischgut, Kr. Elbing. In etwa fünfwöchiger Ausgrabung wurde bei km 16,58 und zwischen km 16,3 und 16,4 der Reichsautobahn eine größere spätgermanische Siedlung mit 65 Herdstellen aufgedeckt. Die Herde bestanden aus Steinpackungen über viereckigen oder rechteckigen Herdgruben. Sie lagen in Reihen um einen freien Platz herum, also in dorfähnlicher Anlage. Dazu gehörige Häuser konnten nicht ermittelt werden. Durch diese Ausgrabungen wurde erwiesen, daß der Landkreis Elbing noch im 5. Jhdt. n. Zw. von Germanen bewohnt war.

In überaus dankenswerter Weise übernahm die Oberbauleitung der Reichsautobahn die Kosten für die Arbeiter und einen Hilfszeichner.

Schrifttum: B. Ehrlich, Vorgeschichtliche Funde und Ausgrabungen beim Bau der Reichsautobahn im Landkreis Elbing. Die Straße, vereinigt mit der Zeitschrift „Die Autobahn". 2. Jahrg., 1935, S. 500 ff.

6. Conradswalde, Kr. Elbing. Beim Bau der neuen Kunststraße von Conradswalde nach Louisenthal wurde am Ausgang des Dorfes Conradswalde ein altpreußisches Gräberfeld angeschnitten. Die Untersuchung führte zur Aufdeckung von 20 Brandgruben mit wertvollen Beigaben von bronzenen Fibeln, Armringen, Riemenzungen und Beschlägen, sowie eisernen Lanzenspitzen u. a. Die Beigaben und die Keramik lassen noch einen starken germanischen Einfluß erkennen. Es ist das älteste bisher bekannte preußische Gräberfeld im Elbinger Gebiet. Zeit: 5./6. Jhdt. n. Zw.

Schrifttum: W. Neugebauer, Das altpreußische Gräberfeld von Conradswalde, Kr. Elbing. Altschlesien, Bd. 5 (Seger-Festschrift). 1934, S. 321 ff.

7. Stagnitten, Kr. Elbing.

a) Beim Abbau von Lehm für die Ziegelei in Stagnitten wurden 1934 und 1935 germanische und altpreußische Herde von derselben Form und Anlage wie die in Böhmischgut entdeckt und untersucht. Durch diese Ausgrabung ist erwiesen, daß die Preußen bei ihrer Einwanderung noch Reste der germanischen Bevölkerung vorfanden und sich mit diesen vermischten.

b) 1935 wurden an derselben Stelle auch mehrere altpreußische Eisenschmelzöfen aufgedeckt, die ersten in Ostpreußen bekannt gewordenen.

8. Lärchwalde-Rodeland. Auf dem der St. Georgenbrüderschaft gehörigen Pachtlande des Siedlers Gehrmann entdeckte der Untersekundaner Kurt Kroll spätpreußische Grabstellen. Bisher wurden etwa 30 Brandgruben der jüngsten heidnischen Zeit (10. bis 12. Jhdt. n. Zw.) aufgedeckt.

9. Ausgrabungen in den Randgebieten der Stadt Elbing. Der Bau von Randsiedlungen und Kasernen hat im Laufe der letzten Jahre zu wertvollen Feststellungen über die vor- und frühgermanische Besiedlung des erweiterten Stadtgebietes geführt. Lärchwalde ist schon besonders behandelt.

a) Elbing-Spittelhof. Frühgermanische Herdstellen.

b) Elbing-Comeniusstraße. 2 Steinbeile. Ferner eine kreisförmige, von Pfählen umschlossene, zisternenartige Anlage aus der Ordenszeit. Sie war tief in den anstehenden Lehm eingeschnitten und enthielt außer Scherben Knochen von Pferden einer kleinen Rasse. — In Fundamentgruben konnten wertvolle geologische Beobachtungen gemacht werden.

c) Elbing, Königsberger Straße. 2 gepidische silberne Armringe mit Schlangenkopfenden. Im Jahre 1936 wurden in unmittelbarer Nähe in der neuangelegten Scharnhorststraße mehrere gepidische Skelettgräber ausgegraben. Des weiteren wurden in der Scharnhornststraße Gräber vom 3. bis 13. Jahrhundert, auch einige altpreußische Oefen ausgegraben.

d) Elbing, Randsiedlung Vogelsang (Siedlung alter Kämpfer): Altpreußische Herdstellen. Sie gehörten jedenfalls als Siedlung zu dem benachbarten großen Gräberfelde Benkenstein-Freiwalde.

e) Elbing, Randsiedlung Königsberger Straße (Erich-Koch-Siedlung): Spätpreußische Herdstellen.

Die genannten Fundstellen liegen alle auf dem nördlichen und östlichen Höhenrande, bis an den einstmals auch der Drausensee heranreichte. Die dichte Besiedlung gerade in der nachchristlichen germanischen und altpreußischen Zeit — in der Scharnhorststraße wurden 1936 u. a. auch etwa 10 altpreußische Reitergräber mit reichen Pferdezaumbeschlägen gefunden — macht es immer wahrscheinlicher, daß auf diesen Höhen im Weichbild der Stadt Elbing einst das alte Truso gelegen hat.

Schulungsarbeiten.

Die seit 1934 in erfreulicher Weise stetig wachsende Anteilnahme der Bevölkerung an den Sammlungen des Städtischen Museums und besonders auch das rege Verlangen weitester Kreise, zumal auch der Lehrerschaft, die Vorgeschichte der Heimat genauer kennen zu lernen, machte es auch dem Museum zur Pflicht, nach dieser Richtung hin Aufklärungsarbeit zu leisten. Parteiorganisationen, Vereine, Jugendverbände usw. traten immer wieder an die Museumsleitung heran mit der Bitte um Führungen und Vorträge. Um die Führungen von Schulklassen machten sich besonders der Konservator des Museums Konrektor i. R. Paul Pahnke und auch Prof. Dr. Müller verdient. Der Museumsleiter und Dr. Neugebauer führten immer wieder Gruppen der SS. und SA., Abteilungen der Gauführerschule Lärchwalde, Gruppen des Bundes deutscher Osten und von Jugendverbänden durch das Museum. Auch die NS.-Frauenschaft bekundete durch wiederholten Besuch ihr Interesse. In der Elbinger Altertumsgesellschaft, im Bund deutscher Osten, in der Volkshochschule wurden vom Museumsleiter und vom Museumsassistenten eine Reihe von Vorträgen gehalten.

Neben diesen Einzelvorträgen fanden aber auch mehrfach regelrechte Schulungen statt. Mehrere Jahre hintereinander hielt der Museumsleiter für die Schüler der Oberstufe des Staatlichen Gymnasiums Arbeitsgemeinschaften für Heimatkunde mit Führungen durch die Sammlungen und die Altstadt Elbing. An der Hochschule für Lehrerbildung in Elbing hielten der Museumsleiter und der Museumsassistent während mehrerer Semester, während der dem Lehrkörper der Hochschule kein Dozent für Vorgeschichte angehörte, Vorlesungen über die Vorgeschichte des deutschen Volkes, insbesondere auch zur Einführung in die Vorgeschichte Ost- und Westpreußens mit praktischen Uebungen und Führungen. Vom 16.—18. März 1935 fand im Städtischen Museum unter Leitung des Berichterstatters und Beteiligung des Museumsassistenten ein Einführungslehrgang für Lehrer des Landkreises und der Stadt Elbing statt, der einschließlich der beiden Kreisschulräte von 30 Lehrpersonen besucht war. In der Woche nach Pfingsten veranstaltete Universitätsprofessor Dr. Frhr. v. Richthofen-Königsberg in der Gauführerschule Lärchwalde-Elbing für Lehrpersonen Ostpreußens gleichfalls einen Einführungslehrgang, an dem auch das Städt. Museum mit Führungen und Vorträgen des Museumsleiters und Museumsassistenten beteiligt war. Im Winter 1935 fand dann noch im Rahmen der Veranstaltungen der Volkshochschule Elbing im Städt. Museum eine Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte statt, in der von dem Berichterstatter, von Prof. Dr. Müller, Dr. Neugebauer, Frau Dr. Helene Neugebauer, geb. Krahmer, und auch einigen Teilnehmern Vorträge mit Lichtbildern und kleinen Sonderausstellungen gehalten wurden.

Veröffentlichungen aus dem Städtischen Museum.

Ueber die mit den Ausgrabungen zusammenhängenden wissenschaftlichen Abhandlungen des Museumsleiters und des Assistenten ist schon bei dem Bericht über die Ausgrabungen berichtet worden. Ueber die Ausgrabungen wurde die Elbinger Presse durch Berichte aus dem Museum dauernd auf dem Laufenden erhalten. Aber auch in der Tagespresse der Hauptstadt und des Reiches erschienen einige zusammenfassende Berichte. Auch über die Sonderausstellungen wurden einführende Berichte durch die Presse veröffentlicht. Vom Elbinger Jahrbuch konnte leider, da die Elbinger Altertumsgesellschaft durch zeitweise Sperrung der städtischen Beihilfen in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, nur 1933 zum 60jährigen Jubiläum der Altertumsgesellschaft ein starkes Heft herausgegeben werden.

Statistische Mitteilungen.

Die Besucherzahl ist seit 1932 erheblich und ständig gewachsen, ein Beweis, daß das Museum mit seinen Arbeiten und Ausstellungen bei der Bevölkerung starken Anklang findet. Dabei ist zu berücksichtigen, daß das Museum wegen der Bauarbeiten und Neuordnungen mehrere Male monatelang geschlossen werden mußte. Unter den Besuchern befanden sich auch viele Fremde aus dem Reich und auch aus dem Auslande, darunter viele Gelehrte, Politiker und Studenten, die das Museum zu Studienzwecken besuchten. Sehr groß war auch das Interesse der Schulen.

Die Besucherzahl betrug 1932/33: 7865 Besucher, 1933/34: 7064 Besucher (das Museum war 8 Wochen geschlossen), 1934/35: 6987 Personen, 1935/36: 9229 Personen (das Museum war z. T. für ein Vierteljahr geschlossen). Den Haupterfolg hatte die Landesschau „Frische Nehrung" mit fast 6000 Besuchern in 3 Monaten.

Die Haushaltspläne des Museums schlossen ab mit 1933/34: 12 340 RM. (Zuschuß der Stadt 7740 RM.), 1934/35: 11 460 RM. (Zuschuß der Stadt 7730 RM.), 1935/36: 26 050 RM. (Zuschuß der Stadt 14 590 RM.). Das Museum erhielt regelmäßig Beihilfen von der Provinz und dem Landkreise Elbing, außerdem aber auch wiederholt größere Beihilfen von dem Herrn Minister und der deutschen Forschungsgemeinschaft, von letzteren beiden Stellen zumal für die Bauarbeiten und Ausgrabungen.

Die Sammlungen des Museums.

Die Mittel für Ergänzung und Unterhaltung der Sammlungen flossen in den Berichtsjahren spärlicher als früher. Daher waren nur verhältnismäßig wenige Erwerbungen durch Ankäufe möglich. Trotzdem haben aber die Sammlungen auch während der Berichtszeit sehr erfreulichen Zuwachs erfahren, vor allem durch Schenkungen

und Leihgaben. Besonders stark waren die Zugänge zu den vorgeschichtlichen Sammlungen, die eine Vermehrung der Ausstellungs- und Magazinräume erforderlich machten. Die Zugänge vom 1. 4. 32 bis 31. 3. 36 sind im Zugangskatalog unter den Nummern 5011 bis 5308 eingetragen. Für die vorgeschichtliche Sammlung wird seit 1934 ein besonderer Zugangskatalog geführt.

Von den Zugängen seien nur einige der bedeutenderen Erwerbungen aufgezählt Von kirchlichen Altertümern gelangten als Leihgaben ins Museum einige Altargeräte, 5 gotische Holzskulpturen aus Pr. Mark, ein alter Taufstein aus Neukrug (Frische Nehrung). Von neueren Werken zwei kleinere Holzschnitzwerke des Elbinger Bildhauers Gebauer und eine Darstellung des Leidens und der Auferstehung Christi in Landschaft und Holzfiguren nach Art einer Krippe, letztere von Ingenieur Laibl als Leihgabe dem Museum übergeben. Prof. Witt-Danzig schenkte dem Museum ein Porträt von Joh. Heinrich Dewitz, der sich um die Elbinger Geschichtsforschung verdient gemacht hat. Eine Anzahl weiterer Porträts gelangten nebst einer Anzahl neuerer Gemälde aus dem Rathause ins Museum. Angekauft wurden mehrere Oelgemälde von Kossol, ein Oelgemälde „Inneres der Marienkirche" von Reg.-Baurat Bielefeldt, 2 Aquarelle Elbinger Motive von Harry Schulz-München u. a.

Von vielen ehemaligen Vereinen und Verbänden wurden die alten Fahnen dem Museum übergeben, dessen an sich schon große Fahnensammlung dadurch bedeutend vermehrt ist. Auch der Bestand an alten Möbeln wurde durch Ankäufe und Stiftungen vermehrt. Unter andern gelangten Empire- und Biedermeiermöbel aus ehemals Cadiner Besitz und aus dem Adolfsheim in Kahlberg ins Museum. Ferner übergab der Herr Oberbürgermeister dem Museum einen reichgeschnitzten Schrank des Elbinger Bildhauers Gebauer. Aus dem Nachlasse des Stadtrats Stach wurde wertvolles Porzellan, von Frl. Oelrich in Elbing einige alte Schmucksachen erworben. Herr Rechtsanwalt Bandow † überwies dem Museum aus den Beständen der aufgelösten Loge einen silbernen Pokal, gestiftet 1835 von der Stadt Elbing an Johann Ferdinand Wegmann. Herr Wenzel stiftete dem Museum einen Münzfund von 75 ordenszeitlichen Münzen, der auf seinem Gute Hansdorf geborgen wurde. Prof. Dr. Müller bereicherte dann wieder die naturwissenschaftliche Sammlung durch eine Anzahl wertvoller Gaben. Die vorgeschichtliche Sammlung erfuhr den stärksten Zuwachs durch die Ausgrabungen in Succase, Lärchwalde und auf der Tolkemita. Aber auch die andern Grabungsstellen lieferten wertvolle Funde.

Das Städtische Museum ist in das 8. Jahrzehnt eingetreten in der freudigen Zuversicht, daß es ihm dank der wohlwollenden Förderung durch die Stadtverwaltung und die andern Behörden auch weiterhin möglich sein wird, seine Ziele im Dienste der Allgemeinheit zu verfolgen, durch seine Arbeit vor allem die Kenntnis der Heimat und die Liebe zu ihr immer weiter zu stärken.

Elbing, im Oktober 1936.

Prof. Dr. Ehrlich.

Buchbesprechungen.

von Brandt, Andres: **Hydrographische Untersuchungen an kleinen Waldgewässern unter besonderer Berücksichtigung der jahreszeitlichen Schwankungen.** Sonderdruck aus dem 57. Bericht des Westpreußischen Botanisch-Zoologischen Vereins. Danzig. 1935. 154 S.

Die im Fischerei-Institut der Universität Königsberg Pr. durchgeführte Arbeit gründet sich auf mehrjährige Untersuchungen dreier Wasseransammlungen im Pfarrwalde (Jagen 2, 3 und 4) am Südrande der Elbinger Höhe (Meßtischblatt 544), die nach der kennzeichnenden Pflanze als Erlentümpel, Callatümpel und Ricciatümpel — Calla = Schlangenwurz; Riccia ist ein schwimmendes Lebermoos — vom Verfasser bezeichnet werden. Nach einer kurzen Beschreibung der Morphologie der nur wenige Dezimeter tiefen Waldgewässer, deren Boden mit Laub teilweise mehrere Zentimeter bedeckt ist, wird die Tier- und Pflanzenwelt in einer knapp gehaltenen Uebersicht dargestellt. Eingehend werden die von außen her wirksamen Faktoren, wie Wasserversorgung, die vorwiegend durch die Niederschläge erfolgt — nur in dem Erlentümpel läßt sich die Einsickerung von Grundwasser nachweisen —, die Eisbildung und der Laubfall erörtert.

Als wichtigstes Ergebnis tritt zum ersten Male die sorgfältige Angabe der Auswirkung dieser äußeren Einflüsse im Jahreskreislauf auf. Ueber die Wärmeverhältnisse dieser Waldgewässer wird der Verfasser an anderer Stelle (im Archiv für Hydrobiologie) berichten. Dagegen wird der Chemismus der untersuchten Wasseransammlungen einer eingehenden Prüfung unterzogen. Sehr beachtenswert sind auch die im Laboratorium angestellten Versuche, die Veränderung des Wassers durch darin liegendes Rotbuchen-, Weißbuchen-, Eichen- und Erlenlaub zu ermitteln. Sie zeigen, daß leicht verrottendes weiches Laub sehr viel mehr und rascher Sauerstoff dem Wasser entzieht als hartes Laub. Nicht weniger beachtenswert sind die Veränderungen der Alkalinität des Wassers durch das in Frage kommende Laub.

Besondere Beachtung schenkt der Verfasser dem Schneeschmelzwasser, das ausgesprochen sauer, und dem Eisschmelzwasser, das mehr oder weniger neutral reagiert. In diesem Zusammenhang wurden Laboratoriumsversuche über die Veränderung eines Wassers durch den Gefrierungsvorgang angestellt. Es ergab sich nebenher, daß der von Kohlendioxyd herrührende Säuregrad durch Erwärmen oder Abstehen herabgesetzt werden kann.

Es wird weiterhin gezeigt, wie äußere Faktoren den Chemismus der Gewässer neben den selbständig vor sich gehenden Einwirkungen beeinflussen und es zu Tages- und Jahres-Rhythmen kommen lassen. Als stärkste Eigenbeeinflussung kommt die in den „Tümpeln" — ein Ausdruck, wie er im gewöhnlichen Sprachgebrauch, nicht in hydrographischem Sinne verwandt wird — lebende Pflanzenwelt in Betracht, die durch ihre Assimilation die stoffliche Beschaffenheit des Wassers im Gegensatz zu den Verwesungsvorgängen abgestorbener Pflanzen- und Tierkörper regelt. Von den Abbauprodukten des Laubes ist in erster Linie Kohlendioxyd zu nennen, das in einer Menge von 262 mg im Liter bei günstigster Bedingung (Eisdecke) gefunden wurde.

Als der stärkste aller äußeren Faktoren erwies sich die Vereisung. Der Abschluß von der äußeren Luft zusammen mit der Verminderung des freien Wassers auf einen verhältnismäßig kleinen Raum wirkt sich derartig stark auf den untersuchten Chemismus aus, daß dagegen alle übrigen äußeren Einflüsse zurücktreten. Ein merkliches durch die eigene Pflanzenwelt hervorgerufenes Bestimmen der chemischen Vorgänge ließ sich, ausgenommen von den Assimilationsvorgängen im Riccia-Tümpel, nicht feststellen. Die von außen beeinflußten Waldgewässer treten dadurch in ausgesprochenen Gegensatz zu den eine reiche Pflanzenwelt bergenden Feldgewässern.

Als Endergebnis läßt sich folgende Tatsache ermitteln: die untersuchten Laubwaldgewässer sind Regenwasseransammlungen, deren Eigenart von dem Laub der umgebenden Waldbäume bestimmt wird. Im Jahreszyklus macht sich der Laubfall nicht bemerkbar, wohl deshalb, weil die den Boden bedeckende dicke Laubschicht allmählich in Verwesung übergeht und die starke Gelb- und Braunfärbung des natürlichen Wassers hervorruft. Von den drei untersuchten Gewässern trägt der Calla-Tümpel am reinsten Laubwaldtümpelcharakter. Der Erlentümpel ist durch das Hinzukommen einer Quelle und der Riccia-Tümpel durch seine freiere Lage — daher geringere Laubzufuhr — eine Modifikation des Laubwaldtümpels.

Die zahlreichen Tabellen, Skizzen und graphischen Darstellungen bilden nicht nur eine wertvolle Ergänzung des Textes, sondern geben auch für den mit dem Stoffgebiet weniger Vertrauten einen anschaulichen Einblick in den behandelten Fragenkomplex. Ein ausführliches Verzeichnis der für die Arbeit benutzten Literatur bietet außerdem Gelegenheit, sich über die zur Zeit schwebenden Fragen der Hydrobiologie zu unterrichten. Sicher ist die Arbeit eine beachtenswerte Leistung, die nicht nur an einem Beispiel aus der engeren Heimat darlegt, welche Wege einzuschlagen sind, um über die natürlichen Vorgänge eines begrenzten Lebensraumes Aufschluß zu erhalten, sondern sie behandelt die Frage des Verlaufes der jahreszeitlichen Veränderungen eines durch seine Eigenart bestimmten Gewässers überhaupt.

Es wäre erwünscht, daß ähnliche Untersuchungen weiter durchgeführt und auf die Abhängigkeit des Auftretens der Lebensformen ausgedehnt würden.

Traugott Müller.

Paul, Bruno: **Die Trockenlegung der Zuidersee und die Landgewinnung in Deutschland.** Eberswalde—Berlin—Leipzig C 1, R. Müller. O. J. 61 S.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung darauf hingewiesen hat, daß die Regierung der nationalen Erhebung in Deutschland mit eisernem Willen an die Lösung der Raumprobleme heranging, lag der Gedanke nahe, die Frage nach der Eindeichung der Küstengebiete der Nord- und Ostsee zu erörtern. Der Trockenlegungsplan der Zuidersee wird nach der technischen und wirtschaftlichen Seite eingehend dargelegt.

Von besonderer Bedeutung ist für uns der letzte Abschnitt, in dem die Trockenlegung des Frischen Haffes nach den verschiedenen Seiten hin auseinandergesetzt wird. Der Verfasser kommt auf Grund seiner Darlegungen zu dem Endergebnis, „daß jede Landgewinnung und Trockenlegung nur dann Zweck hat, wenn auch wirklich Land, d. h. Kulturland, gewonnen wird".

Bedeutsamer sind dagegen die Anlandungen, wie sie in den letzten Jahren erfolgreich in den sogenannten Nogathaffkampen durchgeführt worden sind.

Die wissenschaftlichen Verarbeitungen der im vergangenen Jahre durchgeführten Bohrungen im Haff und auf der Frischen Nehrung sind noch nicht beendet. Im allgemeinen steht man jedoch auf dem Standpunkt, daß der Nutzen einer Trockenlegung des Frischen Haffes in gar keinem Verhältnis zu dem aufgewandten Volksvermögen stehen würde.

Traugott Müller.

Deecke, W.: **Die mitteleuropäischen Silices nach Vorkommen, Eigenschaften und Verwendung in der Prähistorie.** Jena 1933. Gustav Fischer. VII, 112 S.

Der durch die Veröffentlichung des Geologischen Führers durch Pommern weiteren Kreisen bekannt gewordene Geologe hat in dieser Arbeit ein Forschungsgebiet behandelt, das zunächst den Vorgeschichtler angeht. Mit der Bezeichnung Silex faßt er alle diejenigen von Menschen der Vorzeit zur Herstellung von Geräten und Waffen benutzten Mineralien und Gesteine zusammen, die aus Kieselsäure bestehen und kristallisiert, kristallinisch und amorph, wasserfrei und wasserhaltig sind. Durch seine Uebersiedlung von Greifswald nach Freiburg i. B. — hier entstand seine „Geologie von Baden" — war dem Verfasser Gelegenheit geboten, außer dem Material des norddeutschen Flachlandes auch dasjenige aus Süddeutschland aus eigener Anschauung

kennen zu lernen. Wie der Verfasser in der Einleitung hervorhebt, soll das Werk der Aufgabe dienen, eine „mit der wissenschaftlichen (mineralogischen und petrographischen) Nomenklatur" in Uebereinstimmung gebrachte Bezeichnungsweise zu schaffen, um „der willkürlichen Benennung und der leidigen Verwirrung abzuhelfen".

Im ersten Teil behandelt er Quarz, Opal, Chalcedon, Achat, Karneol, alpinen Radiolarit, Jaspis, Hornstein, um zum Schluß auf den Flint näher einzugehen. Dieses Mineral geht bei uns unter dem Namen „Feuerstein", und es ist bedauerlich, wenn „in Deutschland der Name „Feuerstein" für alle möglichen Dinge durch die Literatur über die Vorzeit läuft und zu vielen Ungenauigkeiten und Verwechslungen dauernd Veranlassung gibt". Der Verfasser schlägt vor, „die Bezeichnung „Flint", die ja in Norddeutschland, Dänemark, Schweden, England und Belgien bekannt ist, zur präziseren Benennung zu verwenden und auf diese Silices der oberen Kreide zu beschränken". Beachtenswert ist die Darstellung für unser Gebiet, die von dem Flint des Obersenons handelt. Wenn der Verfasser seinem Zweifel über die sogenannten Mikrolithe aus norddeutschen Fundstellen Ausdruck verleiht, so geschieht dies in so ruhiger und sachlicher Form, daß man seinen Standpunkt durchaus verstehen kann.

Im zweiten Teil der Arbeit werden die Silices, die als Gesteine, d. h. „als Mineralgemenge mit bestimmter Struktur anzusehen sind", behandelt. Es finden sich angegeben Quarzite und ihre Abarten, wie sie besonders im Fichtelgebirge und seiner Umgebung vorkommen. An dieser Stelle, wo von milchweißen Quarziten die Rede ist, findet sich auch der auch für andere Gebiete wertvolle Hinweis: „Schön gerundete, glatte, weiße, meist milchweiße Kiesel wurden gesammelt und dienten als „Spielsteine" neben anderen zusammengebrachten Merkwürdigkeiten, wie Versteinerungen und Kalkspatkristalle. In dem folgenden Abschnitt: Quarzitische Sandsteine, wird auch der Grünsandquarzit der ostbaltischen Länder angeführt, aus dem jedoch nur wenige Aexte des Stralsunder und Stettiner Museums hergestellt sind. Es folgen dann die Kieselschiefer (Lydite) und die Limnoquarzite, die Harte Kreide oder Toter Kalk, Plasma und Verkieselter Tuff und der kaum benutzte Holzstein. Ein besonderer Abschnitt ist der „Patina" gewidmet. Der Verfasser versteht darunter die Verwitterungsrinde, die die Silices infolge der Lagerung durch äußere Einflüsse erleiden. Schon vor längerer Zeit hat der Verfasser Laboratoriumsversuche angestellt, um am Flint von Rügen Patina künstlich zu erzeugen und auf diesem Wege die Vorgänge zu erkennen, welche zur Entstehung der natürlichen Patina führen. Einspruch erhebt er gegen den Gedanken, an der Stärke der Patina eine Altersbestimmung vorzunehmen.

Die „Größe und Auswahl der bearbeiteten Silices" bildet ein weiteres Kapitel seiner Darstellungen. Hierbei gedenkt er auch der Fragen nach dem „Wirklichen Handel".

Zum ersten Male wird dann der Versuch gemacht, eine „Bestimmungstabelle frischer Silices prähistorischer Werkzeuge" herzustellen. Daß die Verwendung äußerer Merkmale, wie Durchsichtigkeit, Farbe, Glanz und Bruch für den in derartigen Untersuchungen wenig geübten Beobachter nicht immer sicher zum Ziel führen wird, ist zu begreifen. So erscheint der Flint mit seinen Abarten an vier verschiedenen Stellen. Sicher wird der Benutzer dieser Tabelle auf die eingehendere Beschreibung der in Betracht kommenden Mineralien und Gesteine zurückgreifen und dabei erfahren, daß „Milchquarz" der Tabelle an anderer Stelle als „Milchquarzit" bezeichnet wird.

Wenig vorteilhaft ist die angeführte Literatur bearbeitet. Es wäre erwünscht, daß diese nicht als Anmerkung, wie sie im Text zum Hinweis gebraucht wird, angegeben wird, sondern daß sie nach Verfassern in alphabetischer Reihenfolge mit Anführung des Erscheinungsjahres geordnet aufgezählt wird. Leider ist die Literaturangabe recht unvollständig.

So beachtenswert die ganze Arbeit nicht nur für den Prähistoriker ist — auch der Mineraloge und Geologe dürfte manche Anregung erhalten — so bedauert man, daß gerade der Osten des Norddeutschen Flachlandes so wenig Berücksichtigung gefunden hat. Die neuere Vorgeschichtsforschung beachtet den Werkstoff und seine Herkunft mehr, als es früher geschah, um aus diesen Feststellungen über Wanderungen und Handelsbeziehungen der früher vorhandenen Bevölkerung die Schlüsse zu ziehen,

die für das Besiedlungsproblem einzelner Gebiete von ausschlaggebender Bedeutung sind. Sicher wird das Werk die Anregung geben, daß Fachgelehrte, zweckmäßig ein Prähistoriker und ein Geologe, sich zusammentun, um mit Verwertung der vorhandenen Sammlungen und eigener praktischer Erfahrung eine eingehende Bearbeitung zunächst wohl eines Teilgebietes durchzuführen, welche die Grundlage für weitere, zusammenfassende Veröffentlichungen bilden könnte.

Traugott Müller.

Kownatzki, Herm.: **Brückenkopf Elbing.** Elbing 1936. Preußenverlag (Preußenführer). 119 S.

In dem einleitenden Teil gibt der als Archivdirektor tätige Verfasser einen Einblick in die Lage und Entstehung der Stadt Elbing, um die Bezeichnung „Brückenkopf" zu rechtfertigen. Besonders wertvoll erscheinen seine Darlegungen, die das Aufblühen unserer Heimatstadt durch ihre Beziehung zu den Handelswegen verständlich machen.

Neben der Bedeutung der Ritter des Deutschen Hauses St. Marien wird mit Recht die vielfach in den Hintergrund gedrängte Teilnahme der Städte des rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgebietes hervorgehoben.

Wertvoll erscheint die Betonung der Faktoren, die zur Besiedelung des Ostens durch den Deutschen Ritterorden geführt haben. Wenn auch die Einzelheiten der Stadtgründung nicht auf uns gekommen sind, so läßt sich aus der im Elbinger Stadtarchiv erhaltenen Urkundensammlung doch ein ungefähres Bild der damals bestehenden Verhältnisse erkennen. Dem Elbinger Territorium in seiner Bedeutung für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadtgemeinde wird besondere Beachtung geschenkt.

Dem Ende der politischen Wichtigkeit des Ordensstaates sowie dem Aufkommen der ständischen Mitregierung entspricht die Stellung, welche die Freie und Hansestadt Elbing den Königen von Polen gegenüber einnahm. „Durch die staatsrechtliche Autonomie Elbings war für die damalige Zeit auch sein Deutschtum gesichert. Einen ganz unanfechtbaren und wohl den schlagendsten Beweis dafür, daß dieses Deutschtum Elbings polnischerseits nie bezweifelt worden ist, bildet die lange Reihe der Königsurkunden und -briefe im Elbinger Stadtarchiv."

Als 1772 Westpreußen unter die Herrschaft Friedrichs des Großen kam, war das Ende der kleinen selbständigen Republik Elbing gekommen. Seine politische Entwicklung bezog sich nur auf die inneren Verhältnisse. „Einen Nachklang ehemaliger Außenpolitik bildete der Territorialstreit."

Das Steigen der Einwohnerzahl, das sich zum Teil durch die Eingemeindungen erklärt, bringt es zur ansehnlichen Höhe von 75 000.

In ähnlich ansprechender Weise wird die wirtschaftliche Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte bis in die allerneueste Zeit dargestellt.

Es folgt die kulturelle Entwicklung, die in dem Stadtplan, in den Bürgerhäusern und in den öffentlichen Bauten ihren Ausdruck findet. Eingehendere Würdigung finden die Kirchen, bei der auch eine Reihe von kunstgeschichtlichen Fragen zur Erörterung gelangt. Das „geistige Leben" findet hierbei seinen Niederschlag im Elbinger Musikleben, in seinem Theater und seinem Schulwesen. Am Schluß gibt er eine Uebersicht über die Museen und Sammlungen, die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv. Eine Reihe trefflich ausgewählter Abbildungen, von denen nur eine, das Innere der Marienkirche darstellend, wenig deutlich erscheint, bilden einen wertvollen Bestandteil des ganzen Werkes.

Wie die übrigen „Preußenführer", stellt diese Veröffentlichung einen literarischen Leckerbissen dar, der in seiner Ausführung die üblichen Stadtführer weit überragt, allerdings für die große Allgemeinheit an die Leser hohe Anforderungen stellt. Auch benutzt der Verfasser die Gelegenheit, um auf einige kunstgeschichtliche Fragen einzugehen wie die Schutzmantel-Schrein-Madonna oder auf die Lebensgeschichte des Johann Josua Kettler, dessen Porträt die Heilig Leichnam-Kirche schmückt.

Traugott Müller.

Homeyer, G.: **Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften.** Neubearbeitet.

I. Verzeichnis der Rechtsbücher, bearbeitet von Karl August Eckhardt. Weimar. Hermann Böhlaus Nachf. 1934.

II. Verzeichnis der Handschriften, bearbeitet von Conrad Borchling und Julius von Gierke, ebenda. 1931.

Ein altes Nachschlagewerk liegt nun in neuer Bearbeitung vor. Die gewaltige Arbeit, die darin steckt, vermag nur zu ermessen, wer fast täglich mit den alten deutschen Rechtsquellen umgeht. Wir finden auch Rechtsbücher aus Elbings Stadtbibliothek und dem Stadtarchiv im II. Teil unter den Nr. 334—339 verzeichnet. Es handelt sich um Magdeburg-Kulmer Recht dabei und in einem Fall (338) um das Lübische Recht. Die Anführung der letztgenannten Handschrift mag mir Gelegenheit zu einigen ergänzenden Bemerkungen bieten. Nach I war anscheinend nicht beabsichtigt, das Lübische Recht in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Es fehlt nämlich unter den aufgeführten Stadtrechtsbüchern ganz. Handschriften, die einer Gemeinde und ihrer gesetzgebenden Tätigkeit den Ursprung verdanken, wurden von Homeyer bewußt ausgeschieden (S. *1). Unser Cod. A aus dem Elb. Archiv käme also für eine Aufzeichnung nicht in Frage. Dagegen muß schon der Lübecker Cod. Bardewik von 1294 und sein genauer Spiegel, der Elbinger Bardewik von 1295, aus dem Elb. Arch., zur Ergänzung hier genannt werden; denn er verdankt der schriftstellerischen Arbeit eines Mannes (S. *1), Bardewiks, seine Entstehung. Bardewik schuf hier eine systematische Anordnung der Artikel, die 1294 in Lübeck Geltung hatten. Die andern Elbinger Handschriften gehen mit auf ihn zurück. Ich habe ihre Abhängigkeit genau untersucht und in Heft 72 der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins begründet. Der Cod. B um 1300 (Elb. Arch. E 135) bietet eine Verbindung von Cod. A und Bard. Elb. und eine Uebersetzung des plattdeutschen Textes ins Hochpreußische. Von diesen beiden Vorbildern sind durch Zwischenglieder als Abschriften abzuleiten Cod. C, Ende 14. Jhd. (Elb. Stadtb. Q 6), Cod. D, vor 1403 (Elb. Stadtb. Q 3) und Cod. E, 1. Hälfte des 15. Jhds. (Elb. Stadtb. Q 84). An Cod. D hat ein Glossist nach 1553 — also schon außerhalb des Rahmens von Homeyer — ausführlich gearbeitet und dadurch auf den Cod. F aus dem 17. Jhd. (Elb. Arch. F 120) eingewirkt. Daneben läuft eine auf beide Urwerke zurückgehende in sich abhängige Reihe, die nicht ganz leichtdeutbare, in Elbing sonst nicht nachweisbare Artikel über die gewohnte Zahl hinaus hat. Das sind die Cod. a—d: a aus dem Ende des 15. Jhds. (Elb. Arch. C 43), b von 1506 (Elb. Arch. E 109), c von 1512 (Elb. Stadtb. Q 8 = Homeyer II n 338) und d von 1514 (Elb. Arch. E 110). In Zukunft werden also auch die genannten Handschriften neben c von 1512 im Homeyer anzutreffen sein. Sie dürfen von der Wissenschaft nicht übersehen werden. Denn viele Fragen des lübischen Rechts finden von ihnen aus eine neue Beleuchtung.

Edward Carstenn.

Emmerich, Werner: **Der deutsche Osten.** Die kolonisatorische Leistung des deutschen Volkes im Mittelalter. 48 Seiten mit 63 Abb. auf Tafeln.

Aus der Leipziger Schule Rudolf Kötzschkes stammt der Verfasser dieses kleinen Bilderbandes. Einführende Worte gewähren ein sicheres Geleit durch die Jahrhunderte deutscher Wiedergewinnung alten west- und ostgermanischen Landes. Viele neue Aufnahmen machen das Bändchen unentbehrlich, besonders für Schule und Schulung.

Werner Radig.